This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

L. Kompert's

Gesammelte Schriften

STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES

PT2385
K3
1887
v.1

Gesammelte Schriften

von

Leopold Kompert.

Neue unveränderte Ausgabe.

Erster Band:

Aus dem Ghetto.

Leipzig
Verlag von K. J. Koehler
1887.

MEH

Aus dem Ghetto.

Geſchichten

von

Leopold Kompert.

3. Auflage.

Leipzig
Verlag von K. J. Koehler
1887.

Judith die Zweite.

Zur Zeit, als sich die folgende Begebenheit zutrug, sah es im Ghetto ganz anders aus, als jetzt. Die Leute waren damals viel unglücklicher daran als heutzutage, und das rührte hauptsächlich davon her — weil sie keine Zeitungen lasen. Jetzt ist das freilich ganz anders worden. Das Ghetto liest nicht nur, sondern schreibt sich selbst seine Zeitungen, und zur Bundesarmee des gedruckten Wortes stellt es ein gar beträchtliches Kontingent. Das Ghetto hat Federn, die blos in seinem Solde stehen; nur schade, daß es nicht schon damals verstand, sie gehörig in Bewegung zu setzen. Denn dadurch ist manche Geschichte zu Boden gefallen, die jetzt wie eine gestrandete kostbare Beute mit Stricken und Haken ans Land gerettet würde — und nun vergessen bleibt. Wenn aber heutzutage der Vorsteher irgend einer versteckten Gemeinde das Unglück hat, gerade nicht im Besitze der allerschönsten Nase zu sein, so kann man das morgen oder übermorgen ganz sicher überall ausposaunt lesen — der arme Vorsteher und seine Nase!

Wie für so viele andere Dinge muß man aber die Leute

im Ghetto auch darum entschuldigen. Sie hatten damals nicht Zeit zu lesen, oder gar zu schreiben. Ein einziger Mensch besaß damals die ganze Zeit, er hieß Napoleon, die anderen hatten nur Momente. In solchen Momenten konnten die anderen eben nur Athem schöpfen, wenn er ihnen nicht schon früher ausgegangen war. Wie konnte man da schreiben? Die Hand zitterte unter dem Trommellärm und brachte nichts als unleserliche Fliegeneier aufs Papier. Und wie sollte da das arme furchtsame Ghetto, wo Alles schwieg, seine heisere Stimme erheben? Noch gab es damals keine Parteien, die das schwere dogmatische Geschütz gegen einander aufführten; die Kugeln, die damals fielen, machten einem Streite sogleich ein Ende, während sie ihn heute gewöhnlich noch mehr entzünden, und das einzige Dogma, das damals galt, war stärker als der ganze babylonische Talmud. Es hieß Brandschatzung; wollten die Leute nicht recht daran glauben, so donnerten die Kanonen dazu — die sind von jeher die besten Proselytenmacher gewesen.

Dennoch hat das Ghetto seine Geschichte jener Tage; es flattert dort manch ungeschrieben Stück davon. Die Gestalt, die damals mit Siebenmeilenstiefeln über die Erde schritt, war so groß, daß sie auch über die Mauern des Ghetto's hinüber sah. Aber von dem einen Blicke haben die Leute noch jetzt zu erzählen. Wenn ihr daher ein altes Mütterchen, das noch jetzt roth wird, wie eine Klatschrose, wenn man ihr von der lustigen „Franzosenzeit" spricht, oder einen Dorfgeher nicht verschmähet, der als Knabe mit der Pike eines Baschkiren gespielt hat, oder eine eingemauerte Bombe aus jener Zeit — so wollen wir Euch Folgendes berichten.

Es war kurz nach der Schlacht bei Aspern. Uns erging es damals wie den Helden manchen modernen Romans: Tugend und Ausdauer müssen zuletzt vor der einbrechenden Gewalt

Kehraus machen. Aſpern war nur eine Epiſode, aber Wagram die Kataſtrophe dazu.

Von beiden Orten hatte man nach Preßburg nur einen Sprung. Man brauchte blos dem Laufe der Donau zu folgen, ſo fanden die Kanonen den Weg ſchon von ſelbſt hin. Alſo konnte es gar kein Wunder nehmen, daß die Franzoſen eines Tages vor dem Preßburger Brückenkopf erſchienen, in der ganz unverhohlenen Abſicht, erſt ihn und dann die Stadt ſelbſt zu nehmen. —

Ich weiß es im Augenblicke gerade nicht, wie lange da hinüber und herüber geſchoſſen wurde; aber eines Tages, als man glaubte, die Kugeln hätte eine momentane Ohnmacht überfallen, kamen ſie wieder luſtig und lebendiger als je herangeflogen. Da entſtand großer Jammer im Ghetto. Es liegt ſo ganz offen nach der Flußſeite und wiewohl ein eiſernes Gitter von jeher die zarte Beſtimmung hatte, die Leute d'rin vor der Berührung mit draußen zu bewahren, ſo flogen die Kugeln doch ſo ohne Scheu hinüber, als wüßten ſie nicht, daß dort gewöhnlich ein Stadttrabant ſaß, der keine Maus durchließ, ohne ihr auf den Schwanz zu treten. Wo ſaß aber jetzt der Trabant? Die Leute rannten und flüchteten, begruben ihre beſten Sachen in den Kellern und waren blaß wie der Tod. Hie und da flammte ein Haus auf, und die Bomben, ſtatt durch dieſen Anblick mitleidig zu werden, fuhren noch grimmiger drein und ſchürten, wie böſe Ankläger, das Feuer noch mehr an. —

Man kennt das Ende vom Lied. Einige Zeit darauf ſaßen die Franzoſen mit ihren ſächſiſchen Freunden in der alten Krönungsſtadt; für das Ghetto fing aber das Lied erſt an.

Die Leute daſelbſt hatten ihre guten und ſchlechten Tage. Man mag ſagen, was man will, die Umſtände wiſſen ſie ganz

prächtig zu benützen. Was sie auf der einen Seite durch Einquartierung und Brandschatzung verloren, das gewannen sie auf der anderen durch Klugheit und „Spekulation“. Was man ihnen eimerweise genommen, das schöpften sie wieder in Löffeln zurück. Die Franzosen konnten nicht so viel in die Taschen stecken, als durch gewisse Löcher fiel, und man kann denken, die Leute im Ghetto waren nicht die Letzten, die sich bückten, um es aufzuheben.

Manchem steht daher die „Franzosenzeit“ noch jetzt wie ein voller Geldbeutel vor den Augen.

Aber nicht Alle dachten gleich gut. Da war um diese Zeit Leb Rother der unglücklichste Mensch in ganz Preßburg. Rother hieß er von seinen Haaren; es flammte darunter der grimmigste Haß gegen die Franzosen. Leb Rother war einmal mit den Martinigänsen, die die Preßburger Gemeinde alljährlich an den „Hof“ verehrte, in Schönbrunn gewesen, und da hatte er mit dem Kaiser selbst gesprochen. War das nicht hinlängliche Ursache, daß er seit jener Zeit in einem beständigen Begeisterungsrausche lebte? Leb haßte die Franzosen, wie man die Feinde eines Kaisers, der mit „Einem“ gesprochen, hassen muß. Wenn er in dem Gebet „Schemona Esre“ zu jener Stelle kam, wo man Gott um die Zerknirschung seiner Feinde bittet, dachte er sich immer die Franzosen darunter. Jedes Wort, das er aussprach, hätte sich in eine Kugel verwandeln mögen, um in sie zu stürzen!

Am Tage der Schlacht bei Wagram, man kannte ihr Schicksal noch nicht, da ging dieser Leb Rother wie ein Halbtrunkener in der Gasse herum. Er lief mehr als er ging, und taumelte mehr als er lief. Jeden hielt er an und fragte ihn, ob der „Franzos“ oder der Kaiser gewonnen habe, und da ihm Keiner Auskunft geben konnte, so gerieth er in heftigen Zorn

und ging mit einem schrecklichen Fluch davon. „Verschwarzte Franzosen“ hörte man ihn oft rufen; die Leute lachten ihn aus. Oft blieb er mitten in der Gasse stehen, und fing da an zu beten. Wenn man deutlich zuhörte, konnte man Bruchstücke aus den Psalmen des Königs David vernehmen.

Kein Mensch wußte, was mit diesem Leb Rother vorging. Nur er selbst, er hatte in seiner Art einen Entschluß gefaßt, der den Franzosen einen beträchtlichen Schaden zufügen konnte, wenn er zur Ausführung kam. Der Plan war kühn, aber möglich. In der Nacht nämlich wollte er auf das Schlachtfeld hinauseilen, Kleider, Gewehre und Sattelzeuge, und was sich Alles auf geheimen Wegen, die er sehr gut kannte, fortbringen ließ, seinem Kaiser nach Ofen zuführen, wo sich damals die „Monturmagazine“ befanden. —

Man sieht, der Entschluß Leb Rothers war etwas praktischer Natur, denn er hoffte bei dem „Geschäft“ einen recht hübschen Gewinn zu machen, aber für jene Zeit durch und durch patriotisch. Nur brauchte er zur Ausführung einen Gehilfen, der die Gefahr zur Hälfte auf seine Schulter nahm. Das war es eben, was ihn so ruhelos im Ghetto umhertrieb; er fand Keinen, dem er Muth genug zugetraut hätte, und allein hatte wieder er nicht Muth genug.

Zum Glück besann sich Leb Rother in seiner Drangsal, daß er einen Freund habe. Es war dies der „lange Christoph“, Wirth zum goldenen Kreuz auf dem Schloßberge, im Ghetto auch „Rebb Christoph“ zubenannt. Mit diesem Rebb Christoph hatte es eine eigene Bewandtniß; er war mehr Jud' als Christ. Im Ghetto geboren und „aufgewachsen“ war er mit den Sitten, Gebräuchen und Ceremonien der Leute ganz vertraut. Den Jargon sprach er so meisterhaft, daß man sich's kaum einredete, der Mann könne hinterdrein zur Beichte gehen, oder ein Kreuz

ſchlagen. Ueberhaupt war dieſer Chriſtoph eine gar drollige Natur. Am liebſten verkehrte er mit Juden, und wenn die Leute aus der Synagoge gingen, ſo ſtand er gewöhnlich draußen vor ſeinem Hauſe und wünſchte ihnen: „gut Schabbes“ oder „gut Jontef“ (Feiertag). Das „Rebb“ bekam er bei folgender Gelegenheit. Er ſah einmal am Freitag Abends einen Schnorrer an ſich vorübergehen, den fragte er, nachdem er ihn früher mit dem Gruße: Salem Alekem (Friede mit Euch) bewillkommt hatte: „Habt Ihr ſchon einen Balbos,*) wo Ihr zu Schabbes eſſen könnt?“ Der Schnorrer verneinte es. „Nun, ſo ſeid Ihr mein Gaſt auf Schabbes,“ ſagte ihm der Chriſtoph und führte ihn ins Haus, wo er ihn ganz nach jüdiſcher Art bewirthete. Ehe er zu Tiſche ging, wuſch er ſich die Hände und ſprach dann über das Brod die Segnung aus. Nachdem abgeſpeiſt war, verehrte er dem Gaſte das „Benſchen“, d. i. den Tiſchſegen, und da jener zufällig einen Fehler beging, wurde der Chriſtoph ganz zornig und ſagte: „Ihr ſeid ein „Amhoretz“ (Ignorant), Gaſt, und nicht werth, daß Euch ein guter Jud' zum Eſſen einlad't.“ Erſt beim Weggehen erklärte er dem Schnorrer, bei wem er gegeſſen! Seit jener Zeit hieß er im Ghetto „Rebb“ Chriſtoph. —

Zu dieſem Chriſtoph ging nun Leb Rother in ſeiner Noth und vertraute ihm ſeinen Plan. Im Punkte des Patriotismus gab ihm Chriſtoph nichts nach, auch war er gegen einen anſtändigen Gewinn nicht unempfindlich. Sie hatten eine lange Unterredung mit einander und als Leb Rother fortging, ſagte Rebb Chriſtoph im Jargon: „Nu, Leb, die Kalle hat alſo ihren Choßen“ (die Braut hat ihren Bräutigam), womit er ſagen wollte, das Geſchäft ſei abgeſchloſſen, worauf Leb Rother ſagte:

*) Hausherrn.

„Gut, und heut' Nacht ist die Chassne (Hochzeit)." Man versteht schon den mystischen Sinn dieser Worte. —

Wir können hier den Beiden nicht durch die Schlangenwindungen ihres Geschäftes folgen; es gelang ihnen vollkommen. Christoph hatte den Muth und Leb die Verschlagenheit — zusammen gab das den Erfolg. Wer in einer solchen Zeit lebte, wie unsere beiden Freunde, wo jeder Tag ein lebendes Beispiel brachte, den wird das nicht in Staunen versetzen. Wem damals nicht der Kopf zufällig „von selbst" herabfiel, der konnte hoffen, ihn bei der nächsten Gelegenheit um so höher aufzusetzen. — In Zeit von einigen Tagen war alles vorüber, mit Hilfe von Bauern hatten sie ganze Massen von Gewehren, Sattelzeug und Kleidern nach Ofen befördert, und kehrten nun von dort, mit dem klingenden Gewinn in der Tasche, jeder einzeln nach Preßburg zurück. — —

Während dieser Zeit war dem Leb Rother und seinem Freunde Christoph ein furchtbarer Feind erstanden — in einer alten französischen Grammatik. Man wird das unbegreiflich finden, wenn man nicht weiß, daß Chajim Franzos damals die wichtigste Person in ganz Preßburg war.

Dieser Chajim war eine Art Winkellehrer, der um acht Groschen die Woche die Kinder der „Balbatim" im Schreiben, Lesen und Rechnen und auch in der Bibel unterrichtete. In müßigen Stunden lernte er aus einer Grammatik französische Vokabeln; er hatte sie von einem Trödler statt Wochengeldes bekommen.

Aber diese Grammatik war jetzt ein Kapital, das seine herrlichen Interessen trug. Wer damals die Konversationssprache der Weltgeschichte verstand, der war gut daran. Da kann man sich's nun leicht vorstellen, welch ein Franzosenfreund dieser Chajim war! Sie verstanden ja seine Sprache! Bei dem

Einzuge der großen Armee konnte man ihn sehen, wie er baarhaupt vor den Kolonnen einherlief und seinen Hut ganz begeistert schwenkte. Er soll auch „vive l'empereur" gerufen haben, was aber noch der Bestätigung bedarf. In kurzer Zeit hatte er sich an irgend einen schnurrbärtigen Sergeanten herangemacht, mit dem er nun, Arm in Arm, und noch im Gefolge einiger „Unbesiegbaren", durch das Ghetto spazierte. War es Zufall oder Absicht: dem Chajim war die Gasse noch nie so merkwürdig vorgekommen, als gerade jetzt. Vor jedem Hause und Gewölbladen blieb er mit dem Sergeanten stehen und hielt da eine prächtige Rede, worüber den Leuten buchstäblich das Sehen und Hören verging. Besonders verschwenderisch ging Chajim mit dem „Bougre" und „Sacrebleu" um; Tags darauf betitelten sich die Kinder in der Gasse mit Bougre und Sacrebleu!

Bei dem allen war Chajim die wichtigste Person in Preßburg. Wer was bei der großen Armee anzubringen hatte, ging zu Chajim Franzos. Alles ging durch seine Hände; er machte den Unterhändler. Dabei vergaß er sich keineswegs; denn da er der Erste „bei der Hand" war, so handelte er goldene Uhren, Silberbestecke, Geschmeide und was sonst die Unbesiegbaren bei sich als leichte Beute trugen, um Preise ein, über die den ehemaligen Besitzern graue Haare gewachsen wären!

Singend und jubelnd durchzog Chajim mit seinem Sergeanten das Ghetto, Tag für Tag, ja oft auch in der Nacht.

Nur wenn er an einem Hause auf dem Schloßberge vorüberkam, wurde er plötzlich still und die Geister seiner Lustigkeit besänftigten sich auf einen Augenblick.

Denn dort wohnte Blümele, seine Braut, die er nach den Feiertagen heirathen sollte. Chajim liebte das Mädchen, sie war schön und gut; er nahm sie ganz ohne Eigennutz, denn

Blümele war eine Waise, der Vater hatte ihr nichts nachgelassen. Und doch, wenn Chajim daran dachte, daß Blümele bald sein Weib sein werde, überkam es ihn stets wie eine unaussprechliche Segnung! Er glaubte sich tief beglückt und gleichsam begnadigt von Blümele, und doch war er es eigentlich, der sie nahm! —

Am Abend, wenn er seine Tagesbeute an Uhren, Silberbestecken und Geschmeide beisammen hatte, trug er sie zu Blümele, damit sie es „aufhebe". Das Alles sollte einen schönen Beitrag zu ihrer Mitgift geben. Aber das Mädchen sagte nie ein Wort dazu, sie trug die Sachen an ihren Versteck, aber sie freute sich nicht. Chajim meinte, er bringe nicht genug und darum sei Blümele so traurig, und um ihr zu beweisen, daß er kein „Schlemiel" sei, bemühte er sich noch mehr, Aber je mehr er brachte, desto verdrießlicher wurde Blümele. Nie sprach sie, aber um so mehr ihre Thränen.

Zuletzt ärgerte sich Chajim ganz gewaltig über diese Theilnahmlosigkeit seiner Braut. Am 9. Tage des Monats Ab kam er, nachdem er früher mit dem Sergeanten und noch Anderen ganz lustig gewesen war, zu Blümele. An diesem Tage ist Jerusalem zerstört worden und in der Synagoge ertönten die weinend traurigen Klagen darum; die Leute hielten Fasten. Bei seinem Eintreten rief er ganz selig: „Gut Jontef (Feiertag) Blümele! Da bring' ich dir wieder schöne Sachen."

Er legte dabei seine glänzende Beute auf den Tisch. Aber das Mädchen schob die Dinge mit einer heftigen Geberde von sich, daß einige Stücke klirrend auf den Boden fielen. Da wurde Chajim gewaltig böse, er schrie: „Jetzt hab' ich's genug! willst du nicht, daß ich Geld verdiene?"

Blümele sagte aber mit thränenerstickter Stimme: „Halt's für dich; es kleben Sünden daran."

„Narrele," sagte Chajim lächelnd, „Geld verdienen ist keine Sünd'. Der Mensch muß es ja zu was bringen."

„Chajim, Chajim, wie redt'st du um Gotteswillen," rief das Mädchen voll Schrecken aus und schlug die Hände zusammen. „Aus dir redt ja der Wein!"

„Der Wein?" lallte Chajim, nun selbst erschrocken, „wer sagt dir das?"

„Am heutigen Tag zu trinken! wehgeschrien," klagte Blümele, „kann dir denn das gut ausgehen, Chajim? Weißt du, was heut für ein Tag ist?"

Dem Chajim klang diese Frage wie ein Donner; er erinnerte sich, daß er heute eigentlich fasten müsse. So untergegangen war er in seinem tollen Treiben! Er bat Blümele um Verzeihung und gelobte Besserung. Der Verbündete der großen Armee zitterte wie ein Espenblatt.

Als er von Blümele weggegangen war, ärgerte er sich gewaltig, daß er sie so viel habe reden lassen. „Ich nehm' sie ohn' Kreuzer Geld zum Weib und sie zankt da mit mir, als möcht' sie mich von der Gass' aufheben. Soll ich das leiden, daß sie mir über den Kopf wächst?" Einen Augenblick darauf hätte er diesen Gedanken gern mit ätzender Lauge aus seiner Seele gebracht! —

Noch an demselben Tage sollte Chajim wegen seiner Franzosenfreundschaft eine neue Wunde erhalten. Er war in die Synagoge gegangen und hatte sich dort unter die fastenden Leute gestellt, als gehörte er zu ihnen. Hernach eilte man schnell nach Hause, denn die Nacht war hereingebrochen und der lange Fasttag hatte ein Ende. Hie und da bildeten sich Gruppen in der Gasse, die nach den drei Sternen am Himmel lugten, denn diese Zahl bildet das gesetzliche Zeichen der angebrochenen Nacht. Auch Chajim blickte hinauf: er wußte selbst

nicht warum. Da hörte er hinter sich das heisere Gelächter Leb Rothers, wie er sprach:

„Wer da will sein Wunder erleben, muß sehen den Franzos auf die Sterne gucken. Meint man nicht, die Gedärm' gehn ihm vor Hunger heraus? Sein Fasten soll mir auch nicht schaden!"

Das Blut siedete in Chajim's Adern; aber er hielt an sich. Leb Rother fuhr aber in seinen giftigen Bemerkungen fort.

„Hätt' man nicht meinen gesollt, mit Chajim Franzos könnt' man Jerusalem aufbauen? Da seht's, was aus ihm geworden ist; er kennt sich gar nicht mehr. Keck Wesen gilt aber mehr als baar Geld, und alle Stummen wollen am meisten reden."

„Meint Ihr mich damit, Rebb Leb?" sagte Chajim zitternd vor Zorn und wandte sich um.

„Ein Haar auszieh'n von einem Schwein ist eine große Mitzweh (Gebot)", schrie Leb Rother und ging, mit einem Stoße in Chajim's Seiten, schnell vorüber. „Da hast du's, Franzos!" — —

Wenige Tage darauf ging ein ungeheurer Schreck durch das Ghetto. Französische Soldaten waren in die Wohnung Leb Rothers gekommen und hatten da Hausuntersuchung gehalten. Sie wollten Leb Rother verhaften. Dasselbe war auch bei Christoph geschehen. Die beiden hatten aber noch frühzeitig „Wind" bekommen und hatten das Weite gesucht. Offenbar war ihr Geschäft verrathen worden und der Patriotismus sollte Buße thun. —

Es war dies, abgesehen von der Brandschatzung, der erste fühlbare Angriff des strengen Kriegsrechtes und war gegen ein Leben des Ghetto's gerichtet. Im Ghetto ist aber jeder wie mit tausend Ketten an das Ganze gebunden. Das Leid hat

hier tausend Zungen und wenn hier der Blitzstrahl in eines Einzelnen Glück fährt, senken sich tausend Augenwimpern. Darum ging auch ein Schrei über Aller Lippen! —

Leb Rother und sein Gefährte irrten indeß in den Preßburger Gebirgen seit einigen Tagen herum. Sie hielten sich immer zusammen und das war unklug von ihnen; denn dadurch konnten sie leichter bemerkt und aufgegriffen werden. Ihr Leben war ein beständiges Blicken in den Rachen einer Klapperschlange! Bei Tag verbargen sie sich in irgend einem dunklen Gesträuch, bei Nacht suchten sie die öden Winzerhütten auf. Leb Rother betete in einem fort aus einem Thillim-(Psalmen-)Buch, das er bei seiner Flucht vom Hause unbewußt zu sich gesteckt hatte; Rebb Christoph pfiff ein katholisches Kirchenlied dazu. Nur des Nachts schlichen sie aus ihren Verstecken hervor und krochen in die Weingärten, um sich an den halbreifen Trauben zu erquicken, denn es war erst um die Hälfte des Monates August. Oft sahen sie aus ihren Schlupflöchern Soldaten vorüberziehen, die vielleicht auf ihr Leben fahndeten. Dann hielt Christoph im Pfeifen ein, Leb's Lippen bewegten sich aber schneller und er blätterte in dem alten Psalmenbuche den Psalm des Königs David auf, als dieser die Rebellion seines Sohnes Absalon vernommen hatte: „In meiner Noth fleh' ich zu dir, mein Gott, du bist mein Fels und meine Schutzwehr."

Eines Tages sprach Christoph zu seinem Freunde:

„Mir geht die Geduld aus, Leb, ich bin hungrig wie ein Wolf. Man hört meinen Hunger gewiß bis nach Preßburg."

„Du hast einen langen Hals, Christoph," sagte Leb Rother gleichgültig, „sieh mich an, hast du schon ein Wort über meine Lippen gehen gesehen?"

Christoph schlug ein Höllengelächter auf.

„Meinst du," rief er, „ich bin einer von deinen Leuten, ich kann fasten und mich peinigen und kasteien von früh Morgens bis auf die Nacht? Das könnt Ihr thun, Euch kommt so was zu gut; denn wenn der Mensch sich Essen und Trinken abgewöhnen kann, kann er Alles anfangen. Meinst du, ich weiß nicht, warum Ihr das Geld habt? Aber was macht das? Ich sag' dir, Leb, der Mensch muß essen und du weißt gar nicht, was Euer Herrgott für ein strenger Patron ist, wenn du z. B. kein Schweinfleisch essen darfst. Bist du auch so ein Narr, daß du meinst, ein Stück davon führt gerad' in's Gehennim (in die Hölle)?"

Dabei schnalzte Christoph mit der Zunge, als läge ihm ein fetter Bissen darauf, Leb Rother aber, statt aller Antwort auf die Blasphemien seines Gefährten, fuhr in den Psalmen fort eifrig zu „sagen". Wie Wetterbäche stürzten die alten Laute der Offenbarung über seine Lippen; aber die königlichen Klagelieder machten keinen Eindruck auf Christoph's hungrigen Magen.

„Sag' du nur fort," meinte er lachend, „und gib mir keine Antwort, von dem Allen wirst du doch nicht satt. Und gerad aus dem Buch! Euer König hat in einem Muck (Wink) mehr Sünden begangen, als du an tausend Jom Kippurs verantworten kannst. Und hat er nicht auch die Schaubrode gegessen? Deswegen darfst du Schweinfleisch essen!" —

Da Christoph bemerkte, daß er dem Leb mit seinen philosophischen Gründen nichts anhaben könne, dachte er auf andere und solche, die ihn mehr erschütterten. Einstweilen streckte er sich auf den Boden hin und pfiff ein Kirchenlied, blos um den Leb zu ärgern.

Am andern Morgen, als Leb bei kaum herandämmerndem Morgenlicht wieder in seinem Psalmenbuche betete, sagte

Chriſtoph mit einer Bewegung in der Stimme, als hätte er an Leb ein Ungeheures entdeckt: „Wie kommt das, Leb, daß ich dich nicht ſeh' die Tefillin (Gebetriemen) umbinden? Leb, Leb, du wirſt mir ein großer Poſche Jisroel (Abtrünniger von Iſrael)!"

„Narr," ſagte Leb, „ſiehſt du denn nicht, daß ich in Noth bin? Ich hab' ſie zu Haus vergeſſen, und unſere Gelehrten ſagen auch, wenn man in einem Zuſtand iſt, wo man ſeine Pflicht nicht thun kann, ſo iſt man davon frei. Und das weißt du nicht, Chriſtoph? Rebb Chriſtoph! du wirſt mir ein großer Amhoretz (Ignorant)."

„Gut geſprochen, Leb," rief Chriſtoph mit ſchrecklichem Gelächter, „ſoll ich leben, geſprochen wie der erſte Rebbe in ganz Ungarn. Wenn der Preßburger Rabbiner ſtirbt, ſo müſſen ſie dich dazu machen; ſie können einen Andern gar nicht dazu brauchen! So ſoll ich leben, gut geſprochen! Alſo deinen Gott kannſt du eher abſpeiſen als deinen Magen? Da irrſt du dich gewaltig, Leb! Iſt dein Magen jetzt nicht auch in Noth? Kannſt du mit ihm nicht daſſelbe thun, was du mit Hand und Kopf thuſt, wenn du keinen Gebetriemen umlegſt? Ich ſag' dir, Leb, das muß auch im Talmud ſtehen, daß nämlich der Menſch, wenn er in Noth iſt und hungrig dazu, überall und Alles darf eſſen. Es muß dort ſtehen, und du wirſt's nur überſchluppert (überblättert) haben. Iſt's wahr oder nicht?"

„Du biſt ein Ungläubiger," ſagte Leb, „du verſtehſt mich nicht. Jeb' Wort, was ich mit dir red', iſt verloren. Laß mich in Ruh!" — —

Die folgende Nacht war der Vorabend des Sabbats. Da es zu dunkel war, um noch zu beten, ſaß Leb in ſeinem Verſtecke ſtill und ſinnend, und ſeine Gedanken flogen wie Leuchtkugeln nach Preßburg. Da ſah er in ſeinem Geiſte, wie der

holde, duftende Sabbat überall einzog; er fühlte gleichsam das Wehen seines Kommens, den leisen Flügelschlag seines Herannahens. Ueberall war Friede, Seligkeit und Lust. Er kam aus der Synagoge nach Hause, da strahlte die siebenzinkige Lampe ein so freundliches Licht aus; sein Weib stand im reinlichen Sabbatkleide vor ihm; auf dem Tische glänzte das weiße Linnen. Seine Kinder, das schwarzhaarige Josefel und die gescheidtere, sanfte Vögele kamen ihm entgegengesprungen und stritten um die Wette, wen der Vater früher benschen (segnen) würde, und gaben ihm ihre Köpfe zu gleicher Zeit hin. Da legte er, um den Streit zu vermeiden, die rechte Hand auf Josefels und die linke auf Vögeles Kopf; er bedachte nicht, daß er jedem einen eigenen Segen schuldig war. — Dann hörte er die frommen Tischgesänge der Leute und diese uralten Melodien weckten wieder andere in ihm. In seiner Stimmung fiel ihm das Lied ein, worin man die Ankunft des Sabbats mit einem Bräutigam vergleicht, der seine Braut überrascht. Die ganze Synagoge sang das Lied in ihm mit lauter, freudiger Stimme; aber seine Lippen blieben stumm und bewegten sich nicht.

Auch so eine arme, verlassene Judenseele hat ihre Träumereien und Gedankenblumen, und ihr Duft legt sich nicht weniger weich an den Himmel als von denen, die ihn in Pacht zu haben meinen! — —

Dann gedachte er seiner jetzigen Lage: so fern von Weib und Kind, dem Tode entgegensehend, und den höhnischen Bemerkungen seines Gefährten ausgesetzt. Da mußte er tief aufseufzen.

„Bist du hungrig, Leb?“ fragte ihn sogleich Christoph, diesmal aber in einem ungewöhnlich ernsten Tone.

Leb antwortete nicht.

„So komm', du Narr," sagte Christoph, „und laß uns essen gehen." Er zog den Leb von seinem Sitze auf, und der, als übte Christoph eine dämonische Macht über ihn aus, folgte ihm. Hätte Christoph sich noch besser auf Seelenkunde verstanden, als er sich ohnehin verstand, er hätte nicht so innerlich aufgejauchzt über die gelungene Bekehrung seines Gefährten, er hätte bemerken können, daß Leb's Entschluß nicht das Resultat seiner Ueberredung war, sondern viel tiefer und inniger lag, dort nämlich, wo der Verstand seinen Boden an das Gemüth überläßt. Der Sabbat hatte es ihm angethan. —

Sie gingen nun in die weiche sommerwarme Nacht hinein, vielleicht zwei Stunden lang. Auf dem Wege sprach Christoph von nichts Anderem, als den Genüssen, die ihrer warteten, Leb's ahnungsvolle Seele aber, die sich zwischen dem Dufte des Sabbats, dem er entgegenzugehen meinte, und der Gefahr entdeckt zu werden, wie zwischen Himmel und Hölle auf und nieder bewegte, hatte bei den lauten Ausbrüchen seines Freundes nur das tiefste Stillschweigen.

Hie und da lag eine einsame Schenke auf ihrem Wege; aber Leb zog den hungrigen Christoph jedesmal zurück. Es war ihm keine einsam und entlegen genug. Er glaubte, die Franzosen säßen in jedem Glase und auf jeder Gabelspitze. Endlich fanden sie im tiefen Gebirge ein Wirthshaus, das selbst Leb für unverdächtig erklärte.

Sie traten ein. Wie ein gehetztes Wild sah sich Leb in der Stube um, während Christoph mit lauter Stimme nach dem Wirthe rief, und Braten und Wein begehrte. Er wollte seinem Freunde sogleich die praktische Anwendung seiner verführerischen Lehren geben. Leb, als der Klügere, setzte sich schweigsam an den Tisch. Sobald aber Christoph das Verlangte

vor sich stehen hatte, gerieth er in eine ausnehmende Lustigkeit, er war wie selig.

„Sag's selbst, Leb," rief er, „hat der Preßburger Rabbiner heut' Nacht so ein gutes Schabbesessen? Greif zu, Bruder, ich versprech dir's, der Talmud soll kein Wort davon hören, greif zu."

Während er aber selbst so wacker zugriff, daß er kaum Zeit zum Aufsehen gewann, hatte er nicht bemerkt, daß sich Leb indessen mit trockenem Brode begnügte. Ueber ihn war der Geist des Sabbats gekommen und bewahrte ihn vor dem Falle. Christoph wurde aber immer lustiger und lauter, er begann Lieder zu singen, vor denen Leb's Haare sich aufsträubten, sie klangen in die Nacht hinaus und weckten die tückischen Luftgeister. Schon mehrmals hatte Leb zum Aufbruch gemahnt, aber Christoph war nicht fortzubringen, und je mehr er zu sich nahm, desto näher rückten ihm die Erinnerungen der ausgestandenen Leiden auf den Leib. Er hatte auch die Zukunft vor Augen!

Da entstand plötzlich Geräusch von Männertritten vor der Thüre, eine furchtbare Ahnung durchzuckte Leb's Seele, er wollte fliehen, aber es war schon zu spät.

Gleich darauf traten französische Soldaten herein; es dauerte nicht lange, so waren die Beiden erkannt. Den Leb verriethen seine Haare; Einer zog das Signalement der Flüchtlinge hervor, es lautete auf Beide.

Auf dem Wege, den sie nun zwischen Bajonetten gingen, sagte Christoph zu dem vor tiefem Schmerz ganz gebeugten Leb: „An dem Allen bist eigentlich nur du und dein teuflischer Talmud schuld. Hättest du mit mir gegessen, so wär' ich zeitiger fertig geworden. Jetzt wird der Kopf herunter, Rebb Leb! du verlierst eigentlich nichts dabei, denn du hast keinen, sonst hättest du mit mir gehalten; aber für mich ist ewig Schad!

Es kommt sobald nicht wieder ein Christoph auf die Welt. Für mich ist Schad!" —

Des andern Tages wurden die Zwei nach Preßburg gebracht. Sie saßen in Ketten an einander geschlossen auf einem Wagen, um sie herum Soldaten mit geladenem Gewehre. Als hätte es jemand den Franzosen verrathen, daß Leb Rother damit das tiefste Weh bereitet wurde, wenn er seine Schmach und Erniedrigung vor seinen Glaubensgenossen zur Schau tragen mußte, wurden sie gerade durch das Ghetto gefahren.

Es gibt Lagen, wo die menschliche Seele, durch Noth und Drangsal getrieben, all das Ursprünglich-Große ihrer Entschlüsse vergißt und nur das momentane Leiden mitsprechen läßt. So vergaß Leb Rother, daß er im Grunde eine patriotische That begangen, deren er sich nicht zu schämen brauchte; er vergaß, daß er unter glücklichen Umständen vielleicht ein gepriesener Name geworden wäre. Aber er sah nur auf seine Ketten, die brannten ihn wie Feuer. Verzweifelt schlug er sich die Hand über die Augen, als sie den Schloßberg hinanfuhren, damit er sich und seine Schmach und die Welt nicht schaue.

Christoph wurde aber immer lustiger, je näher er dem Ghetto zu kam; er war nun in seinem eigentlichen Element. Es war Sabbat und die Leut' kamen gerade aus „Schul'." Als Leb ihrer ansichtig wurde, fing er an laut zu weinen, daß man es weit und breit hören konnte. Christoph verwies ihm diese Weichmüthigkeit und grüßte mit kecker Geberde vom Wagen herab. Selbst im Angesicht des Todes verlor er seine gewöhnliche Lebensfarbe nicht.

„Gut' Schabbes Leut'," sagte er wie sonst, „wie ist heut die Derascha (Predigt) vom Rebbe ausgefallen? Habt Ihr gut Acht gegeben daß Ihr's Euern Weibern wieder erzählen könnt, wenn ihr nach Haus kommt? Ich könnt' euch eine andere

Predigt vorpfeifen, bei der mein Compagnon Leb Rother so gut zugehört hat, daß er darüber Essen und Trinken vergessen hat."

Als er aber durch einen Soldaten zum Schweigen gemahnt wurde, sagte er: „Nu, im Gehennim kriegt man den Ochs um einen Kreuzer. Der Christoph ist doch mehr werth! Gut' Schabbes Leut', und laßt Euch das Essen gut schmecken."

Sein eignes Haus stand ihm jetzt vor Augen; da wurde auch er still; man sah ihn nach dem „goldenen Kreuz" mehrmals zurückblicken. — —

Damals in der strengen französischen Zeit, wo Leute, die einmal in königlichen Windeln gelegen, in stiller Nacht aus ihren Betten gerissen und hinter irgend einem Schloßgraben erschossen wurden, konnten die sechs Kugeln, die so einer vergessenen Judenseele das Lebenslicht ausbliesen, keinen Knall machen. Wer sollte sich Leb Rothers annehmen? Sein eigener Kaiser, für den er in den Tod gehen sollte, irrte als Flüchtling herum, und der Feind saß in der Burg seiner Väter. Das Ghetto selbst konnte nichts thun, es sah sich hier einer Macht gegenüber, mit der sich weder „im Guten noch im Bösen" unterhandeln ließ. —

Leb's Weib kam mit ihren Kindern auf das Gemeindehaus und beschwor da den Vorsteher und die Beisitzer, sich ihres Mannes anzunehmen. Sie meinte, das stünde in ihrer Macht! Aber die Umstände hatten sich gewaltig geändert. Was hatte man nicht früher mit Rebb Koppel, dem Vorsteher, alles durchgesetzt! Er war bei allen Aemtern und Gerichten angesehen; er war so zu sagen die Hand und das Ohr der Gerechtigkeit! Als der Kaiser die Juden zu Soldaten konskribiren wollte, war Rebb Koppel, der darin eine Gefahr für die Religion erblickte, zur Audienz nach Wien gegangen. „Majestät, hatte er gesagt, wenn wir Soldaten werden sollen, so lassen Sie uns

alle nur gleich erschießen." — Der Kaiser war böse geworden — aber die Maßregel unterblieb und dadurch blieben Tausende von jüdischen Kindern vor den Kugeln der Schlachten frei.

War nun Rebb Koppel, der Vorsteher, nicht vollkommen berechtigt zu glauben, er werde den einzigen Leb Rother vor den sechs Kugeln bewahren können?

Am Nachmittage sah man ihn denn im feierlichen Staat, seinen Schameß (Diener) voraus, sich zum französischen Kommandanten begeben. Er machte wirklich eine ganz vornehme Figur; er war ein starkgebauter Mann und sein Gesicht hatte etwas Kühnes und Gebieterisches. Die Leute sahen ihm voller Ehrfurcht nach. Als er an dem Wachthause, das dort beim Gitter ist, vorüberkam, präsentirte der französische Soldat sein Gewehr! Die Ehrfurcht der Leute steigerte sich bis zum Staunen. Sie sagten: Wenn's Keiner durchsetzt, der setzt es durch. Sie wußten nicht, daß der Soldat durch den Schameß Geld bekommen hatte, damit er das Gewehr präsentire. Rebb Koppel wußte sein Ansehen zu behaupten!

Schon nach einer halben Stunde kam der Vorsteher zurück. Sein Gesicht war blaß und schmerzlich aufgeregt; er ging gebeugten Ganges. Der Soldat präsentirte nicht mehr und die Leute sagten sich nichts Gutes voraus. Rebb Koppel hatte auch wirklich nichts ausgerichtet; er hatte den General bestechen wollen, der vielleicht morgen ein Herzogthum besaß, und war schmählich abgewiesen worden. —

Es bestätigte sich immer mehr, das Ghetto hatte nicht mehr seine früheren Richter. —

Weil man aber nun etwas haben mußte, auf das man sein Weh wälzen konnte, fiel aller Haß wie auf ein verabredetes Zeichen auf Chajim Franzos und seine Braut. Viele waren bei der Scene gegenwärtig gewesen, wo Leb Rother auf

Chajims regelloses Leben so tückisch angespielt hatte, und nun meinte man, kein anderer könne ihn „angegeben" haben als Chajim. —

Anfangs getraute man sich nicht, dieser Anklage Worte zu geben, denn Chajim war noch eine zu gefürchtete Macht; wenn er aber durch die Gasse ging, sah er, wie man die Köpfe zusammensteckte, und unverständliche Worte flüsterte. Seit dem Zerstörungsfeste Jerusalems hatte Chajim ein schlechtes Gewissen; er fühlte es also gleich, daß von ihm die Rede sei. Eines Tages blieben seine Schüler aus, denn er hatte sein altes Handwerk wieder ergriffen. Er konnte sich schrecklicher Ahnungen nicht erwehren, und um ihrer los zu werden, ging er auf die Gasse hinaus, nachzusehen, wo denn die Schüler blieben.

In der Gasse fand er die meisten mit Spielen beschäftigt; als sie den Lehrer kommen sahen, liefen sie mit großem Geschrei davon, nur Einer, sonst sein liebster, hielt ihm Stand.

„Warum kommt Keiner in die Schul'?" fragte ihn Chajim.

Erst sah der Knabe verlegen zu Boden, dann sagte er schluchzend: „Der Vater hat's verboten."

„Und warum?" Chajim zitterte vor banger Ahnung.

„Weil der Lehrer ein Moßerer (Denunziant) ist," sagte der Knabe nach langer Pause, „der Lehrer hat Leb Rother angegeben; Leb Rother wird werden erschossen; ein Moßerer darf mit keinem jüdischen Kind lernen."

Voll Entsetzen ließ Chajim den Knaben los. Und wie er dann durch die Gasse zurückging, stand die furchtbare Anklage auf allen Lippen und Augen; wie funkelnde Messerspitzen sah sie zu allen Häusern und Fenstern heraus. Die Steine schienen ihm nicht aus dem Weg gehen zu wollen, bis sie ihm das schreckliche Wort zugeschrien hatten, die Gasse dehnte sich ins

Unendliche aus, damit die Luft Raum gewinne, ihre dunklen Anklagelaute ihm entgegenzutönen. Er lief zu Blümele, um sich wenigstens vor ihr zu reinigen.

„Weißt du, Blümele, was die Leut' von mir reden?" sagte er mit fahlen Lippen, „sie heißen mich Moßerer und sagen, ich hätt' Leb Rother angegeben. Sein Blut wird über mich kommen; wehgeschrien!"

„Ich weiß das Alles," sagte darauf Blümele, „die Leut' speien vor mir aus, weil ich deine Kalle (Braut) bin. Heut' früh', wie ich über die Gasse gegangen bin, hat mich Leb Rothers Weib schier umgerissen, sie ist auf mich gefallen und hat geschrien: „Du und dein Choßen (Bräutigam) bringt's meinen Mann um." Man hat mich nur mit Gewalt von ihr losgebracht."

Im tiefsten Schmerze war Chajim auf den Boden gesunken. Er weinte und seine Braut stand bleich und aufgeregt neben ihm. Da sagte sie: „Deine Sünden, Chajim, kommen dir nach, Gott hat dich gestraft."

Da sprang Chajim ganz wild auf und schrie: „Hältst du mich auch für einen Moßerer?" Er schlug die Thüre auf und stürzte fort. Blümele rief ihm umsonst nach. —

Zu Hause angekommen, sperrte sich Chajim ein; kein menschliches Auge sollte auf seinen Jammer schauen. Hier verlebte er grauenvolle Tage und wuchs beinahe in seinen Schmerz hinein. Oft war er überzeugt, kein Anderer könne Leb Rother angegeben haben, als er; dann griff er sich in die Brust, nannte sich selbst Moßerer und spie giftig vor sich selbst aus.

Indessen schien der Schlag, der die schuldigen Häupter Leb Rothers und seines Gefährten treffen sollte, noch lange zögern zu wollen. Sie saßen schon seit einigen Wochen in festem Gewahrsam und außer mehreren Verhören, worin Leb

oft zugestand, was Christoph geradezu ableugnete, war noch nichts geschehen, was auf einen gewaltsamen Richterspruch hätte schließen lassen.

Da kam zwei Tage vor Jom Kippur die Weisung an die Preßburger Rabbiner, Männer ihres Glaubens zu Leb Rother zu schicken, damit sie ihn zum Tode vorbereiten sollten, denn es sei sein Wunsch, nicht ohne Religion zu sterben.

Um die bestimmte Stunde begaben sich zehn Männer aus der „Gesellschaft der Todtengräber" aufs Schloß. Wie sie durch die Gasse gingen, erscholl lautes Weinen; man schloß die Gewölbe und ein großer Menschenhaufen begleitete die Todtengräber. Mit Leb Rother wurde wie mit einem Sterbenden verfahren. Man sprach die gebräuchlichen Gebete mit ihm, wie sie im „Maiwer Jakob" stehen; Leb sagte Wort für Wort nach. Dann mußte er die „Avide" oder das Sündenbekenntniß ablegen; er that es mit vielen Thränen. Bei jedem Worte schlug er sich an die Brust und stöhnte wie ein von wahrhafter Todesangst Umfangener!

Zur selben Zeit breitete eine andere Religion auch in Christoph's Gefängnisse ihre letzten Spendungen aus. Und wunderbar! als der Priester mit dem Glöcklein, das Allerheiligste hoch in den Händen haltend, durch die Gasse kam, wo seine Erscheinung sonst Furcht und Groll verursacht hatte, sah man ihm jetzt mit einer Art gläubiger Ehrfurcht nach. Vielleicht rief das Glöckchen in manchem Gemüthe den Gedanken wach: wie es doch nur der Todesweg sei, auf dem sich die beiden Religionen begegneten, und daß es gerade eine blutige Leiche sein mußte, über der sich die Nieversöhnlichen die Hände reichten! — —

Am Tage, wo das geschehen, fühlte sich Chajim von einer furchtbaren Unruhe gequält. Leise Stimmen schienen an die

Fensterscheiben wie mit unsichtbaren Fingern zu pochen und ihm das Todesurtheil Leb Rothers zuzurufen. Entsetzt sprang er auf und wollte auf die Gasse. Aber da er den dumpfen Lärm, der beim Weggehen der Todtengräber entstand, zu sich heraufdringen hörte, kehrte er wieder um.

In der Nacht, als er weinend auf dem Boden saß und zu sterben meinte vor ungeheurem Jammer, ging plötzlich die Thüre auf. Blümele trat herein. Bei ihrem Anblicke überfiel ihn ein banges Zittern; er meinte, sie komme ihm Vorwürfe zu machen. Darum hielt er sein Angesicht abgewandt und wagte nicht sie anzublicken. Aber wie ward ihm, als Blümele leise mit ihrer Hand ihm über die Stirne fuhr und sprach: „Was weinst du, Chajim? Und wenn dich die ganze Welt anspeit, und wenn dir Keiner glaubt, ich bleib bei dir, ich glaub', daß du nicht schlecht hast sein können."

Wie Frühlingsschein dämmerte es in Chajim's Seele. Er faßte die Hand Blümele's, sie zitterte in seiner; er blickte ihr in das schöne liebe Antlitz, und da war es ihm, als stünde da die Lösung seines Jammers mit großen Buchstaben geschrieben. Die Welt, flog es ihm durch's Gehirn, kann doch nicht so schlecht sein, wenn Blümele drin herumgeht, dem Gesichte müsse sie Glauben schenken.

„Ich weiß erst jetzt," sagte er ganz fröhlich, „daß ich Leb Rother nicht angegeben habe. Du glaubst nicht, Blümele, was ich dadurch hab' ausgestanden. Kein Judenkind soll solche Tage erleben."

„Und ich, und ich?" schrie das Mädchen mit überquellendem Gefühl. Chajim bemerkte nicht, welche Bläße über Blümele's Antlitz zog, als dieser gewaltige Aufschrei aus ihr tönte. Chajim aber meinte in seiner Lustigkeit: „Sind wir beide nicht Narren, ich und du, daß uns Leb Rother was an-

geht? Weiß ich, wer Schuld ist an seinem Tod? Das Feuer, was mich nicht brennt, lösch' ich nicht."

„Um Gottes Willen," rief Blümele erschrocken, „wie redt'st du, Chajim. Vergißt du, daß man dir Leb Rother immer, und wenn du hundert Jahr noch lebst, wird vorhalten? Du wirst in seinem Blut herumwaten müssen, so lang du in der Welt bist; es wird dir über den Kopf zusammenschlagen. Denk' dir, wenn du Kinder hast und die Leut' sagen vor ihnen: der Vater ist n' Moßerer gewesen, was kann da Guts sein? — Und das ist Alles nichts! Leb Rother ist eine Judenseel', willst du die zu Grund' gehen lassen?"

Das stürzte Chajim's Seele wieder in Traurigkeit. Er rief: „Gott, Gott, warum hast du mir das zugeschickt? Was soll ich thun?"

Nach einer langen Weile sprach Blümele: „Sag', Chajim, wär' das ein Unglück für dich, wenn ich nicht dein Weib werd'?"

Chajim lächelte ungläubig. „Schöne Frag' das," meinte er.

„So hör' mich an, Chajim," begann Blümele in einem ungewöhnlichen Ton; „ich komm' dir etwas sagen; du wirst ausspeien vor mir, wenn ich nur ein Wort gesagt hab'. Du wirst mich dann hinausstoßen, du wirst mir ins Gesicht schlagen, denn das, was ich thun will, hast du dir nicht vorgestellt; ich kann dann nicht mehr dein Weib werden."

Chajim horchte in Angst auf.

„Ich will zum französischen General gehen," sagte Blümele ganz tonlos.

„Was dort?"

„Ich will bitten für Leb Rother und Christoph."

„Du?"

Dem Chajim kam dieser Entschluß so wunderbar vor, daß

er erſt nach einer langen Weile hinzuſetzte: „Und wenn er dir's abſchlägt?“

Da fiel ihm Blümele mit einer heftigen Geberde um den Hals und raunte ihm etwas in die Ohren. Dabei erzitterte ihr ganzes Weſen und das Antlitz war in die feurigſte Röthe getaucht.

Es mußte entſetzlichen Inhalts ſein, was Blümele geſprochen, denn Chajim ſtieß einen gellenden Schrei aus und ſtürzte von ihr fort.

„Gott ſei davor,“ rief er, „die Sünde darfſt du nicht begehen.“

„Miſch' nicht Gott hinein,“ ſagte das Mädchen beinahe ruhig, „ich thu's nur um ſeinetwegen. Ich hab's mit mir ausgemacht, Leb Rother ſoll nicht zu Grund' gehen.“

Chajim aber weinte und jammerte fort. „Thu's nicht, Blümele, wehgeſchrien, was haſt denn du verſündigt, daß du dein Beſtes wegwerfen willſt?“ Er bedeckte ſich ſchamvoll das Antlitz, als hätte er den Entſchluß Blümele's zu offen herausgeſagt.

„So will ich allein gehen,“ ſprach Blümele und ging ſchon zur Thüre. Da kam ihr Chajim vor; er warf ſich ſeiner ganzen Länge nach neben die Thüre und verrammelte ihr ſo den Ausgang. Sein Geſicht war auf den Boden gedrückt. So lag er, ohne Aeußerung, lautlos und ſtill einige Minuten, während Blümele, unſchlüſſig was ſie thun ſollte, in der Stube auf und ab ging.

Mit einem Male richtete ſich Chajim langſam auf; er fuhr ſich über die Stirne und blickte dann Blümele ohne Schmerz und Thränen an. Während jener Zeit war ihm jener Strahl, den wir Eingebung nennen, gekommen; er ſah nun alles klar.

„Geh' nur, geh' nur,“ ſagte er, „ich ſeh' doch, es iſt Gottes-werk. Ein Judenkind geht um das andere hin; geh' nur! Und wenn du willſt, ſo führ' ich dich ſelbſt hin, denn auch das ſeh'

ich, du thuſt es um meinetwegen. Aber mein Weib mußt du doch werden, Blümele."

Blümele flog auf ihn zu; ſelig umſchloſſen ſich die Zwei. —

Zwei Stunden vor Mitternacht gingen Chajim und Blümele fort. Die Nacht hatte ihre ſchönſten Sterne angethan, als wollte ſie die That Blümele's recht beleuchten. Das Ghetto war ſtill und ſtumm; als ſie an das eiſerne Gitter kamen, das ihnen der Stadttrabant öffnete, warf Blümele noch einen letzten Blick in die Gaſſe. Ohne ein Wort gingen ſie weiter. — Der General wohnte auf dem Barmherzigen-Platz.

Der Soldat, der vor dem Hauſe Wache ſtand, ſtrich ſich mit einem ſchmunzelnden „Sacrebleu" den Schnurrbart, als das ſchöne Mädchen in ſo ſpäter Nacht Einlaß begehrte. Das Hausthor ſchloß ſich auf — Blümele verſchwand. —

In der kalten einſamen Nacht ſtand Chajim draußen. Charaktere ſeiner Art nehmen wieder bald ihre urſprüngliche Färbung an, und ſo darf es nicht Wunder nehmen, wenn er ſeinen unendlichen Jammer in Thränen preisgab. — Die Nacht war vorüber und die erſten Strahlen flogen über den Morgenhimmel, als Blümele wiederkam. Der Schulklopfer ging mit dem Hammer, der zum Gebete weckte, durch die Gaſſe, als ſie den Schloßberg erreichten. Der Mann ſchüttelte den Kopf. —

Am anderen Tage wunderten ſich die Leute gar ſehr, als Leb Rother und Chriſtoph „frank und frei" aus ihrer Haft kamen; es däuchte allen wie ein Wunder. Am Jom Kippur mußte Leb Rother „Gomel benſchen," d. h. Gott für ſeine Rettung danken. Man hat erſt ſpäter gehört, was Chajim's Blümele für eine „Judenſeele" geopfert hatte.

Alt Babele.

Schreiende Knaben, die eben aus der Schule heimkehrten, verfolgten ein altes wahnsinniges Weib über den Preßburger Schloßberg. Ein Jammeranblick war's, dieses Weib zu sehen, wie es fliehend vor seinen unbarmherzigen Verfolgern daherschlumpte, ein großes Pack, das es in den Händen hielt, der Flüchtigen über die Füße schlug, unter der schmutzigen Haube graue Flechten hervorquollen, über die fahlen Lippen eilige Flüche herabstürzten.

„Hendel, wo ist dein Kind," schrien die Knaben, „wo hast du dein Kind, Hendel?" Wenn sich nun ein solcher Ruf in der jauchzenden Rotte erhob, war es merkwürdig anzublicken, welche Veränderung in dem Antlitze der Wahnsinnigen vorging. Da war es nicht anders, als fegte ein furchtbarer Sturm darüber hin und würfe die Wolken des Wahnsinns wie Kartenblätter auseinander, als träte dann die Vernunft wie ein gefangen gehaltener Mond still und siegreich hervor!

Ueber den ganzen abschüssigen Schloßberg hatten die Knaben das alte Weib getrieben. Keine fromme Seele war ihnen

in den Weg getreten, sie an ihr frevelhaftes Thun zu gemahnen. Man läßt die Menschen dort überall gewähren, wo sie hassen und verfolgen lernen. So waren sie in die Gegend des Palffygartens gekommen, da, wo er seine beiden Thore der Judengasse zuwendet. Wie es immer zu geschehen pflegt, hatte sich auch diesmal unter den Knaben eine starke Seele gefunden, der sich die anderen in unbewußter Unterwürfigkeit angeschlossen, und nachthaten, was diese aus angemaßter oder unbewußter Machtvollkommenheit gebot. Das war das schwarze Maierl, so genannt von seiner Hautfarbe, die um nicht viel Unterschied machte von einem gewöhnlichen Negerfell, wie es sich zuweilen in Bedientenlivré bei uns herumtreibt. Wer sich in diesem Augenblicke das schwarze Maierl so ansah, wie es mit dunkelroth gefärbten Wangen hinter dem wahnsinnigen Weibe einherlief und mit einen Witzen die Knaben zu unauslöschlichem Gelächter hinriß, dem mußte die Seele in trüber Ahnung bluten. Man hätte stehen bleiben und ihn anreden mögen: „Knabe, was verfolgst du dieses Weib? Werde älter, laß Furchen der Erkenntniß über deine Stirne ziehen, verbrenne deine Lippen an dem Scheidewasser der Gesellschaft und dann gehe hin, und verfolge den Wahnsinn, wie und wo du ihn findest. Wir geben ihn dir in allen Sorten und Gattungen, heiligen und unheiligen, verjährten und momentanen, preis; wir geben dir wahnsinnige Adler und Löwen, die triff, denen hacke die Augen aus, mache die Klauen stumpf!“

Wahrscheinlich fand sich aber Niemand, der so gesprochen denn das schwarze Maierl schrie und jauchzte fort, daß auch ohne Trompeten- und Paukenschall die Mauern von Jericho eingestürzt wären .... wenn nur das schwarze Maierl dabei gewesen wäre! —

Dort bei den grünen Thoren des Palffygartens liegen

gewöhnlich große Steinhaufen, womit man bei schlechtem Wetter den Morast auszufüllen pflegt. Ueber einen solchen Steinhaufen wollte der wilde Knabe die wahnsinnige Hendel jagen, damit sie darauf zu Falle komme, und seiner Unterhaltung neue Reize verschaffen könne!

Aber die Sache kam anders, als sich das schwarze Maierl vorgestellt. Gerade in dem Augenblicke, als er lauter als zuvor: „Hendel, wo ist dein Kind?“ rief, und die Knaben begeistert darein stimmten, mußte sich etwas von der Seele des alten Weibes losgerissen haben, was wie ein schwerer Druck so viele Jahre darauf gelastet. Da war über diese Züge etwas geflogen, was man nicht Wahnsinn, aber auch nicht Vernunft nennen konnte. Eine Art thierischer Racheinstinkt war es wohl, als sie sich zu dem Steinhaufen niederbeugte, einen Stein ergriff, und, zurückgewandt gegen ihre Verfolger, ihn von sich schleuderte. Als hätte der Stein willenbegabte, lebendige Kraft erhalten, als wär' er gefeit durch den Fluch des Weibes, flog er fort, fort, bis er an der Schläfe des schwarzen Maierl niederfiel. Maierl fiel mit ihm! —

Blut bringt zur Besinnung. Die rothe Farbe strömt über Alles und verwischt die anderen Grundtöne. Als das schwarze Maierl so da lag, mit der klaffenden Wundspalte unter der Schläfe, aus der sich ein dunkler Blutstrom ergoß, waren die Knaben still geworden. Sie umstanden lautlos den gesunkenen Anführer. Keiner hatte Lust, das edle Geschäft von zwei Augenblicken vorher weiter zu verfolgen. Der Wahnsinn entsprang.

Aus den Häusern und Gewölben kamen die Leute herbei. Sie gruppirten sich um den blassen Knaben, dessen Wangen jetzt gar nicht mehr so schwarz waren, wie früher, sondern bleich und fahl, etwa wie Linnen, das erst zu bleichen anfängt. Darum erkannten ihn viele nicht und hatten Mühe, unter dem

fließenden Blute, das auf Wangen und Hals stockte, das bekannte schwarze Maierl herauszufinden. Da war auch ein steinaltes Mütterchen gekommen, das schon an achtzig Mal die Bäume des Palffygartens mußte blühen gesehen haben. Das fragte einen von den Herumstehenden, ein dickes, feistglänzendes Gesicht, „Schmul der Trakteur" genannt: „Sagt mir doch', Rebb Schmul, was giebt es denn, daß die Leut' so herumstehen?"

„Was es da giebt," antwortete Schmul der Trakteur, „'n Jüngel (Knabe) liegt da in seinem Blut, Hendel die Wahnsinnige hat ihn mit einem Stein getroffen."

Als aber das Mütterchen auf den blutigen Knaben am Boden sah, hatte es ihn sogleich erkannt. Mit einem Schrei des tiefsten Erschreckens schlug es die Hände über der verblichenen goldenen Haube zusammen, und schrie mit herzbrechender Stimme: „Das ist ja Maierl, mein Inigel (Enkel)! Maierl, was ist dir geschehen! Was ist ihm geschehen? Da liegt er ja todt und stumm! Maierl, Maierl, steh' auf und komm' mit mir daheim!"

Aber das schwarze Maierl regte sich nicht; eine heftige Ohnmacht hatte seine Sinne mit so starken Banden umzogen, daß es nicht einmal die Stimme seines Großmütterleins erkannte, die ihm doch unter allen Menschenlauten zunächst zum Herzen kam. Da schrie und weinte das Großmütterlein, daß es den Stein hätte erbarmen mögen, der ihrem Enkel so viel Leid angethan, und noch am Boden neben ihm lag.

„Helft's ihm doch, helft ihm, Leut'," sprach es, „seht ihr denn nicht, daß er todt ist? Habt Mitleid mit ihm, er wird noch ganz verbluten! Weh' geschrien, daß mir so was hat zukommen sollen!"

„Wird ihm gar nichts schaden, dem Jüngel," tröstete Schmul der Trakteur, „er soll die Leut' in Ruh' lassen, kein Kind ist sicher vor ihm, jetzt wird er's wissen."

Ein Blick des Vorwurfs fiel aus den Augen des Mütterchens auf den dicken Sprecher, aber dieser eine Blick war hinreichend, um ihn die ganze Tiefe seines Unrechtes fühlen zu lassen. Mit einem Sprunge war „Schmul der Trakteur" in den Kreis gefahren, hatte den Knaben vom Boden aufgerafft und über seine Schultern geladen. Das blutige Gesicht des Knaben reichte ihm bis an den Rücken, und beschrieb im Weiterschreiten lange rothe Spuren.

„Soll ich ihn zu seinem Vater auf dem Bergel tragen?" fragte er das Großmütterlein.

„Nein, nein, tragt ihn lieber zu mir, Rebb Schmul, es wär' nicht schön, ihn so vor allen Leuten herumzutragen."

So keuchte der dicke Träger mit seiner Last den Schloßberg hinan. Händeringend folgte ihm das Großmütterlein, ein über das andere Mal aus gepreßter Brust ein tiefes „Weh" herausstoßend, bis die Beiden vor einem verfallenen Hause stillstanden, in welchem das Mütterchen wohnte. Dort hinein trug der gutmüthige Schmul den blutüberströmten Knaben. — —

Es war ein traulich stilles, dämmerndes Stübchen, wo das schwarze Maierl, Dank der Vorsorge und den kalten Waschungen, die sein Großmütterlein in reichlicher Fülle anwandte, wieder die Augen öffnete. Vor dem Fenster breitete ein uralter Nußbaum seine grünen Fittige aus, und brachte Schatten und Kühlung hinein. In der einen Ecke des Stübchens stand ein Schrank, geschmückt mit Schalen und Gläsern. Ueber der Thüre war ein anderes kleines Gestell, worauf zinnene Teller, wohlgescheuert und glanzblinkend, standen. Ihm gegenüber glänzte von der Wand ein in einen schwarzhölzernen Rahmen eingefaßtes Papier, worauf die Löwen Juda's zu sehen waren, die das Wort „Misrach" in Riesenbuchstaben über sich trugen. Darunter stand ein Spruch aus der Bibel, den man aber

wegen der bedeutenden Höhe nicht recht lesen konnte. Ein alterthümliches Bett, mit einem Schemel davor, eine siebenzinkige Lampe, ein viereckiger Tisch und ein großer Schrank, wahrscheinlich ein Altersgenosse des Großmütterleins, machten das Hausgeräthe des Stübchens aus, nicht zu gedenken des Fliegenklatschers, der auf dem Tische lag und eines jungfräulichen Kätzchens, das sehnsüchtige Blicke nach den kleinen Milchtöpfchen warf, die auf der Kachel des Ofens standen.

Es war dem wilden Knaben so wohl und so wehe, als er, die Augen öffnend, die Hände seines Großmütterleins auf sich liegen hatte; er fühlte nicht das Knochige ihrer Finger, und meinte, es seien linde Fächer, die ihm das heiße Blut kühlten. Er ließ mit sich thun und machen, ohne ein einziges Wörtlein des Widerspruchs zu wagen.

Zuerst entkleidete sie ihn; sie kniete selbst am Boden nieder, um ihn seiner Stiefel zu entledigen, zog ihm dann Rock, Hosen und Weste aus, und schickte sich an, den so entkleideten Knaben in das bereits offene Bett zu legen. Bei jedem Stücke, dessen sie ihn entledigte, murmelte sie leise Worte für sich hin, die aber in Maierl's Ohren wie süße Musik klangen. Plötzlich verzog sich das Gesicht des Großmütterleins zu einem wehmüthigen Weinen. Sie war bis auf's Hemd des Knaben gekommen, über dem er sein „Arbeh Kanfes" trug. Aber in welch' vernachlässigtem Zustand! Die „Zizes" (Schaufäden) hingen aufgelöst aus den Endlöchern; an dem einen Loche fehlte die „Zizeh" ganz und gar. Da erhob das Großmütterlein jammernd die Stimme und rief aus: „Ach und weh geschrien! Was ist das für eine Zeit, wo die Kinder so schlecht geworden, daß sie „schlechte Zizehs" (Schaufäden) tragen. Warum hat mich denn Gott nicht schon lang von der Welt weggenommen, daß ich das auf meine alten Tage noch erleben muß. Maierl,

Maierl, ſchlecht Kind, was du biſt, was möcht der Dede (Großvater) ſagen, wenn er das wüßt'? In ſein' Grab möcht' er ſich umdrehen und Ach und Weh ſchreien über ſein Inigel, was ſo ſchlecht geworden iſt. Aber der Schem boruch hu (der, deſſen Name gelobt ſei) hat dich auch dafür geſtraft, weil du ſo ein Poſche Jisroel (ein Abtrünniger von Iſrael) geworden biſt und ſo wird er's Jedem machen, der nicht beſſer wird als du. Wär' dir denn das zugekommen, Maierl, wenn du kein ſo ſchlecht Kind wärſt? Ach und weh geſchrien, es gibt gar kein Jüdenkind mehr auf der Welt, es iſt alles ſchlecht, alles ſchlecht." —

So klagte das Großmütterlein im gerechten Schmerz und ſeine Worte wären diesmal auf kräftigem Boden aufgekeimt — wenn ſie der Knabe nur gehört hätte. Der aber lag wieder in tiefer Ohnmacht, in tieferer als zuvor. Als das Großmütterlein dieſen Zuſtand bemerkte, that es einen Schrei des Entſetzens und ſtürzte auf den Knaben, den es während des Redens hatte zurückſinken laſſen. Kalte Beſpritzungen aus dem Waſchbecken brachten das ſchwarze Maierl nach einigen Augenblicken wieder zur Beſinnung! Jetzt klagte das Großmütterchen nicht mehr; es beeilte ſich vielmehr nachdem ſie einen nothdürftigen Verband angelegt, den Knaben in's Bett zu bringen. Es koſtete einige Mühe, bis das ſchwarze Maierl unter der Decke war. Mit zitternden Händen legte das „Babele" ihm die Kopfkiſſen zurecht, ſchob und dehnte die Decke, daß die Füß warm lagen und bedeckte ihm den Hals und die Hände.

Dann nahm ſie den Schlüſſelbund, der auf dem Tiſche lag und ſchloß mit einem Schlüſſel den alten Schrank auf. Da ſtöberte ſie lange, lange herum. Ein trockenes Huſten verrieth endlich, daß ſie den Gegenſtand gefunden haben mußte, den ſie ſo eifrig ſuchte. Es war eine Reliquie aus alten, längſt entſchwundenen

Zeiten, eine Reliquie, deren einſtmaliger Beſitzer ſchon lange eine Beute hungriger Würmer geworden war — es war das „Arbeh Kanfes“ ihres ſeligen Mannes, dem Friede ſei.

Wie eine duftende Roſe hatte es das Babele aufbewahrt, wie eine duftende Roſe, die man in Lenzespracht draußen vom Blüthenhange pflückt. Blattweiſe legt man die Blume in irgend ein ſtilles Buch und nun nach Jahren wird es wieder hervorgeholt und geöffnet. Da hauchen die Blätter noch immer Duft, und in dieſem Dufte wallen leiſe, nebelhaft zerfloſſene Geſtalten der Vergangenheit, die man nicht greifen, die man nur empfinden kann. —

Aber das Babele hatte zu allen dieſen Erinnerungen im gegenwärtigen Augenblick keine Zeit. Schien es doch ganz und gar vergeſſen zu haben, daß es einmal einen gewiſſen „Langleſer“ gegeben, deſſen „Arbeh Kanfes“ jetzt vor ihm lag. Dieſer Nachlaß des ſeligen „Langleſer“ war aber mit ſeinem früheren Beſitzer ſo identifizirt, daß man daraus ſeine bedeutende Länge ſchon von ſelbſt entnehmen kann. Das „Arbeh Kanfes“ des ſeligen „Langleſer“ mochte nun nicht viel Unterſchied machen von dem berühmten Bette Sr. Majeſtät des Königs Og von Baſan, das, wie ich glaube, einige vierzig Ellen in der Länge hatte. Das ſchwarze Maierl hätte daraus Rock, Hoſen und Weſte und zum Nothfall vielleicht auch eine Kappe bekommen. Aber das Alles bedachte das Babele nicht! Sie hatte nur daran zu denken, wie ſie dem Maierl das herrliche Amulet umthat. Nach einigen Augenblicken gelang es, und ſo lag der Knabe in die Reliquie ſeines Großvaters, wie in einen guten warmen Rock eingehüllt.

Doch das Wichtigſte hätte das Großmütterlein beinahe vergeſſen, wogegen wir an die achtzig Frühlinge der Bäume im Palffygarten erinnern müſſen, die in ihrem Gedächtniſſe

Kehraus gemacht hatten. Der Knabe lag nämlich baarhaupt im Bette. Heftig erschrocken wußte das Babele lange nicht, was es thun sollte? Woher eine Kopfbedeckung nehmen? Die Mütze des Knaben war von Blut ganz getränkt, die konnte man ihm doch nicht aufsetzen? Da trippelte das Mütterchen in größter Verlegenheit im Stübchen umher, leise Worte vor sich hinmurmelnd, wovon der Sinn unverständlich war. Mit einem Mal verklärte sich ihr Antlitz wunderbar; sie hatte gefunden, was sie brauchte, und was meint ihr wohl, daß es war? — Babeles goldene Sabbathaube! Die setzte es dem schwarzen Maierl auf, der in nichts widerstand.

Da sah nun der Knabe aus, wie einer jener Könige aus früheren Zeiten, von denen die Sage geht, daß sie sich mit der Krone auf dem Haupt zu Bett legten! Das lange „Arbeh Kanfes" des Großvaters umhüllte ihn als Krönungstalar, daran waren die Schaufäden als Ordensbänder zu sehen, so wie das gestockte Blut ein prachtvolles Vließ herumgehangen hatte! Sogar historischen Werth hatte der ganze königliche Anzug wie weiland Kaiser Karolus Magnus seiner; denn Großvater „Langleser" und das Babele hatten ihn getragen und waren darin alt und lebenssatt geworden. Das Babele aber glich in diesem Augenblicke einer grauen fränkischen Königin, wie sie ihrem Enkel die Krone aufs Haupt setzt!

Es war Abend geworden. Der Knabe lag im wildesten Wundfieber und phantasirte in ausschweifenden Träumen. Bald schrie er den Namen „Hendel" furchtsam aus, und duckte sich dabei unter der Bettdecke zusammen, als fürchte er noch einmal von ihrem Steine getroffen zu werden. Bald mußte er sich einbilden, er sei ein „Kohn" (Priester) und stünde in der Synagoge und sänge dem Volke die Segnungsformeln vor! Denn er sang wirklich eine jener uralten Melodieen,

wobei er die Finger gerade so aufhob, wie es die Priester in der Synagoge machen. Dann kam ihm wieder das Schreckgesicht der wahnsinnigen Hendel, und er kreischte in wilden, unartikulirten Lauten auf. Dazwischen klang, seltsam genug, das Abendlied der Vögel aus dem Palffygarten herüber und der Nußbaum rauschte geheimnißvoll, als wollten die Vögel den Knaben locken und hinausziehen zu sich!

In diesen Augenblicken gewährte das Antlitz des Großmütterchens einen unbeschreiblich rührenden Anblick. Bald fuhr sie dem Knaben über die heiße Stirne und benetzte sie mit kaltem Wasser, bald sprach sie ihm linde, schmeichelnde Worte zu, nannte ihn mit den süßesten Namen, verglich ihn mit Gold, Zucker und Perlen, dann, wenn das Alles nichts fruchtete, nahm sie den dicken „Sidur" (Gebetbuch) und sprach mit lauter Stimme einige Psalmen heraus. Die Vögel machten Musik dazu und der Nußbaum rauschte gar gewaltig.

Da tönten mit einem Mal die drei bekannten Schläge eines hölzernen Hammers an der Hausthüre. Es war dies das Zeichen zum Minchagebet (Abendgebet), das der Schulklopfer gab. Gleich darauf erhob sich das Großmütterlein und begann in dem alten Sidur eifrig zu beten. Sie hatte sich dabei gegen den „Misrach" (Ost) gewendet, weil nach dort Jeruschalaim liegt, sie bückte und beugte sich nach allen Seiten, und als sie in den achtzehn Segnungen zu jener Stelle kam, wo man den Herrn des Himmels um Genesung seiner Kranken anfleht, mußte sich ihre Seele wirklich von allem Erdentand losgerissen haben. Da sprach sie so flehend, so innig und gläubig, als sähe sie Gott auf seinem Richterstuhle sitzen und trüge ihm ihre Bitte von Angesicht zu Angesicht vor. Wunderbar genug, hatte sich während dieser Zeit die Macht des Wundfiebers gebrochen und der Knabe lag still und ruhig in seinem Bett.

Das Großmütterlein betete noch. Da öffnete ſich leiſe die Thüre und herein trat ein ſchönes Mädchen. Das Babele grüßte die Eingetretene nur durch ein ſtilles Kopfnicken, und fuhr im Gebete fort, denn ſie durfte nicht „maßlik“ ſein, d. h. ſie durfte ihre Lippen nicht zu weltlichem Geſpräche öffnen. Doch der Knabe rief ſogleich, als er ſie ſah, freudig: „Golde, Golde, biſt du's wirklich?“ und ſtreckte der Schweſter, denn ſie war es, unter der Bettdecke die Hände entgegen.

Die Schweſter hatte ſich auf's Bett zu Maierl hingeſetzt und koſte und ſchmeichelte ihm. Da ſchien ſich aber des Knaben mit einem Male eine Art Abneigung gegen Golde bemächtigt zu haben; er duckte ſich von ihr weg und ſchob die Hand fort, die ſie beſchwichtigend auf ſeine heiße Stirne gelegt hatte.

„Gelt,“ ſagte er, „du haſt den langen „Juraten“ (Studenten des Rechts) draußen vor der Thür ſtehen und haſt dich nicht getraut, ihn herein mitzubringen. Warum gehſt du nicht hinaus zu ihm, Golde? Du kannſt dich mit ihm beſſer unterhalten, wie mit mir.“

Mit fliegenden Pulſen fuhr das Mädchen bei dieſen ſpitzigen Worten auf, und indem ſie die Hand auf die Lippen des Knaben ſtürmiſch legte, ſprach ſie mit bittender Stimme: „Um Gotteswillen, ſei ſtill, Maierl, du machſt mich unglücklich, wenn du auch nur ein Wort redeſt.“

„Biſt du's nicht ſchon?“ meinte der kranke Knabe mit furchtbarem Hohne.

„Maierl,“ ſprach das Mädchen, und Thränen liefen ihm die Wangen herab, „du kriegſt „Zuckergebäck“ von mir, wenn du ſchweigſt.“ Der Knabe lag einige Augenblicke in tiefen Gedanken, dann ſagte er: „Aha, das „Zuckergebäck,“ was dir der Student gegeben hat? Na, das will ich nicht, das kannſt du dir behalten. Du kannſt mir alles „Zuckergebäck“ von ganz

Preßburg herlegen, ich rühr's nicht an. Geh' nur fort zu deinem Juraten, er wird bald müde werden von Warten."

Herzinnig bat ihn die Schweſter: „Maierl, was hab' ich dir denn Böſes gethan, daß du ſo bös auf mich biſt? Habe ich dir nicht immer Anbeißen (Frühſtück) gebracht, wenn dich der Vater hat faſten laſſen, weil du Morgens nicht in Schul' gegangen biſt? War ich nicht immer gut gegen dir? Hab' ich dir zum Schabbesobſt nicht immer noch etwas zugegeben? Und wenn dich der Vater ſchlagen gewollt, weil du beim Verhör aus dem Chumeſch (die 5 Bücher Moſes) ſchlecht beſtanden biſt, hab' ich da nicht die Thüre aufgemacht, damit du auf und davon eilſt? Und jetzt biſt du ſo bös auf mich! Wart Maierl, wie du mir thuſt, will ich auch dir thun. Denn ſo willſt du's, Maierl!"

Das Babele hatte eben ſein Gebet beendigt. Mit einer tiefen Verbeugung gegen den Oſt, ſchloß ſie die ſchweren Klammern des Siburs, nachdem ſie vorher auf die letzte Blattſeite einen innigen Kuß gedrückt hatte. Sie ſchien von dem Zwiegeſpräch der beiden Enkel nichts vernommen zu haben; war es die Taubheit ihrer Ohren, war es die Innigkeit ihres Betens, was ſie daran hinderte? Vielleicht beides zuſammen.

Ehrfurchtsvoll nahte ſich ihr das Mädchen und küßte ihr die welke Hand. Aber nicht wie ſonſt begrüßte das Großmütterlein die Enkelin mit freundlichem Worte; mit trockener Strenge fragte es: „Wo biſt du denn ſo lang geblieben, Golde? Iſt das ſchön und recht von dir, daß du ſo ſpät kommſt auf Krankenbeſuch zu deinem Bruder Maierl?

„Ich hab' viel zu thun gehabt, Babe," ſagte das Mädchen mit am Boden gehefteten Blicken, indem es die Stimme ſo laut als möglich zu erheben ſuchte, „ich hab' viel zu nähen gehabt, auch war kein Menſch zu Haus."

„Red' hecher (höher, lauter),“ gebot das Babele; „ich bin nicht mehr von den Jungen, daß ich dein Gepiep' ſoll verſtehen.“

„Ich hab' viel zu thun gehabt,“ wiederholte Golde mit ſchmerzlicher Anſtrengung, ſich vernehmlich zu machen.

Das ſchwarze Maierl in ſeinem Bette kicherte bei dieſen Worten laut auf und ſah höhniſch nach der Schweſter. Dieſe ſtand ein Bild der Verzweiflung da, und faltete unwillkürlich die Hände, wie zum Gebet, gegen den unbarmherzigen Bruder.

„Und wo bleibt der Vater?“ fragte wieder die Babe.

„Er iſt auf den Markt nach Tyrnau gefahren,“ entgegnete Golde.

„Und die Mamme (Mutter)?“

„Iſt noch gar nicht heute zu Haus geweſen.“

„Da hat ſich Golde ein Freudenfeſt gemacht,“ warf der Knabe mit leiſem Gelächter hin.

Länger vermochte das Mädchen nicht, dem Sturm dieſer Spottpfeile zu widerſtehen. Ein Strom bitterer Thränen brach aus ihren Augen, laut ſchluchzend warf ſie ſich in den Lehnſtuhl und verhüllte mit beiden Händen das Antlitz.

„Was iſt denn dir, Golde?“ fragte beſorgt die Großmutter, „vielleicht biſt du auch krank?“

„Nein, Babele,“ ſagte das Mädchen, indem es ſeine Thränen zu bemeiſtern ſich bemühte, „krank bin ich nicht. Aber ich fürcht, für Maierl, daß er uns nicht ſchwer krank wird. Soll ich um den Chirurgus gehen?“

„Geh, geh,“ meinte das Babele, indem ſie auf ganz eigenthümliche Weiſe den Kopf ſchüttelte, „wer wird gleich den Chirurgus holen? Der iſt gut, wenn man ihn nicht braucht. Unſer Mairl aber wird morgen in aller Früh ſchon in die

Schul' gehen und sein „Amen" nachsagen. Ist's wahr Maierleben? Und wenn ihm dann besser wird, dann kriegt er von mir, dann kriegt er von mir — was?" —

„Ein groß Stück Gugelhupf," ergänzte der Knabe.

„Ganz gut, mein Kind," sagte unbeschreiblich lächelnd die Großmutter, „ein groß Stück Gugelhupf. Wenn mir aber Maierl die Hand drauf gibt, daß er Morgen in aller Frühe frisch und gesund ist, wie im Wasser der Fisch, so verzähl' ich ihm ein „Maissele" (Geschichtchen), wie er's gar nicht schöner und besser gehört hat. Willst du das, mein Kind?"

Lächelnd streckte der Knabe die eine Hand dem Großmütterlein hin und sah es mit stummer inniger Liebe an. Golde hatte ihre Thränen schnell getrocknet, und den alten Lehnstuhl zum Bett gerückt, worauf die Babe Platz nahm. Das Mädchen selbst setzte sich zu Häupten des Bettes, um dem Knaben nicht ins Gesicht zu sehen. Sie fürchtete sich vor ihm.

Das Babele begann:

„Vor vielen, vielen Jahren, das Babele war damals ihrem „Leser" nicht versprochen worden, da lebte in Preßburg auf dem Nikolaibergel ein Mann, der war ausgerufen in ganz Pehm (Böhmen), Marrn (Mähren) und Ungarn. Der hat geheißen Rebb Paltiel Wolf. Auf der ganzen Welt hat es nichts gegeben, was der nicht gewußt hätte. Das ist daher gekommen, weil er Tag als Nacht gelernt hat und wenn man um zwölf Uhr in der Nacht an seinem Haus vorübergegangen ist, hat man ihn können sehen, wie er über dem Talmud ist gesessen und hat gelernt. Auf die gute Letzt hat er schon so viel gelernt gehabt, daß er gar nicht mehr gewußt hat, lebt er, oder lebt er nicht. Damit will ich, Gott bewahr und beschütz mich, nicht sagen, daß er gar nicht mehr bei sich gewesen ist; sondern er hat Alles

vergeſſen, was um ihn vorgegangen iſt. Er hat immer ausgeſehen, wie Einer, der aus dem Grab herauskäm' wenn noch die Würmer was an ihm übrig gelaſſen hätten.

Rebb Paltiel Wolf hat auch ein Weib gehabt, das hat ihm ein Mädchen geboren. Als nun einmal Rebb Paltiel über dem Talmud ſitzt und lernt, hört er Kindergeſchrei und Weinen. Da hat er ſein Weib gerufen und geſagt: Eſther, was iſt das für ein Geſchrei, was mich nicht lernen läßt? Da hat ſie geſagt: Wolf, das iſt ja dein Kind, das Kind, was ich dir hab geboren. — Und von der Minut' hat er's erſt gewußt, daß er ein Kind hat.

Gott verzeih's ihm, dem großen Frommen, deſſen Andenken gelobt ſei, er hat's immer vergeſſen, daß er hatt' ein Kind. Er hat ſich nicht umgeſehen auf ſich ſelbſt, wie hätt' er ſich ſollen umſehen auf ſein eigen Kind? Das war nicht recht von ihm, denn das Mädchen iſt herangewachſen, iſt groß und ſchön geworden, und in der ganzen „Kille" (Gemeinde) hat man geredt von Hendel Rebb Paltiel Wolfs. Nur der Rebbe ſelbſt hat's nicht gewußt, der war wie blind, und hat nicht geſehen wie andere Leut'. Sein Weib Eſther iſt ihm bald geſtorben. Als ſie am andern Tag ſein „Anbeißen" nicht gebracht hat zur gewohnten Stund', hat ſich der Rebbe ganz erſtaunt, wie lang heut die „Weiberſchul" dauert. Denn er hat geglaubt, ſie hat ſich dort verplaudert. Da hört er auf einmal etwas weinen in der Stub' und ſieht, daß es Hendel, ſein Kind, iſt. „Warum weinſt du, mein Kind?" hat er ſie gefragt.

„Warum ich wein'?" ſagt ihm Hendel darauf, „warum haſt du den Riß da an dem Rock?" Da hat der Rebbe auf ſeinen Rock geſehen, der war zerriſſen von oben nach unten. Da hat er erkannt, daß ſein Weib todt iſt, und hat ſich hingeſetzt und geweint ſieben Tag und ſieben Nächte.

Da ist Landtag nach Preßburg gekommen. Was ihr jetzt seht, Kinder, das ist wie nichts, was damals ist gewesen. Das waren Zeiten! Tausende von Fürsten, Grafen und Edelleuten sind gekommen, in Sammet, Gold und Perlen, und der Erdboden hat gezittert, wenn so Einer ist aufgetreten mit Sporen und Säbel. Und die Augen haben Einem weh gethan von so viel Sehen auf Sammet und Gold. Da hat auch die ganze Gemeinde vom Landtag gelebt und den ganzen Tag ist der Schloßberg nicht leer geworden von Grafen und Fürsten, die sind gekommen einkaufen und ausborgen mit ihren Gräfinnen und Fürstinen. Das schöne große Haus auf der Stieg', was Herrn Chajim Schlesinger gehört, das ist vom Landtag gebaut worden. Und auch andere Balbatim (Familienväter) sind damals reich und groß geworden und Alles hat Nahrung gehabt.

Hendel Rebb Paltiels ist den ganzen lieben Tag vor dem Landhaus gestanden und ist gar nicht müde geworden zu sehen die Pracht von so viel Kutschen mit Pferden und Hussaren, Fürsten, Grafen und Edelleuten. Wen man zu jeder Stund' im Tag dort hat können sehen, war Hendel Rebb Paltiels. Ist sie spät am Nachmittag nach Haus gekommen und hat dem Rebbe das Essen hingestellt, hat der gesagt: „Hendel, wie kommt das, mir scheint, Mittag ist schon lang vorüber?" Sie hat aber darauf gemeint: „Das Fleisch hat nicht kochen wollen, drum ist es so spät geworden. „Und hat er gefragt:" Wo bist du so lang geblieben, Hendel?" hat sie drauf gesagt: „Ich war ja daheim, und hab' genäht und gestrickt." — —

Was soll ich euch länger verzählen, Kinder was jed' Kind weiß in Preßburg? Er, dessen Name gelobt sei, soll jedes Judenkind vor dem bewahren, was Hendel Rebb Paltiels angestellt hat. Heiliger Gott Israels! warum hast du das zugegeben, warum hast du das der frommen Kille Preßburg zu-

geſchickt, daß ſich ein Kind ſo ſchwer hat verſündigen dürfen? Der ſchlechteſte Träger auf dem Schloßberg hätt' ſich mögen die Haar' ausreißen und ſo ein großer „Zaddik" (Frommer) hat's müſſen erleben!

Was ſoll ich euch länger verzählen, meine Kinder, man hat Hendel Rebb Paltiels immer geſehen ſpazieren gehen mit einem Studenten, der hat ihr ſchöne Sachen und Kleider gegeben und man hat nicht gewußt, wie und woher. Auf einmal hat man's gewußt, wie es iſt ſchon zu ſpät geweſen. Hendel Rebb Paltiels war verloren, ſie war geworden — — Gott ſoll es ihr noch heut zu Tag verzeihen."

Ein Schrei aus dem Munde des Mädchens, das bis dahin ohne Aeußerung zu Häupten des Bettes geſeſſen hatte, unterbrach hier mit einem Male die Erzählung der Großmutter. Der Knabe aber lag ſtarr und regungslos und trug die Zeichen der angeſtrengteſten Aufmerkſamkeit in ſeinem Geſichte.

Das Babele fuhr fort:

„Ihr könnt euch leicht vorſtellen, Kinder, was man in Preßburg geſagt hat zu dem, was Hendel Rebb Paltiels angeſtellt hat. — Man hat lang geſchwiegen vor dem Rebbe, weil man ſich gedacht hat, er wird's von ſelbſt ſehen. Da iſt es aber herausgekommen, wie es ſich Keiner gedacht hat.

Nämlich ſo: Am Schabbes Teſchuba (Bußſamſtag), da hat Rebb Paltiel Wolf in ſeiner Schul gepredigt und hat geredet von der Schlechtigkeit der Welt und wie die Leut' jetzt gar nicht mehr ſo ſind, wie ſie einmal geweſen ſind. In der Kille hat damals ein gewiſſer Löb Goldſtein gelebt, von dem haben die Leut' geſagt, daß er am heiligen Schabbes fährt und reit' und Geſchäfte macht. Auf den hat Rebb Paltiel Wolf in ſeiner Predigt mit dem Finger hingewieſen

und hat gesagt, die heilige Stadt Jeruschulaim wär' nur durch solche Menschen zu Grund gegangen und dessenwegen sein wir noch in der Fremd', weil solche Menschen unter uns verweilen. Wie die Leut' von der Predigt fortgegangen sind, haben sie unter einander geredt: Löb Goldstein hat's heut' gut bekommen vom Rebbe, warum ist er auch ein schlechter Mensch?

Das hat Löb Goldstein gehört, und ist am andern Tage zum Rebbe gegangen, und wie er schon ein ausgelassener Mensch war, der sich nicht um Gott und die Welt umgesehen hat, hat er zu ihm gesagt: Rebbe, verzeiht mir, Ihr habt mich gestern in euerer Predigt einen schlechten Menschen gescholten und einen Posche Jisroel. Noch einmal, verzeiht mir's, Rebbe, ich bin ein großer Amhorez (Ignorant) und Ihr seid ein Rebbe — aber soviel weiß ich doch, daß Hendel Rebb Paltiels in vierzehn Tagen um eine Amme schicken wird.

Gott verzeih' mir meine Sünden! Ist das ein Schlag gewesen für den Rebbe! Der Schlag hat ihn auch auf der Stell' getroffen, erst in die Zung' und zuletzt ins Herz! Am andern Morgen war er todt! Erst als die Schinne (Agonie) über ihn gekommen war, hat er auf einmal wie durch ein Wunder die Sprache wieder bekommen. An seinem Bett ist Hendel gestanden und hat bittere Thränen vergossen. Da hat sich der Rebbe aufgesetzt, die Hand ausgestreckt und zu ihr gesagt: „Ich bin muftech (ich bin sicher), daß du ein Spott wirst werden für Kinder und Kindeskinder; gebären wirst du, aber die Frucht deines Leibes wird werden weggenommen von der Benemmerin, du sollst an deinem Kinde keine Freud' haben; du sollst es nicht kennen, du sollst nichts wissen von ihm!"

Hier ließ sich das Großmütterlein auf die Frage Maierls, was denn das wär' eine „Benemmerin"? in eine lange Erklärung

dieſes Wortes ein. Benemmerinnen ſind eine Art Hebammen, die mit böſen Geiſtern im Bund ſtehen, und den gebärenden Weibern die Kinder wegnehmen. Wo eine ſolche Benemmerin erſcheint, ſtirbt das Kind, oder es bekommt einen Leibſchaden, zuweilen ſchieben ſie verunſtaltete Wechſelbälge an die Stelle der neugeborenen Kinder. Den Gebärenden ſelbſt machen ſie die Milch zu Kopf ſteigen, erregen ihnen Fieber, Wahnſinn, ja auch den Tod. Wo man ſie nicht ruft, ſchlüpfen ſie durchs Schlüſſelloch; auch als Katzen mit grünen funkelnden Augen hat man ſie geſehen, und wenn man ſolches Gethier nicht ſogleich mit einem kräftigen Beſenſtiel zu Paaren treibt, entſteht großes Unglück im Haus. Um ſich nun vor ſolchen Benemmerinen zu bewahren, geht man im Augenblicke des Gebärens zu einem Rebbe und läßt ſich von ihm eine Art Talisman geben. Dieſer beſteht in einigen Blättchen beſchriebenen Papiers, worauf der Schild Davids zu ſehen iſt, mit einigen kabbaliſtiſchen Sprüchen, deren Anfangsbuchſtaben ein kräftiges Schutzmittel gegen dergleichen böſe Geiſter ſein ſollen. Unter dieſen Sprüchen ſteht einer aus den „Stufengeſängen“ des Königs David. Dieſe Blättchen werden in der Stube der Wöchnerin über Thüren und Fenſtern aufgehängt und bleiben dort ſo lange liegen, als dieſe das Bett hüten muß. Bei männlichen Kindern muß man die ganze Nacht Wache halten und „lernen“, wozu man einen Rebbe mitnimmt. . . . Gevatter muß in der Nacht oft nachſehen, ob dem Kind kein Unheil geſchehen ſei. —

„Von der Minute an,“ fuhr das Babele fort, „hat Hendel Rebb Paltiels keine frohe Stund' mehr gehabt. Sie hat ſich ſchier die Augen ausgeweint, aber hat das was genutzt? Mit einmal war ſie wie verſchwunden. Da haben die Einen geſagt: ſie hat ſich in die Donau geworfen, andere wieder

haben sie auf dem „guten Ort“ (Begräbnißplatz) gesehen, wie sie auf dem Grab ihres frommen Vaters gelegen ist und geweint hat. Es ist aber Alles nicht wahr gewesen. Da in der Stub', wo ich euch diese Maiße (Geschichte) erzähle, hat sie gewohnt und ist da geblieben so lang', bis sie in die Wochen gekommen ist. Sie hat eine Muhm' gehabt, die war die Schwester von ihrer Mutter, die hat ihr immer geschickt zu essen; aber zu ihr ist sie nie gekommen, sie hätt' sich versündigt, hätt' sie nur an ihr angerührt.

„Als die Zeit der Niederkunft gekommen war, hat Hendel große Furcht und Angst bekommen. Man hat sie können schreien hören über den ganzen Schloßberg, Tag als Nacht. So jämmerlich hat sie geweint und geschrieen, daß man geglaubt hat, jetzt ist's aus mit ihr. Am dritten Tag ist es still geworden, sie hat ein Kind geboren gehabt, das war ein Jüngel. Als nun das Kind der Leiden zur Welt gekommen war, hat sie es lang an sich gedrückt und gesagt: „Mein todter Vater hat mir geflucht, daß ich ein Spott soll werden für Kind und Kindeskind, daß ich werde gebären, mein Kind wird aber durch eine Benemmerin wegkommen! Das soll aber nicht so sein, so soll ich leben!“ Und hat das Kind treu überwacht und bei sich behalten, drei Tag und drei Nächt', weil sie immer gefürchtet hat, die Benemmerin könnt' kommen und ihr das Kind nehmen. Aber länger hat sie das nicht aushalten können. In der dritten Nacht sind ihr die Augen von selbst zugefallen, so fest, als wären sie mit Riegeln verschlossen. Da kommt es ihr vor, eine weiße Frau, die aussieht wie Eine, die man in Sterbekleider gehüllt hat, tritt zu ihrem Bett und nimmt ihr das Kind aus dem Arm. Sie aber kann nicht aufstehen, die Füße sind ihr wie von Blei, sie kann nicht schreien, das Wort bleibt ihr in der Kehle. Da schreit sie endlich aus

gepreßter Bruſt: Adonai Elohim! und ſogleich ſpringen ihr die Augen auf und ſie ſieht, wie die Benemmerin mit dem Kind ſchon zur Thüre hinaus will. Heiliger Gott Jisroels! Da iſt ſie aus dem Bett geſprungen, ſo wie ſie war, im Hemd und barfüßig und iſt der weißen Frau nachgeeilt bis an die Thüre. Dort hat ſie ſie ereilt und hat mit ihr gerungen und gekämpft, bis ſie das Kind hat müſſen fallen laſſen und verſchwunden iſt. —

„Am andern Tag hat man auf dem Schloßberg ein junges Weib geſehen, das iſt ſchreiend auf- und abgegangen und hat geſchrieen: Wo iſt mein Kind, mein Kind, mein Kind?! Das war Hendel Rebb Paltiel Wolfs, die ſchöne Hendel, die in der Nacht war wahnſinnig geworden. Man hat ſie am kalten Boden gefunden, das Kind neben ihr. Sie war wie todt! Als ihr der Doktor zur Ader gelaſſen hat, iſt friſches rothes Blut gekommen, aber die Beſinnung nicht wieder. Ihr Kind hat ſie nicht wieder erkannt. Seit dem Tag hat ſie es überall geſucht und ſo iſt wahr geworden, was ihr Vater in ſeiner letzten Stund' voraus geſagt hat." —

Das Babele ſchwieg erſchöpft. Man hörte nur ein leiſes Schluchzen, das von dem Mädchen kam.

Plötzlich ſtand Golde auf, näherte ſich der Großmutter und küßte ihr ſtürmiſch die welken Hände. „Gott der Allmächtige ſei davor," ſagte ſie, „ich will nicht werden wie Hendel, gute Nacht, Babele!" — und ſchwankte heftig weinend zur Thüre hinaus. — —

Es war Nacht geworden. Der Knabe lag wieder im wilden Wundfieber und ſchien von ſchreckenden Träumen bewegt. Das Babele hatte Licht angezündet und betete bei ſeinem Scheine ſtill und eifrig in dem Sidur, den ſie wieder hervorgeſucht. Bete, bete, gutes Babele! Du haſt zwiefach zu bitten! für den

einen Enkel, daß er am Leibe genese, für den andern, daß sein Leib und seine Seele rein bleibe von den Schrecken eines tiefen Falles! . . . Jetzt nickst du, jetzt schlummerst du! Ich hebe dir nicht einmal die Brille auf, die dir indeß entsunken — du könntest aufwachen und zürnen, und du hast den Schlaf nöthig!

Du liebes treues Babele!

Schlemiel.

Unter Hunderten, die ihr um die rechte Bedeutung des Wortes „Schlemiel“ fragt, werden neunundneunzig ganz gewiß zur Thürklinke greifen und sich höflichst entschuldigen: ich weiß nicht. Aber der Hundertste, der das zu sagen weiß, bin gerade ich — und wenn dieses Geständniß auch nicht gerade nach Bescheidenheit aussieht, so muß man sich denn doch damit begnügen, vorausgesetzt, daß es kein Anderer thut! —

Wenn ein Mensch linkische und ungeschickte Manieren hat, so sagt man im Ghetto von ihm: er ist ein Schlemiel! Einem Schlemiel fällt das Butterbrod immer auf die fette Seite, und wenn andere Leute eine Gelegenheit beim Kopf erfassen, so bekommt sie der Schlemiel höchstens bei der kleinsten Fußzehe und sie entwischt ihm! Auf seinem Handel und Wandel liegt fingerdick das Pech; er steigt gleichsam durch sein ganzes Leben mit dem linken Fuß aus dem Bett. Vom Glück sieht er überhaupt nur die Seite, die einem Feldherrn an seinem Feinde die liebste ist. „Gebt einem Schlemiel Gold in die Hand,“ haben die Leute im Ghetto einen Spruch, „und es wird Kupfer daraus.

laßt ihm das Kupfer und es wird Blei;" wir ſetzen noch hinzu: nicht einmal gut genug, um es zu einer Kugel zu drehen und ſich vor den Kopf zu ſchießen! –

Das Alles beweiſt, was es für ein Unglück iſt, ein Schlemiel zu ſein. Aber es iſt mehr als das — es iſt ein ganzes Geſchick — ein Fatum!

Ich habe mich lange beſonnen, ob es nicht ein gewagtes Unternehmen ſei, ſo ein Fatum abſchreiben zu wollen. Denn man ſollte eigentlich über dieſer Lebensfigur, mit deren roſtigen Dolche man doch ſpielen will, immer ſehr hoch ſtehen. Ach! wie leicht kann es ſich ereignen, daß dieſer Dolch mit einem Mal ſelbſtſtändige Gedanken bekommt und nach dem Schreiber zuckt? Werden die Leute, wenn ſie bis zur letzten Blattſeite gelangt ſind, nicht denken: der hat von einem Schlemiel geſchrieben und iſt doch ſelber Einer?? —

Nun gut, ſo wandern wir zuſammen, der geſchriebene und der ſchreibende Schlemiel, der Unſterblichkeit entgegen, denn unſterblich iſt doch einmal das Schlemielthum und der letzte Menſch, der einſt zu dieſer Welt hinausgehen wird — wird auch der letzte Schlemiel geweſen ſein! — —

In unſerer Geſchichte ſpielt aber, zu meinem Troſte, nicht ſowohl ein Dolch, als vielmehr ein altes Haus die wichtige Rolle des Fatums! Vor ſeinem Einſturze kann man ſich ſchon beſſer hüten. — —

Eines Morgens konnten die Leute im Ghetto lange darauf warten, bis die drei bekannten Hammerſchläge des Schulklopfers an den Thüren ertönten, zum Zeichen, daß es Zeit ſei, in die Synagoge zu gehen. Es war nämlich ein Todter in der Gaſſe und fromme Schulgänger, die auch ohne das gegebene Klopfzeichen in die Synagoge gingen, erfuhren, daß Iſſerl Gloſer in der Nacht plötzlich vom Schlage getroffen, verſchieden ſei.

Die Meisten sprachen zu dieser Nachricht andächtig: Boruch Dajin emes*) und hielten sich nicht weiter auf; denn der Morgen war eiskalt und von den Dächern hingen die Eiszapfen herab.

Vor jenem unförmlich großen, zweistöckigen Hause, das hart an der Fleischerbank steht, sah man in früher Stunde zwei Männer, jeder den Tallisbeutel**) unter dem Arm, in tiefem Gespräche begriffen. Der eine von den Beiden, ein noch junges, kluges Gesicht mit schelmisch herausspringenden Augen, blickte zu den Fenstern der offenen Stube, in welchen der Todte lag, lange hinauf. Dann sagte er: „Der ist also auch todt. Gibst du ihm noch lange Zeit, Koppel?"

„„Wem?"" fragte der Andere, „„meinst du Isserl Gloser? der ist noch nicht zwei Stunden auf der Streu.""

„Narr," entgegnete Jener darauf, „weiß ich denn nicht, was ich red'? Ich bin nicht auf den Kopf gefallen, Isserls Sohn mein' ich — den Schlemiel."

„„Ich soll sterben, wenn ich dich versteh' Schlome," betheuerte Koppel," was willst du mit dem Schlemiel?""

„So gib Acht auf das, was ich dir jetzt sagen werde," begann der mit dem klugen Gesicht und seine Augen hatten dabei einen merkwürdigen Ausdruck. „Gib nochmals Acht, was ich dir jetzt werde sagen. Vor Allem aber mußt du mir eingestehen, ob du schon gehört hast ein lügnerisch Wort aus Schlome Katz Munde herauskommen? oder ob Schlome Katz ein Prahler ist, einer, der sich eine Kett' von Mesch***) umbindt und hat nichts daran?"

*) Gelobt sei der gerechte Richter — die gewöhnliche Gebetformel, wenn man die Nachricht von dem Tode eines Ghettobewohners erhält.

**) Tallis heißt der zeugene Ueberwurf, den man beim Gebete — zur größeren Andacht — um sich schlägt.

***) Mesch, abgekürzt statt Messing. Er will damit den höchsten Grad von Großthuerei bezeichnen, eine Kette zu tragen, woran keine Uhr hängt.

Gegen dieſe Frage hatte Koppel nichts einzuwenden. Er ſchwieg alſo.

„Alſo gib Acht“, fuhr der Kluge fort, „nicht zehn Jahre werden vergangen ſein, da wird zu den Fenſtern von derſelben Stub', wo jetzt Rebb Iſſerl Gloſer liegt, Einer herausſchauen, der wird anhaben einen guten warmen Schlafrock, wie unſer Vorſteher, der von ſeinem eigenen Gelde lebt, und wird rauchen aus einer großen mit Silber beſchlagenen Pfeif' — und der wird heißen Schlome Katz!“

„„Biſt du ſinnedig*) Schlome?“ rief Koppel lachend.

„Lach' du nur zu,“ ſagte der Andere, „meinetwegen halt' mich für einen Lügner, für einen, der nicht werth iſt, daß man ihm ins Geſicht ſpeit. Der Bauer hat ein gut Sprichwort: „Du zeigſt mir das Fenſter und ich ſeh', daß es die Thüre iſt.“ Iſſerl Gloſer liegt noch auf der Erd' und ich ſeh' ſchon zu ſeinem Fenſter heraus. Narr, erſt will ich durch die Thür gehen und den Schlemiel herausjagen, danach will ich mir den Schlafrock anſchaffen. In zehn Jahren kannſt du mal vorbeigehen, da werd' ich dich dran gemahnen: Was hab ich zu dir geſagt, Koppel? Gehört das Haus nicht mein?“

Nach dieſer begeiſterten Rede ſah Koppel dem Sprecher lange in die Augen. Dann meinte er treuherzig:

„Bei meinem Kopf, Schlome, ich glaub', Alles trifft ein, was du dir vornimmſt, denn nicht umſonſt heißt du Schlome Katz. Wie eine Katze haſt du auf Iſſerls Tod gewartet und möchteſt jetzt auf den Schlemiel losſpringen. Spring nur zu, Schlome, ins Gan Eden (Paradies) wirſt du damit nicht ſpringen.“

„Er iſt ein Schlemiel,“ ſagte Schlome kurz und verdrieß-

*) Bei Sinnen.

lich und wandte sich ab, indem er in ein Seitengäßchen einbog. Koppel ging ebenfalls. — —

Es war das eines jener gewöhnlichen Gespräche, wo es sich um nichts Geringeres handelt, als um unser Hab und Gut, auf das man „spekulirt," ohne daß wir uns gegen diesen Ueberfall in Gedanken, diesen Raub an unserer Zukunft wehren können. Wir wissen auch, daß wir vor dem Hause Schlemiels stehen, und was allenfalls uns noch unbekannt ist, soll sich augenblicklich aufklären. Einstweilen bedauern wir nur, daß er von dem ganzen Gespräche kein Wort gehört hat, denn das hätte ihm doch mehr genützt, als wenn ihm sein Vater noch ein Haus und ein Paar Tausend Gulden mehr hinterlassen hätte. Seine Geschichte wäre uns dann wahrscheinlich nie zu Gesicht gekommen. —

Dieser Schlemiel gehörte zu jener Gattung Menschen, wie man sie im Ghetto nicht brauchen kann. Er hieß eigentlich Anschel, aber seit seinem dreizehnten Jahre hieß er bei den Leuten im Ghetto nicht anders. Wir werden sogleich sehen, warum?

Damals war nämlich Anschel „Bar-Mizweh" geworden, d. h. er hatte das gesetzmäßige Alter erreicht, in welchem man nach den Begriffen der Rabbinen fähig ist, alle sechshundert und dreizehn Ritual- und Ceremonialgesetze über sich zu nehmen. Die heiße Sonne des Orients hatte schon vor so und so viel tausend Jahren das Blut der jüdischen Knaben reif gekocht, warum sollte sie dieselbe Wirkung nicht auch in unserem Klima haben, wo man noch oft um Ostern den Schnee von der Thüre fegen muß? — Der Tag dieser Mannwerdung ist ein entscheidender Augenblick in dem Leben eines jeden Knaben; wie eine weiße, leuchtende Säule steht er da, auf die die Leute wie auf einen Meilenzeiger sehen. Er war auch für unsern Anschel mit allen Freudenschauern angebrochen.

Am Sabbat mußte er in der Synagoge, wie das Sitte und Brauch ist, den Wochenabschnitt aus der Thora „vorleinen" (lesen) und das ganz laut vor der ganzen Gemeinde. Es ist das kein so leichtes Kunststück, als man wohl glaubt, und es würde mancher Professor, der schon tiefe Blicke in die Sprachlehre der Offenbarung geworfen hat, sich gar sauertöpfisch den Schweiß von der Stirne wischen. Die Buchstaben in der Thora sind nämlich gar nicht punktirt — dies wäre noch das Wenigste; aber sie werden noch mit einer Art Gesang begleitet, der wieder seine bestimmten Regeln und Noten hat. Man muß also hier gleichsam zwei Fliegen mit einem Schlage treffen. Wie leicht ist es da nicht, zu fehlen, und das vor einem Publikum, das jede Irrung des Vorlesers viel strenger bestraft, als wir die falschen Triller einer Sängerin im Theater! Die Leute haben da immer ihre punktirten und notirten Bibeln vor sich auf den „Ständern" liegen und wissen es genau, wenn der Vorleser sich geirrt hat. Das ist dann ein Zischen und ein Zurechtweisen, daß Einem die Sinne vergehen können!

Anschel hatte aber nicht die geringste Furcht; er war seiner Sache so gewiß, daß er selbst im Schlafe nicht das kleinste Pünktelchen ausgelassen hätte. Mit keckem Muthe war er vorgetreten, nachdem ihn der Vorsänger „aufgerufen", und auf den Schemel gestiegen, den ihm der Schuldiener, da er nicht bis zur Thora hinaufreichen konnte, aus weiser Vorsicht untergestellt hatte. Es ging auch Alles vortrefflich; kein Rabbi wäre besser bestanden. Sein Vater, Isserl, hatte schon mehrmals durch ein beifälliges Schnäuzen seine innere Bewegung kund gegeben. Oben aber in der „Weiberschul" hielt eine Frau gar tief den Kopf zu den Blättern des Gebetbuches niedergebeugt — damit man ihre Thränen nicht fließen sehe; es war die Mutter Anschels.

Gerade als er aber im beſten Zuge war, bemerkte Anſchel über der Thora hinweg, wie der kleine Schlome Katz, der um nicht viel älter war als er ſelbſt, von ſeinem Vater einen Stoß in die Rippen bekam, weil er, anſtatt acht zu geben, was „vorgeleint“ wurde, lieber zu der Weiberſchul' hinaufblickte, wo gar ſchöne Frauen durch die hölzernen Gitter zu ſehen waren. Dieſer Umſtand wirkte auf unſern Anſchel ſo heftig, daß er auf dem Schemel und in der Seele das Gleichgewicht verlor und einen gefährlichen Fall herabthat. Die Parade der Bar-Mizweh hatte damit ein Ende. —

Das war der bedeutungsvolle Moment in dem Leben unſeres Freundes, und der Meilenzeiger, auf den man nun „Schlemiel“ hinſchrieb. Denn als Anſchel verwirrt und zerſchlagen ſeinen hohen Standpunkt verlaſſen mußte, lispelte Schlome Katz, an dem er vorüberkam, ſo mit einer häßlichen Grimaſſe durch die Zähne: Warum biſt du ſo 'n Schlemiel? Und wie er weiter ging, ſchien dieſes Wort das allgemeine Loſungszeichen zu ſein; überall hieß es und tönte ihm entgegen: „Warum biſt du ſo 'n Schlemiel?“

Die Leute ſprechen oft im dunklen Bewußtſein ein Urtheil aus, deſſen Beſtätigung ſie erſt viel ſpäter finden. Sie hatten die eigentliche Natur unſeres Anſchels ganz richtig erkannt. —

Von Schlome Katz müſſen wir hier übrigens ein Weiteres erwähnen, weil das eine Perſon iſt, die nun einmal beſtimmt war, im Leben unſeres Anſchels eine wichtige Rolle zu ſpielen. Schlome war nämlich ſein perſönlicher Feind.

Dieſe Feindſchaft datirte ſich eigentlich ſchon von den Großeltern der beiden Knaben und beruhte auf einem ganz feſten Grunde; ſie ſtand auf nichts weniger als auf einem Hauſe. Das Haus nämlich, welches Iſſerl Gloſer gehörte, war einſt im Beſitze der Familie Katz. Der Großvater Schlome's war

aber eine Art leichtsinniger Mensch, der sich das ganze Jahr lieber Feiertag machte, als im Geschäft abplagte; auch spielte er sehr gerne, und in kurzer Zeit war im Dienste von „Franzefuß“ das schöne zweistöckige Gebäude verthan. Im Ghetto sagte man, der Großvater unseres Anschels hätte es ihm „abgespielt“, was aber aller Wahrheit ermangelt; er hatte es nur um einen Spottpreis an sich gebracht. Genug, in der Familie Katz konnte man den Verlust des theuern Stammhauses nicht verschmerzen, die Wunde brannte und wühlte, als wäre sie mit Höllenstein bestrichen. Das geschah besonders jeden Sabbat, wenn der alte Katz, nachdem er seinen Mittagsschlaf abgethan, zu den Fenstern seiner Wohnung heraus das Haus erblickte, das ihm gerade gegenüber lag. Dann pflegte er unter Gähnen tief aufzuseufzen und sagte zu seiner Frau gewöhnlich: „Mein Vater im Grab hätte mit dem Haus doch nicht sollen so voreilig thun; es könnt' noch in der Familie sein, und ich braucht' dann kein' Zins zu zahlen. So aber haben die alten vorzeitischen Leut' gar nicht gedacht auf ihre Kinder, und wenn mein Vater (dessen Andenken gelobt sei) sich hat können einen guten Schabbes machen, hätt' er noch sechs Häuser verkauft.“ Es ist leicht erklärlich, wenn man die nämlichen Worte zweiundfünfzig Mal im Jahre hört, daß sie sich zuletzt wie Wassertropfen in der Seele Schlome's versteinten. „Schlome,“ sagte man oft zu ihm, „wenn du groß wirst, mußt du wieder das Haus zurückkriegen, denn die drüben haben's dir gestohlen.“ Schlome schnitt dann immer eine häßliche Grimasse hinüber, die wohl so viel bedeutete als: „Ich kriegs schon, laßt mich nur größer werden.“ —

Je älter er wurde, desto stärkere Wurzeln wuchsen dieser Feindschaft; sie war zuletzt zu einem so gewaltigen Baume aufgesproßt, daß er mit den Zweigen stündlich hinüberreichen,

und das Haus ſo zu ſagen bei den Haaren herbeiziehen konnte. —

Zwiſchen beiden Knaben hatte ſich ſchon frühzeitig der Abſtand ihrer Naturen geoffenbart. Der Sohn des Hausbeſitzers war linkiſch, ungeſchickt und ſchlotternd, Schlome hingegen flink und gelenkig, und hatte das rechte Wort immer bei der Hand. Dadurch war er ſchon früher auf den Wahn gekommen, Alles, was er dem „Schlemiel" anthun könne, ſei erlaubt und bedürfe erſt keiner Ueberlegung. Denn es liegt in der Natur ſolcher Menſchen, daß ſie alles Linkiſche und Unpraktiſche, wie einen Druck vom Stiefel, nicht ertragen können. Sie betrachten das nicht als ein Unglück oder eine Strafe des Himmels, ſondern wie eine geſtrandete Waare, die der erſte Beſte, der des Weges kommt, ſich zueignen kann. —

Beide Knaben waren nach der „Bar-Mizweh" ins „Geſchäft" gekommen. Schlome griff ſogleich Alles mit Leichtigkeit an und in Kurzem hatte er alle Schliche und Griffe gelernt, die eben das „Geſchäft" erfordert, etwa, wie man ein „altes Kammertuch" ſo zu drehen und zu wenden weiß, daß es wie neu ausſieht, oder wie man ein durchlöchertes Seidenband ſo handhaben muß, daß man die Fehler nicht bemerkt, oder endlich, wie man ein veraltetes Kattunmuſter als von der neueſten „Façon" anpreiſt. Die Leute hatten ihre Freude daran, wenn ſie den Schlome ſahen, wie er auf den Märkten in ſeiner Bude auf und abſprang und ſein „lazinj lazinj, kupte!" (wohlfeil, wohlfeil, kauft) über den Markt ſchrie, daß die Kunden haufenweiſe herbeikamen. Da mußte man nun ſehen, wie er einer Bäuerin in die dicken Wangen kneipte, und einer andern die fleiſchigen Hände hätſchelte. Eine dritte fragte er mit zärtlicher Sorge, was denn der Pan Waczlaw, ihr Mann, oder der Honza, ihr Söhnlein, machten. Er wußte zwar von der

Existenz beider sehr wenig — aber er fragte doch. Gewöhnlich erreichte Schlome auch einen doppelten Zweck; die Bäuerin gab immer um einige Groschen mehr und die Leute sagten von ihm: „Das Schlomele ist ein „Barjen,“*) der wird mal groß werden.“

Wie ganz anders verhielt sich Anschel im „Geschäft“! Sein „Lazinj“ klang so verdrossen, so ohne alle Ueberzeugung über den Markt, daß es Niemanden Wunder nehmen konnte, wenn sich kein Kunde darauf einstellte. Man konnte nicht gerade sagen, daß es ihm an Willen fehlte, im Gegentheil, er hatte Ueberfluß daran; aber wie das bei Leuten seiner Gattung gewöhnlich ist, ging dieser Wille auf so hohen Stelzen, daß er jeden Augenblick umfiel. Wollte er z. B. wie Schlome Katz einer Bäuerin in die Wangen kneipen, so griff er so tief, daß ein rother Fleck zurückblieb, oder er that es so leise, daß sie es nicht fühlte. Schlome traf überall das Rechte, bei ihm war es der Erguß einer theilnehmenden Seele, bei Anschel sah es wie Spott aus. Bald schnitt er zu viel, bald zu tief in den „Zeug“. „Er ist 'n Schlemiel,“ sagte Isserl bekümmert, die stille Mutter meinte, es würde schon besser werden. Und da er nicht anders ward, sagte er wieder: „Ich möcht' nur wissen, wie ich zu so 'n Schlemiel gekommen bin;“ da schwieg schon die stille Mutter. Nach vielen Jahren sprach der alte Isserl, der überhaupt kein Mann von Reden war: „Ich wett', der kommt noch mal um unser Haus; er ist ein zu großer Schlemiel.“ Da that die stille Mutter noch mehr als schweigen, sie war nämlich gestorben — und heute war wieder ein Todter in der Gasse. Anschel war noch immer der alte Schlemiel!

*) Ein tüchtiger Mensch.

Kein Menſch im ganzen Ghetto mochte begreifen, warum ſich Anſchel ſo verzweiflungsvoll geberdete, als man am folgenden Tage die Leiche ſeines Vaters ins Grab ſenkte. Er zitterte ſo heftig am Leibe, als der Synagogendiener ſich ihm nahte, um ihm den gebräuchlichen Trauerriß in den Rock zu ſchneiden, daß ihm das Meſſer in die Hand fuhr und das helle Blut herausfloß. —

Die Leute, die ihn ſo ſahen, und immer nur das Nächſtliegende vor Augen haben, dachten: „Was hat der Schlemiel ſo zu weinen? Der iſt jetzt ein „gemachter Menſch“. Wenn man den Leuten nur Alles ſagen könnte!

Es giebt Augenblicke, wo ſelbſt ſo unſelige Naturen, wie die Anſchel's, zum vollen Bewußtſein ihres Jammers gelangen. So fiel es ihm jetzt erſt ein, wie viel da mit ſeinem Vater begraben werde. Sein ganzes Benehmen, ſeine Ungeſchicklichkeit ſtand vor ihm, nie ſchien ſein Unſtern ſo unheilvolle Strahlen zu werfen. Es war ihm, als müſſe der „Schlemiel“ jetzt aus ihm heraustreten und ſich da bei den anderen Todten begraben laſſen. Als er aber einmal aufſah, erblickte er Schlome Katz neben ſich, wie der mit einer Art furchtbarer Geſchäftigkeit Scholle auf Scholle auf die Bretter hinunterſchaufelte, ſo daß es ihm in Schnelligkeit Niemand gleichthat ... Eine dunkle Knabenerinnerung zuckte ihm durch den Kopf; er ſah ſich wieder bei der Thora; er las den Wochenabſchnitt, der Schemel fiel um — und darauf hörte er die heiſere Stimme Schlome's: „Warum biſt du ſo'n Schlemiel?“ — Darum zitterte er ſo heftig, als ihm der Schuldiener in den Rock hineinſchnitt; es kam ihm vor, als käme das von Schlome Katz. —

Wir bedauern, aus dem Leben Anſchels nur herausgeriſſene Blätter liefern zu können; denn das iſt das eigenthümliche Schlemielthum: weniges genügt, um es zu begreifen. —

In der Schiwe*) dachte Anschel sehr ernstlich nach, wie er in Zukunft ein anderer Mensch werden könnte. Tausend Pläne gingen ihm durch den Kopf, aber nur einer blieb haften; er wollte nämlich heirathen.

Nun, zu einer Frau ist im Ghetto bald verholfen. Es hatte schon Einer für ihn gesorgt, das war der Schadchen**) Rebb Hirsch, der hatte schon zu Lebzeiten des Vaters auf ihn ein Auge geworfen. Er kam eines Tages zu Anschel und trug ihm in beredter Sprache eine sehr gute „Partie" an. Anschel besann sich nicht lange, und willigte ein, daß sie beide am Cholemoëd***) zusammen nach Kollin fahren und die Braut beschauen wollten.

Die ganze Angelegenheit wurde übrigens so geheim gehalten, daß bis zu jener Zeit kein Mensch errieth, was Anschel beginnen wollte. Am Cholemoëd, wo Alles, was dem Glück eine Braut abgewinnen will, auf die „Beschau" geht, war auch Anschel darunter. Draußen vor der Stadt, wo die Alleen anfangen, stand die „Gelegenheit," ein einspänniges Wägelchen, das unsern Freund nach dem gelobten Lande seiner zukünftigen Frau führen sollte. Rebb Hirsch, der „Schadchen," wartete schon seiner, denn man wollte nicht, daß die Leute in der Gasse wüßten, wohin sie gingen. —

So fuhren sie dahin. Anschel saß ganz still im Wagen, und in seinem Innern stiegen wie auf einer Jakobsleiter schöne Bilder seiner noch ungekannten Braut auf. Schon jetzt, wo er ihr nur entgegenfuhr, fühlte er schon einen andern Menschen

*) So heißen die sieben Tage, die man in Trauer um die Verstorbenen zubringt.

**) Schadchen, sogenannte Ehewerber, deren Geschäft darin besteht, „Partien zu reden".

***) Cholemoëd: die Halbfeiertage des Ostern- und Laubhüttenfestes.

in sich. Sein Begleiter Rebb Hirsch zog indeß die Gebetriemen hervor und betete, Anschel hatte das schon zu Hause gethan; denn er wollte im Wagen mehr Zeit zum Nachdenken gewinnen. Plötzlich, als sie sich einem Wirthshause an der Straße näherten, stieß der „Schadchen" einen Schrei aus.

„Was ist's, Rebb Hirsch?" rief Anschel.

„Bei meinem Kopf," schrie er, „dort steht Schlome Katz."

„Und wenn?" meinte Anschel.

Der Schadchen aber schüttelte den Kopf: es war ihm offenbar nicht recht, den Schlome Katz hier auf der Straße zu finden, und das gerade heute.

Vor dem Wirthshause, zu dem sie nun sogleich kamen, stand eine Kutsche mit zwei Pferden, die eben getränkt wurden. In dem Thore aber stand kein Anderer, als Schlome Katz, den der „Schadchen" mit seinen scharfen Augen wirklich erkannt hatte. Er stopfte sich gerade eine silberbeschlagene Pfeife, und bei dieser Gelegenheit konnte man hellfunkelnde Ringe an seinen Fingern bemerken.

„Wehgeschrien," sagte der „Schadchen" leise, „der geht auch auf die „Beschau."

„S'Gotts willkomm," rief ihnen Schlome entgegen, als sie an ihm vorüber fuhren, „wo gehst Du hin, Anschel? auf die „Beschau?"

Anschel wurde feuerroth, da er sein Geheimniß so verrathen sah.

„Nu, Masel Tow (gut Glück) auf den Weg," lachte Schlome, „und gieb Acht, daß Du kein Schlemiel bist." —

Als sie eine Strecke hinter dem Wirthshause waren, sah Rebb Hirsch noch immer aus dem Wagen zurück, und sein Gesicht schien sehr besorgt. Anschel, der diese Vorsichtsmaßregeln

nicht begriff, fragte ihn: „Was guckt Ihr denn in einem fort, Rebb Hirsch?“

„Weil ich Furcht hab',“ sagte jener, „daß uns Schlome Katz nachkommt. Er sieht mir zu schön aus, der geht gewiß auch auf die Beschau.“

Hierauf befahl er dem Kutscher, schneller zu fahren. Erst als sie wohl eine Stunde hinter dem gefährlichen Feinde sich befanden, wurde das Gesicht des „Schadchens“ viel fröhlicher, und man begreift wohl warum? Er fürchtete für seine „Partie.“ Gegen Mittag kamen sie am Orte ihrer Bestimmung an. Es that unserm Anschel sehr wohl, als er bemerkte, welches Aufsehen seine Ankunft in der Gasse verursachte. Die Leute mußten es ihm auch von der Stirn lesen, daß er auf die Beschau kam.

Während Rebb Hirsch gleichsam als Gesandter Anschels vorausging, um ihn im Hause seiner künftigen Schwiegereltern anzumelden, war Anschel in der Garküche zurückgeblieben. Hier hatte er ein strenges Verhör von der Frau Garköchin zu bestehen: woher er käme, wohin er wolle? und was er anfangen wolle? Anschel blieb aber stumm, wie ein Fisch, und verrieth sich mit keinem Wort. Endlich kam der „Schadchen“ und flüsterte ihm ins Ohr, daß Alles zu seinem Empfange bereit sei, und er brauche nur zu kommen. Sie machten sich auf den Weg.

Im Gehen gab ihm Rebb Hirsch viele gute Rathschläge, wie er sich seiner Braut gegenüber zu benehmen habe. Bei Tische solle er nicht zu viel essen, aber desto mehr reden, damit man ihn für keinen Esser, aber für einen redefertigen Menschen halte. Der Braut müsse er keck in die Augen schauen, damit sie jeden Augenblick roth werde, denn je röther, desto besser. Ueberhaupt müsse er sich sehr zusammennehmen, denn seine

Braut sei sehr „gebildet," spreche französisch, und habe viele Bücher gelesen. — Das Letztere beunruhigte Anschel ein wenig; dennoch faßte er Muth und trat ins Haus. Wie er aber die Treppe hinaufsteigen wollte, kam ihm Schlome Katz von oben entgegen. Der war wie ein Wunder hierher geweht. Anschel zuckte zusammen, als er ihn erkannte, Schlome grinste aber freundlich und sagte: „Masel Tow (gut Glück);" Anschel blieb unschlüssig auf der Treppe stehen, und wußte nicht, was beginnen.

„Wenn er mir zuvorgekommen ist," dachte er, „was soll ich dann thun?" Das konnte er aber durchaus nicht glauben, denn er war eine unbedingt bessere „Partie" als Schlome. „Mich wird sie ender (eher) nehmen," tröstete er sich, drückte heldenmüthig auf die Klinke und trat ein. —

Er fand die Familie schon zu seinem Empfange bereit. Der Vater seiner Braut ging ihm freundlich entgegen, und die Mutter, eine große Frau mit etwas herrschsüchtigen Augen hieß ihn in hochdeutscher Sprache willkommen. Hierauf mußte er sich setzen, „damit er den Schlaf nicht forttrage" und die Mutter eilte hinaus, um dem Gaste etwas zu „verehren." Während dem war Anschel den Fragen des Vaters über Stand, Herkommen und Vermögen ausgesetzt; er beantwortete sie aber nur halb, ihn beschäftigte der Gedanke, wie wohl seine Braut aussehen werde? — Endlich trat die Mutter in Begleitung ihrer Tochter ein. Diese trug auf einem Teller fettes Gebäck und andere Süßigkeiten, die sie ihm anbot. Anschel aber, statt darauf zu achten, starrte dafür in die schwarzen Augen des Mädchens und wurde davon so bethört und verwirrt, daß er noch lange hineinblickte, als er den Teller mit „Rosoglio" und seinem Gebäcke schon längst aus den Händen seiner Braut zu Boden geschleudert hatte! —

Die Braut kicherte, die Mutter schmollte, der Vater sah lachend darein.

Bei Tische kam Anschel neben das Mädchen zu sitzen. Sein früheres Unglück hatte ihn aber ganz verdüstert; er saß ganz stumm neben ihr, die er doch mit allen Pfeilen seines Witzes und Geistes hätte beschießen sollen. Statt wenig zu essen, schlang er die Bissen nur hinab, und ließ nicht einmal so viel übrig, als der „Derech Erez" (die Etiquette) verlangte. Die Leute warfen sich vielsagende Blicke zu, Anschel bemerkte Alles, aber sein Unstern wollte, daß er immer tiefer hineingerieth; die Braut sah er nicht einmal an, und so handelte er in Allem, was er that und nicht that, schnurstracks den Rathschlägen des Schadchens entgegen. Einmal hörte er, wie die Mutter heimlich zum Vater der Braut flüsterte: „'N großer Schlemiel!" Das Blut gerann ihm in den Adern, eine ungeheure Angst überkam ihn, und in diesem Zustande zeigte er sich immer mehr — in seiner eigentlichen Natur.

Nach Tisch sah er sich mit seiner Braut allein. Vater und Mutter hatten sich entfernt; die eigentliche „Beschau" fing erst jetzt an. Anschels Angst steigerte sich unendlich, als er sich dem Wesen gegenüber befand, mit dem er künftig mehr als ein Wort sprechen sollte. Aber er fand auch nicht eines, das Mädchen wartete, wie es schien, auf den Beginn der Unterhaltung. Ihm stand der Schweiß auf der Stirne. Da fiel ihm wie ein Sonnenstrahl der Gedanke ein, was denn Schlome Katz in diesem Augenblicke anfangen würde. Der, dachte er sich, würde das Mädchen zärtlich bei der Hand nehmen, sie liebreich drücken und ihr etwas Schönes sagen, und indem er an das Alles dachte, that er es auch; doch war er der Braut dabei so nahe gekommen, daß sie unbändig aufschrie: „Meine Hühneraugen, meine Hühneraugen!" und lautklagend im Zimmer

herumrannte. „Haben Sie Hühneraugen?“ fragte Anſchel erſchrocken, „das hab' ich nicht gewußt.“

Das Mädchen tanzte halb lachend, halb weinend in der Stube herum.

„Man ſieht,“ ſagte ſie, „Ihr Landsmann Katz hat doch recht gehabt, wenn er ſagt —“

„Was hat er geſagt?“ rief Anſchel.

„Daß Sie ein Schlemiel ſind, hat er geſagt,“ entgegnete die Braut.

Anſchel wollte nichts mehr hören, was konnte ſie ihm noch ſagen? Auf ihren Lippen ſtand ja das Wort Schlemiel! Ehe er noch ſelbſt inne wurde, was er begann, war er zur Thüre hingeeilt, — er ſtand draußen. Er rannte über die Treppe hinunter, da kam ihm wieder Schlome Katz entgegen.

„Nu,“ fragte er lachend, „kann man „Maſel Tow“ wünſchen?“

„Schuft,“ murmelte Anſchel und ſtürzte eiligſt fort. In ſeinem erſten Schmerze dachte unſer Freund nie mehr zurückzukehren, es war ihm zu viel geſchehen. Was werden die Leute zu ſeiner ſchmählichen Beſchau ſagen? Und wird nicht Schlome Katz ohnehin die Lärmpoſaune ſeiner Schande an die Lippen ſetzen? Mit Verzweiflung dachte er an die Rückkehr, er wollte fliehen. Er war in dieſer Stimmung vor die Stadt hinausgelaufen, während ihn Rebb Hirſch in der ganzen Gemeinde ſuchte, und vielleicht noch troſtloſer war, als Anſchel; er kam nämlich um ſein „Schadchones.“*)

In ſpäter Nacht kam er in die Gaſſe zurück. Er wollte ins Wirthshaus, da anſpannen laſſen und fortfahren. Sein Gang führte ihn am Hauſe ſeiner ehemaligen Braut vorüber,

*) Das Geldgeſchenk, das der Brautwerber von beiden Parteien für ſeine Bemühung erhält.

die Fenster waren hell erleuchtet, und heiteres Gelächter schallte herunter. „Jetzt spotten sie dich aus," dachte er mit Schmerz, „Schlome Katz sitzt neben ihr und heißt dich ein über's anderemal Schlemiel, Schlemiel." Er drückte sich scheu vorüber.

Als er um die Ecke der Gasse biegen wollte, von wo er noch einige Schritte zum Wirthshause hatte, fiel ihm ein kleines Haus auf; er sah noch Licht darin brennen. „Vielleicht auch so eine," sagte er zu sich, und eine unwiderstehliche Lust drängte ihn, zu den Fenstern zu treten. Zuerst lehnte er sich nur an die Mauer, dann wuchs ihm der Muth und endlich blickte er ganz frei in die Stube. Er sah einen alten Mann, der am Tische vor einem Buche, das wahrscheinlich der Talmund war, saß und daraus emsig lernte. Vor ihm stand die Kerze, sonst war es finster in der Stube. — Mit einem Mal hörte Anschel eine wohlklingende Stimme aus einem versteckten Winkel, die rief: Sieh her, Vater, Fischele will nicht „Krischme leinen" (das Abendgebet sagen).

Anschel strengte seine Augen an, um diejenige zu sehen, die so gesprochen; denn die Stimme war ihm tief zu Herzen gegangen.

Zum Glück nahm der alte Mann das Licht. „Wart! Fischele," sprach er, „ich komm über dich" und wie er mit dem Lichte weiter ging, erhellte sich die Stube, Anschel sah ein Mädchen am Bette eines Knaben stehen. Wie der Vater näher trat, wurde das Kind ruhig und das Mädchen sprach den Nachtsegen weiter. Mit fester Stimme trug sie ihn vor, der Knabe sprach ihr Wort für Wort nach. Sie kam auch zu jener Stelle: „Zu meiner Rechten steht Michael, zu meiner Linken Gabriel, u. s. w." und Anschel, der mit verhaltenem Athem draußen horchte, wußte gar nicht, warum ihm das Nachtgebet heute so ganz anders vorkomme, als sonst. Es war ihm, als hätte

er es bis dahin überschluppert*) und hörte es jetzt erst vollständig.

Plötzlich rief der Knabe: „Einer sieht zum Fenster herein“ und duckte schnell unter die Decke. Anschel konnte wohl fliehen, aber es fehlte ihm der Muth; eine Stimme, wie die des Mädchens, schien ihm zuzurufen: Bleib doch! Er hörte wohl, wie man die Hausthüre öffnete, er hörte sich angesprochen — statt aller Antwort aber ging Anschel dem Mädchen nach; ehe er sichs versah, war er drin in der Stube.

In wenigen Augenblicken war er dort so heimisch und bekannt, als hätte er jahrelang darin geweilt; es gefiel ihm so wohl, daß er an kein Fortgehen dachte. Der Vater war Gemeindeschlächter, seine Tochter hieß Esther. Sie war fromm und gut und von ihren Augen konnte er gar nicht fortkommen. Ein wunderbarer Gedanke durchzuckte ihn. „Wie, wenn du die zur Kalle (Braut) nähmst? Ohne Braut kannst du doch nicht nach Haus kommen; wenn du dir aber die nimmst, so thust du noch ein gut Werk, sie wird dich gern haben, und ihr wird's nie einfallen, dich Schlemiel zu nennen.“

Gesagt, gethan. Er bat um die Hand Esthers. Vater und Tochter waren über diesen Antrag sehr erstaunt, aber Anschel nannte bloß seinen Namen und die Verwunderung verwandelte sich in Freude. Als er Esther um ihre Einwilligung bat, erröthete sie tief und sagte leise: Sie sind mir recht. Fischele aber, der dem ganzen Gespräche zugehorcht, sprang eiligst aus dem Bette und rief: „Ich geh' die Freundschaft holen, Esther ist eine Kalle geworden.“

„Hat das nicht Zeit bis morgen?“ fragte Esther.

„Lassen Sie ihn,“ bat Anschel in seiner Seligkeit, „wir wollen gleich die Ehepakten aufsetzen.“

*) Statt überblättert.

Im nächtlichen Familienrathe, den Fischele zusammengerufen, wurde Anschel Esthers Bräutigam. „Festzusetzen" gab es nichts, der Gemeindeschlächter war ein armer Mann und konnte nichts „nachgeben".

Ist das nicht ein duftig romantisches Stück aus dem Leben unseres Schlemiels? Was wird man aber im Ghetto dazu sagen? Uns dünkt schon die Lachteufel zu hören und die Spottpfeile fliegen zu sehen.

Ein Jahr darauf führte Anschel seine Esther als Frau heim. In Lust und Freude war die Hochzeit gefeiert worden, nun war eben das große „Schulführen."

Geputzte Frauen gingen zur Synagoge.

„Hast du schon Schlemiels Weib gesehen?" fragte die Eine.

„Mit kein' Aug' noch," sagte die andere, Fradel die Schneiderin, „wie sieht sie aus?"

„Wie 'n Schlemiel sie grad braucht. Wirf die Katz wie du willst, sie fallt doch." —

„Warum?"

„Warum? weil sie verdrießlich (bucklig) ist, man könnte ein Häusel drauf bauen."

„Das hätte er hier auch bekommen, muß erst in die Fremd' gehen! Und ohn' Kreuzer Geld?"

„Nicht 'n Bröfele hat er nachgekriegt, das Kleid, was sie auf dem Leib hat, und das Hemd hat er ihr müssen machen. Von der goldenen Kett' will ich gar nicht reden, die hat er um hundert Gulden bei Hirsch Goldschmied gekauft."

„Schlemiel bleibt Schlemiel, das kann gar nicht gut ausgehen."

Heitere Musik unterbrach hier das Gespräch der beiden Frauen; gleich darauf bog ein Zug von festlich geschmückten Männern um die Ecke des Gäßchens, das zur Synagoge führt. Anschel tratt heute zum ersten Mal als „Balbos" (Hausherr) auf. Mit freudestrahlendem Antlitze schritt er zwischen den zwei „Unterführern" einher, die ihm schon bei der Hochzeit das Geleite unter den Trauungshimmel gegeben hatten, und die Frage wäre wohl sehr leicht beantwortet worden, wer in diesem Augenblick der Seligste auf Erden war.

Hinter ihm drein kam Esther, seit zwei Tagen die Seine, unter einem Haufen junger und alter Frauen, die es sich zur Pflicht machten, die jüngst Angekommene auf ihrem ersten Gange zur Synagoge zu begleiten. Die Musik ließ ihre heitersten Klänge ertönen; überall, wo sie vorbeizog, öffneten sich die Fenster und neugierige Blicke fragten: Wie sieht Schlemiels Weib aus?

Vor der Synagoge schwieg die Musik; die jungen Eheleute mit ihrem Gefolge traten ein. Anschel wurde, bis er zu seinem Platze gelangte, von allen Seiten mit „Masel Tow" begrüßt und beim Vorlesen des Wochenabschnittes ward er vom Vorsänger mit feierlichem Gesang zur Thora hinauf gerufen. Schöner glücklicher Moment!

Währenddem vertheilte Esther in der Weiberschul Rosinen und Zuckerwerk nach einer alten Sitte, die keine verletzen darf. Sie sah sich fremd und ungekannt und sollte doch alle Regeln des „Derech Erez" beobachten. Mitten unter den losgelassenen Lach- und Schwatzgeistern, beging sie so manchen Fehler, der schwer gerügt wurde.

„Keine Spur von Anstand," meinte die dicke Vorsteherin, indem sie spöttisch die Oberlippe aufwarf.

Esther war nämlich, ohne sie zu kennen, zu einer andern

Frau getreten und hatte dieſer den Teller mit Zuckergebäck früher hingereicht als ihr.

„Meinen Sie, Madame Gitel Leben," bemerkte eine ebenfalls übergangene Nachbarin, „man lernt bei Hühnern und Gänſen den Anſtand der Welt? Zu Haus hat ſie müſſen warten, bis man ihrem Vater etwas zum Schlachten geſchickt hat. Wie ſoll ſie ſich jetzt kennen?"

„Daheim hat ſie müſſen den Fußboden aufwaſchen."

„Sehen Sie denn nicht, Madame Gitel," ſagte die Nachbarin mit heiſerem Gelächter, „ſie iſt noch ganz verdrießlich darüber. Das Höckerchen ſitzt ihr ganz gut."

Dieſe Worte waren nicht ſo leiſe geſprochen, daß ſie dem Ohr der jungen Frau entgingen. Eine fremde Lage ſchärft die Sinne; jeder ſteht da gleichſam auf der Lauer und die Seele theilt ihre Thätigkeiten in tauſend Feldlager. Sonderbar! daß man ihre Herkunft ſchmähte und ihre Sitten ſchlecht hieß, berührte ſie nicht ſo ſchmerzlich, als daß man ihr ein Uebel andichtete, das ſie nicht beſaß. Denn außer einer unmerklichen Unebenheit an der linken Schulter, die auch nur weibliche Scharfſichtigkeit entdecken konnte, war nichts an ihr, was ſie zum Krüppel machte. Vor Scham glaubte ſie einſinken zu müſſen und mit irren Augen ging ſie durch den dicken Knäuel der ſich ihr entgegendrängenden Frauen, die ſie bewillkommnen wollten. In dieſem Zuſtande, wo ſie alle ihre Sinne doppelt gebrauchen ſollte, beging ſie Fehler auf Fehler gegen den „Derech Erez". —

Die Synagoge hat keine Orgelklänge, keine Weihrauchwolken, keine Poſaunentöne, daß ſich die Seele überwältigt, betäubt und wieder emporgetragen, aus ihren Qualen erhebe; wenn hier eine Thräne fließt, wird ſie von Allen geſehen. Sie weinte alſo. Es waren Thränen der Angſt und Beklemmung.

Unter diesem Zischen, Lachen und Plaudern sah sie sich wirklich gezeichnet; sie war ein mißgestalteter Krüppel, sie mußte es sein. —

Die Synagoge war zu Ende. Anschel ging mit seiner Frau nach Hause. Die Musik schickte wieder ihre heitern Klänge voran. Esther war traurig und tief betrübt; er fragte sie, was ihr fehle. Sie schwieg; als er aber heftiger in sie drang, sagte sie unter Schluchzen: „Hättest du gehört, was die Leut' gesagt haben."

„Schweig lieber davon," erwiderte er mit einem tiefen Seufzer. Sie sprachen auch nicht weiter davon, Esther wahrscheinlich aus weiblicher Eitelkeit, Anschel, weil er die dunkle Beschwörungsformel seines tiefen Leides nicht von den Lippen derjenigen vernehmen wollte, die er für immer sein nannte. —

Es waren Jahre vergangen, und unser Freund hatte es in der öffentlichen Meinung nicht weiter gebracht; im Gegentheil, er war noch mehr gesunken. — Man glaube ja nicht, es sei dies so ganz bedeutungslos.

Leute, die das Leben immer von der Sturmseite kennen, die da Matrosen sind auf einem herumgeworfenen, jedem Windhauch ausgesetzten Schiffe, wo jeder die Hände regen und zugreifen muß, wenn er nicht untergehen will, müssen immer mit Vorurtheilen gegen gewisse Menschen befangen sein, die sich nicht anstellig genug zeigen, wo es gilt, frisch und behende zuzugreifen, die gleichsam mit hochaufgerichteten Köpfen durch niedere Thüren schreiten wollen, wo sie schlangenklug sich durchwinden sollten. Dieses Vorurtheil lastete nun auf dem „Schlemiel". —

Wer will mit einem Schlemiel etwas anfangen? Liegt nicht der Fluch des Himmels sichtbar auf ihm? Hat er Gold, so wird es zu Blei, hat er einen guten Gedanken, so verkehrt

er sich in lauter Unheil; der beste, sicherste Gewinn schlägt ihm um. Wer hat da Lust, sich mit ihm in ein Bündniß einzulassen? An ein zerbrochenes, unseliges Wrack sein eigenes Lebensschiff anzubinden? —

Anschel fühlte diese Abneiguug auf allen Seiten. In nichts konnte er es den Leuten recht machen. Gingen des Sonntags die Handelsleute an ihr Geschäft, so konnte man ihn noch immer in der Gasse sehen. „Was hat er noch zu Haus zu machen," hieß es dann, „derweil' entgeht ihm ein Geschäft". Ging er wieder zeitiger fort, so sagte man wieder: „Er kanns nicht abwarten, dem wird das Geschäft nicht fortlaufen." Am Donnerstag schon kam er nach Hause; er sehnte sich nach Frau und Kindern. Da hieß es wieder: „Was hat er schon Donnerstag daheim zu machen?" und that er den Leuten den Gefallen und kam erst Freitags am Abend, wenn man schon die Sabbatlampen anzündete, so klagte man: „Nicht nur, daß er 'n Schlemiel ist, er ist auch noch ein Posche Jisroel (Abtrünniger von Israel)." So war Anschel von allen Seiten bedrängt und gemieden, und da er den Leuten in keinem Punkt es recht that, — so that er endlich gar nichts und das war sein Unglück.

Es ließ sich schwer sagen, wo denn eigentlich dieses Unglück anfing und wo es aufhörte. In Kurzem hatte sich das Erbtheil Isserls verflüchtigt, Anschel wußte nicht wohin? Auch waren ihm die Absichten Schlome's längst bekannt, denn der rühmte sich schon, er habe die Maurer bestellt, die ihm „sein" Haus neu anweißen sollten und er warte nur auf „gute Zeit". Die Leute trugen diese Worte mit willigen Händen zu Anschel's Ohren, und sagten noch Manches hinzu, was wie glühende Tropfen in seine Seele fiel. Aber Alles, was er thun konnte, war, daß er seine Anstrengungen ver-

doppelte; jedoch vergebens. Wie sein böser Geist folgte ihm dieser Schlome Katz auf allen Schritten und Tritten nach; hatte Anschel eine gute „Spekulation" ausgeheckt, so konnte er gewiß sein, Schlome hatte davon Wind bekommen, und stellte ihr ein Bein unter. War Anschel um fünf Uhr an ein Geschäft gegangen, so war Schlome schon um drei Uhr dort gewesen. Tausend und tausend Geister schienen seine innersten Gedanken aufzuschreiben und sie dem Schlome Katz zuzutragen — noch ehe er sie selbst ausgedacht hatte.

Schlome hatte indessen die schöne „Kollinerin" geheirathet, der Anschel's erste „Beschau" gegolten hatte. Man trug kein Bedenken, sie ihm anzuvertrauen, „weil er ein Barjen (tüchtiger Mensch) war, und sich in die Welt zu schicken wußte," wiewohl er eigentlich nichts besaß. Schlome war dadurch, nach dem Ausspruch der Leute „groß" geworden. —

Es traf sich zuweilen, daß Anschel und Schlome, wenn sie des Freitags von ihren Geschäften zurückkehrten, vor dem Eingang ins Ghetto aufeinander stießen.

„Gute Verrichtung gehabt?" fragte dann gewöhnlich Schlome, indem er auf die volle Geldkatze schlug, die er umgeschnallt trug.

„S' Schmalz rinnt mir vom Leibe," antwortete dann Anschel, „aber das Haus kriegst du doch nicht, und wenn du dich auf den Kopf stellst!"

Was nutzt es aber, sich noch so heldenmäßig gegen eine Macht wehren, mit der man nicht auf gleichem Fuß steht? Das Unglück führt seinen Krieg ohne Edelmuth und Menschenrecht, bald offen, bald aus dem Hinterhalt.

Anschel war endlich zur Einsicht gekommen, daß es „mit ihm allein" nicht gehe; er dachte daran, sich einen „Compagnon" beizulegen. Aber da hatte er sich selbst schlecht gerathen! Es

wollte sich nämlich Keiner finden, der Lust hatte, mit ihm in einen Bund zu treten. Anschel bat und beschwor, aber er sprach tauben Ohren, spöttischen Bemerkungen. Endlich gelang es ihm, eines „Compagnons" habhaft zu werden, der es mit ihm „probiren" wollte. Der neue Gesellschafter hatte aber eigentlich nichts zu verlieren; denn Anschel sollte das Geld hergeben, den Profit wollten sie miteinander theilen. Er jubelte aber, und jauchzte — daß er nun einen Compagnon hatte. —

Es ging Anfangs auch Alles gut, aber schon nach dem ersten halben Jahr nahm der Compagnon seinen Gewinn heraus, während Anschel den seinen im Geschäfte ließ. Dann kamen wieder schlechte Zeiten, mitunter gute, aber der Erfolg blieb sich immer gleich. Das Gold wurde zu Kupfer und das Kupfer zu schlechtem Blei. — Als Anschel mit seinem Compagnon Jahresrechnung machte, zeigte es sich, daß sie sich beide verrechnet hatten! Darüber ward der Compagnon so zornig, daß er mit geballter Faust auf den Tisch schlug und ihn in einem fort Schlemiel nannte. Er schob die ganze Schuld des verunglückten Geschäftes auf Anschel und bedauerte nur, sich mit ihm „eingelassen" zu haben. Dann stand er auf und ging ganz grimmig fort. —

Am nächsten Sabbat erschien Esther ohne goldene Halskette in der Synagoge.

„Wo hat sie ihre Kett'?" flüsterte Fradel die Schneiderin zu ihrer Nachbarin.

„Versetzt bei Hirsch Goldschmied."

„Weit gekommen." —

„Was hat man sich denken können, von so 'n Schlemiel!" — —

Schlome Katz schien indessen zu zögern und auf „gute Zeiten" zu warten, ehe er die Netze um „sein" Haus zusam-

menzog. Er pflegte oft zu ſagen: „Will er's nicht im Guten thun, wird er's im Böſen thun. Ihr werdet ſehen, Anſchel Gloſer kommt noch in meine eigene Stub' und trägt mir mein Haus an. Morgen iſt auch ein Tag.“ —

Es war ſonderbar: von dem Augenblicke an, wo man unſern Anſchel als einen „ruinirten“ Mann anſah, ſtieg er gleichſam in der öffentlichen Meinung. Eine gewiſſe Stimme ſagte es den Leuten, daß hier das Unglück Einen gezeichnet habe, auf den noch Steine zu werfen Verbrechen und Todtſünde ſei.

Man wollte ihm nun helfen und rathen. Wäre der Rath nur nicht ſo theuer geweſen! Sie ſchlugen ihm vor, das Haus zu verkaufen, der Käufer werde ſich ſchon finden. Gegen dieſen letzten Gedanken aber bäumte ſich die Seele Anſchels wie ein verwundetes Roß auf; er wurde ganz wüthend, wenn man darauf zu ſprechen kam. „Ich weiß,“ ſchrie er dann, „daß euch Schlome Katz zu mir herſchickt; wer mir aber das anrathen thut, der iſt mein größter Feind. Eher werd' ich in der Gemeinde Schulklopfer und geh „Thillim ſagen“.*) Schlome Katz kriegt mein Haus nicht!“

Das Haus bekam nun in ſeinen Augen einen unſchätzbaren Werth, es war nicht Geld genug auf der Erde, es zu bezahlen. Er klammerte ſich daran wie ein Schiffbrüchiger. Was Eſther betraf, ſo klagte ſie ſelten. Sie litt und weinte im Stillen. „Hätt' er mich nicht genommen,“ dachte ſie, „ſo hätte er eine beſſere Partie machen können. An ſeinem ganzen Unglück bin nur ich Schuld.“

Der Termin, den Schlome Katz ſeinem Haus geſtellt

*) In jeder Gemeinde giebt es gewiſſe arme Leute, die, wenn Jemand erkrankt iſt, gegen Bezahlung Thillim (Pſalmen) in der Synagoge beten.

hatte, war nun bald vorüber. Das Elend macht Doppelschritte. —

Anſchel beſann ſich eines Tages auf ſeiner Wanderung, daß ja heute der Tag ſei, wo er mit ſeiner Eſther unter dem Brauthimmel geſtanden ſei. Sein Herz ſchwoll von ſanfter Freude; er ſah ſich wieder vor den Fenſtern der Stube, wo er ſeine Eſther zum erſten Mal erblickte, er hörte wieder die uralten Laute des Nachtſegens, den ſie damals ihrem Brüderchen vorſagte: „Zu meiner Rechten ſteht Michael, zu meiner Linken Gabriel, vor mir ſteht Raphael und hinter mir Uriel; über meinem Haupte aber iſt die Majeſtät Gottes.“

Er konnte ja nicht ganz untergehen, dachte er, Gott ſelber könne das nicht zugeben! Darum wollte er auch den Hochzeitstag mit Weib und Kindern feſtlich begehen und eine innere Stimme flüſterte ihm zu, von da an müſſe ſich Alles zum Guten kehren. —

Voll dieſer tröſtenden Gedanken hatte er ſeit Langem zum erſtenmal wieder einen ſeligen Tag. Fröhlich eilte er vorwärts, ſeinem Glücke gleichſam entgegen, wie er meinte. Einer Bäuerin, die eine Gans zu Markte trug, handelte er ſie um ein farbiges Tuch ab. Die Gans ſollte den Feſttagsbraten am nächſten Sabbat geben. Das Tuch war zwar dreimal ſo viel werth, dennoch meinte Anſchel nie ein beſſeres „Geſchäft“ gemacht zu haben. Wohl an drei Meilen weit trug er die befiederte Laſt unter dem Arme, und ſein Weſen war ſo freude- und glanzſtrahlend, daß Leute, die ihm begegneten, glauben mußten, er trage da ein endloſes Glück mit ſich herum. In dem Wirthshauſe vor der Stadt hielt er ſich mehrere Stunden auf; denn es war noch heller Tag, er konnte doch mit dem lebendigen Braten nicht durchs Ghetto gehen! Er wartete alſo die Nacht ab.

„Guck' her," rief das kleine „Schimmele," sein Söhnchen, „was der Vater da mitbringt," als Anschel mit seiner Last, die er wohlweislich mit dem Rocke bedeckt hielt, in die Stube trat. Er ließ die Gans auf den Boden gleiten.

„Eine Gans, eine Gans!" schrie klein Schimmele freudig und schlug in die Hände. Esther lächelte. „Du wirst sehen, Esther," sagte Anschel, „die Gans bringt uns Glück. Heute sind's zehn Jahr', daß wir uns genommen haben. Mach' damit einen guten Sabbat; es wird uns nichts schaden, einmal wieder herzfreud' zu sein."

Er sprach diese Worte so ahnungssicher und fest, als hätte er die günstige Wendung seines Glücks geschrieben und gesiegelt in Händen.

Obwohl es erst Mittwoch war, blieb Anschel doch schon zu Hause und ließ das Geschäft auf sich beruhen. Er wollte sich für den festlichen Tag gleichsam heiligen, wie seine Voreltern vor dem Sinai. —

Der Sabbat kam; Anschel saß mit seiner vielköpfigen Familie bei Tische. Er war selig wie ein Kind. Auf Esthers Antlitz lag eine feine durchsichtige Röthe, wie ein dünner Flor, hinter der die Freude lachte. Man sah es ihr an, sie setzte Hoffnung und Vertrauen in ihren Mann.

Nachdem man sich die Hände gewaschen und Anschel über das weiße Brod den Segen gesprochen, fing die Freudentafel an.

„Heut' könnt ihr essen und trinken, Kinder," rief er, „was nur euer Herz begehrt. Heut zehn Jahr hab' ich mit eurer Mutter nach unserer Hochzeit das große Schulführen gehabt."

„War ich damals auch dabei?" fragte klein Schimmele.

Esther erröthete. Anschel aber, immer seliger werdend, sagte: „Nein, dabei warst du nicht, Schimmele; aber dafür

hab' ich dir ein groß Stück Gans von der Hochzeit aufgehoben."

Schimmele freute sich gar laut über diese Aufmerksamkeit des Vaters, Anschel aber dachte mit Wonne: Hat selbst Schlome Katz so einen Schabbes, wie ich? Er hat ja keine Kinder. —

Endlich kam die Gans. Sie war herrlich gebräunt und glänzte wundersam von der Schüssel herab. Anschel selbst wollte sie zertheilen und ließ sich dazu das große Hackmesser geben. Dann schürzte er die Hemdärmel weit hinauf, um sie nicht zu bespritzen, und begann mit großer Feierlichkeit das große Werk. Sein Antlitz läßt sich da nicht beschreiben; man konnte es verklärt nennen, wenn nicht die Anstrengung des Zertheilens zu sichtbar hervorgetreten wäre.

Wie aber die Gans schon zerstückt vor ihm lag, rief klein Schimmele plötzlich: „Schau her, da steckt ein Nägele in der Gans."

„Wo, wo?" schrien Anschel und Esther zugleich. Das Kind zeigte die Stelle, es stack wirklich ein „Nägele" darin.

Unserem Anschel entsank kraftlos das Messer, er wurde bläsſer wie das Tischlinnen. Esther aber nahm schnell den Braten und sagte zu Schimmele: „Lauf schnell, Schimmele, zum Rabbi und mach' die Frag', ob die Gans nicht trefe*) ist?" Der Knabe ergriff die Schüssel, schlug ein Tuch darüber und rannte damit zum Rabbi. —

Während dieser Zeit lastete ein trübes Schweigen auf der Familie. Anschel hielt seine Augen bedeckt, Esther sah stumm vor sich hin. Das Unglück schritt auf den Zehen durch die Stube.

Nach einigen Minuten kam Schimmele zurück, sein Gesicht weissagte nichts Gutes; er hatte Thränen in den Augen.

*) Trefe heißt Alles, was ungenießbar ist. Der Talmud enthält eine große Zahl von Verordnungen und Gutachten über diesen Punkt.

„Nun?“ fragte ihn Esther.

„Die Gans ist trefe,“ schluchzte der Knabe.

Kalt und klanglos, ohne aufzusehen, den Finger an die Lippen gedrückt, sagte Esther: „Du bist doch 'n rechter Schlemiel, Anschel!“

So hatte auch sie das unheilvolle Wort ausgesprochen. Ueber sein ganzes ferneres Leben war nun der Stab gebrochen. Was gab es noch, das sein innerstes Leiden antasten konnte, wenn es die that, die ihn doch schonen sollte! „Das überleb' ich nicht,“ sagte er still vor sich hin, stand dann auf und zog den Rock an. Ohne ein Wort des Lebewohls ging er fort. Spät in der Nacht kam er zurück. Esther wartete seiner in Angst und Sorge, und als er eintrat, fiel sie ihm weinend um den Hals. „Laß gut sein,“ sprach er, indem er sich ihr entwand, „gut machen läßt es sich nicht. Ich seh' schon, ich bin ein Schlemiel; jetzt war ich bei Schlome Katz und hab' ihm das Haus verkauft!“ —

* * *

Schlome Katz sitzt nun schon längst im Hause seiner Ahnen, oder vielmehr unseres Anschels. Er hat es ganz frisch „anweißen“ lassen, so daß es wie neu aussieht. Sein Gesicht ist wahrhaft glückgehärtet; er liegt beinahe den ganzen Tag in den Fenstern in seinem guten warmen Schlafrock und raucht Taback aus einer silberbeschlagenen Pfeife — ganz wie er es vorausgesagt . . . Nur einen Tag im Jahr ist Schlome Katz ein Anderer, das ist am Jom Kippur (Versöhnungstag.) Da kommt er nicht aus der Synagoge und betet und kasteit sich. Namentlich, wenn es zu den Worten kommt, wo der Vorsänger ausruft: „Was rettet vor den Schrecknissen des Todes?“ und die Gemeinde drauf antwortet: „Gebet, Gerechtigkeit und Buße“

hört man ihn laut ſchluchzen und ſich reuig an die Bruſt ſchlagen. —

Da er kinderlos iſt, hat er ſich der nachgelaſſenen Waiſen Anſchels und ſeiner Eſther angenommen.

Denn den Tag nach dem Verkaufe ſeines Hauſes war Anſchel fortgegangen — und nicht wiedergekommen. Eine Woche darauf brachten Bauern aus der Umgegend ſeine Leiche; ſie hatten ſie auf einer Wieſe gefunden, wohin ſie der Fluß ausgeworfen hatte. Man ſagte, er ſei „verunglückt.“ —

Sie begruben ihn hierauf. Da geſchah es, daß einer von den Todtengräbern in der naſſen, aufgeſchaufelten Graberde ausglitt, wobei ihm die Leiche, die er an den Füßen hielt, beinahe entfallen und in das Grab hinuntergekollert wäre. Schlome Katz, der daneben ſtand, ſagte noch: „Er ſoll mir's verzeihen, noch jetzt iſt er 'n Schlemiel!“

Es war der letzte Stein auf den Unglücklichen! — —

Die Kinder des Randars.

1. Mendel Wilna.

Wer sich gern an Waldduft, Baumgrün und Lerchenschlag erfreut, der gehe ja nicht in's Ghetto! Die Lerche zieht nur in ganz engen Kreisen über seinen Mauern hinweg, und die Bäume geben dort nicht rechten Schatten. Die Leute haben zu viel Sorgen und im Ghetto fehlt es an Raum. Man muß den Baum pflanzen können, um sich an seinem Schatten zu laben, man muß in der Seele frei und ungeängstigt sein, um auf die Triller einer Lerche zu horchen. Auch ist der Talmud ein gar schlechter Verständiger für heitern Vogelsang und das Licht der Bäume zu brennend für seine grauen Augen. Darum gehen wir auf einige Zeit zum Ghetto hinaus und suchen den Ort auf, wo wir das Alles finden: Duft, Grün und Lerchenschlag — ich meine das Haus des „Randars."

Es thut mir aber ganz innig leid, daß ich euch erst eine kalte Erklärung des Wortes Randar geben muß; viel lieber wäre es mir gewesen, wenn ihr's sogleich errathen hättet. Denn ich bin ganz warm in der Seele geworden, wie ich diesen

Namen ausgesprochen und in dieser Stimmung setzt man Alles, was man selbst liebt, bei Anderen für bekannt voraus. — Ich werde es daher auch ganz kurz thun.

„Randar" ist die etwas verdorbene Bedeutung für Arendator; dem Jargon des Ghettos war das letztere viel zu unbequem und es verrenkte ihm daher unwillkürlich einige Glieder. Der Randar ist der Pächter einer herrschaftlichen Dorfschenke, oder einer Branntweinbrennerei. Denn bei uns zu Lande haben die „Herrschaften" das Recht, den Geist, den sie selbst brauen und brennen, dem Volke auszuschenken, und da sie das natürlich nicht in eigener Person thun können, haben sie den Randar erfunden, gleichsam eine Mittelsperson, die für einen beträchtlichen Pachtzins die Mühe über sich nimmt. —

Wir sagen das so unumwunden heraus, damit sich etwa wegen der Person unseres Randars keine Illusionen erzeugen, die wir später zu erfüllen nicht im Stande wären! —

Es hat wohl noch wenig so glückliche Menschen gegeben, als es unser Randar war.

Die Leute, die sich am Glücke immer rächen müssen, nannten ihn in einer Anwandlung von gutmüthigem Neid den „Rothschild" des Dorfes; bei den Bauern hieß er der „Pan Schmul," eigentlich aber ganz kurz: Rebb Schmul. Um diesen dreifachen Namen jedoch lag eine solche Herrlichkeit, daß es uns gewiß schwer fallen wird, sie vor die Augen zu rücken!

Nach der „Herrschaft" und ihren allmächtigen Beamten gab es im ganzen Dorfe keine einflußreichere Person, als unsern Randar. Sein Haus war das schönste, das man weit und breit in der Umgegend finden konnte; er saß darauf wie auf einem angestammten Lehnsitz, als ein geachteter, immer gern gesehener Vasall seines Herrn u[illegible]rafen. Der Pacht war schon seit undenklichen Zeiten im Besitze seiner Familie,

er hatte sich immer von Vater auf Sohn vererbt, und während einer langen Reihe von Jahren war dadurch eine Art selbstständiges Eigenthum entstanden. Die Brennerei und Schenke, und was dazu noch Alles gehörte, machten zwar das Hauptgeschäft unseres Randars aus; aber er betrieb dabei noch eine ausgebreitete Feldwirthschaft, wie dies in der Natur der Sache selbst liegt; seine Aecker waren die bestbestellten, seine Mastochsen die fettesten und die Wolle seiner Schafe am feinsten. —

Man irrt gewöhnlich gar sehr, wenn man dem Juden alles naive und harmlose Element abspricht. Es ist wahr, der Jude des Ghetto ist selten naiv oder gar harmlos, sondern scharf und kantig, und wie Lauge ätzend. Demüthiger Schmerz und kecker Witz grenzen in ihm ganz nahe aneinander, man braucht das nicht erst zu erklären. Da ist der Dorfjude glücklicher daran, der steht der Natur näher und kennt ihren Duft und Lerchenschlag; aber er ist auch plumper und witzloser als sein Bruder im Ghetto. Der Witz ist doch immer nur ein geistiger Stachel, der für Beleidigungen gezogen wird, die man nicht körperlich züchtigen will oder kann. Auch hat der Dorfjude, eben weil er nicht im Ghetto wohnt, nicht nöthig, witzig zu sein. Verstehen denn die Bauern diese Krankheit der Ueberfeinerung?

Es war eben diese glückliche Mischung von Schärfe und Harmlosigkeit, die so unwiderstehlich zu unserem Randar zog. Auf seinem Antlitze las man seinen Stand; der obere Theil, namentlich die treuherzig milden Augen, die einen beinahe kindlichen Glanz warfen, die etwas beschränkte Stirn und das kurzgeschnittene Haupthaar gehörten offenbar dem Bauer an, während ein gewisser Zug an den Mundwinkeln und das etwas zugespitzte [redacted] auf den Kaufmann hindeuteten. Er war übrigens eine jener untersetzten vollen Gestalten, die man

immer gern sieht, vor denen man keine Furcht empfindet. Fürchten? Es war eine Sorglosigkeit um das dicke Wesen unseres Randars gebreitet, daß man in seinem Beschauen sich gleichfalls „dick" und sorglos wähnte.

Vor Zeiten mochte der Randar ein gar stattlicher Junge gewesen sein. Er hatte frühzeitig geheirathet, da er kaum zwanzig Jahr vorüber hatte. Seine Frau war aus einer der reichsten Randarfamilien des Landes, denn die Randare bilden eine Art jüdischen Landadels und heirathen gewöhnlich untereinander, weil sie zur Betreibung ihrer Geschäfte Frauen bedürfen, die sich „von Kind auf" auf die Feldwirthschaft verstehen. Ihr Vater war ein Pächter desselben Grafen, dem auch Rebb Schmul gehörte, und es geht eine dunkle Sage, der junge Graf habe damals Augen für die schöne Randarstochter gehabt, die sich in solche Tiefen nicht herablassen sollen. Deswegen zog sie in ihrem sechszehnten Jahre aus dem väterlichen Hause fort, als Rebb Schmuls Weib, und man erzählt sich noch, was das für ein herrliches Hochzeitsfest gewesen. Der Graf war nämlich darauf bestanden, das junge Paar im Schloßhofe trauen zu lassen und er selbst und seine Beamten waren zugegen, als der Kreisrabbiner unter dem Brauthimmel die Hände der Verlobten mit den Ringen schmückte. Unter den Hochzeitsgeschenken waren die großen silbernen Armleuchter des Grafen das schönste; sie prangen noch jetzt in dem Silberkasten des Randars und nur zu Ostern, wenn man den Auszug aus Aegypten durch den „Seder" feiert, werden die Lichter daran angezündet. —

Wie dem auch sei: noch lange nachher jagte der Graf in der Umgegend des Randarhofes am liebsten, und es war daher nur immer Zufall, wenn er zuweilen ermattet von den Beschwernissen des Tages dort einkehrte, um nachzusehen, — in

welchem Zuſtande ſich die Brennereien befanden. Es war noch nicht lange, daß er die Güter ſeines Vaters übernommen, und darum wollte er mit eigenen Augen überall ſehen und ſich unterrichten.

Später verlor er die Jagdluſt; er hatte ſich einſtweilen verheirathet. Aber noch jetzt lag ein ſo milder Schimmer von Schönheit auf dem Antlitze der Randarin, daß man ſich ohne viele Mühe die Jahre zurückdenken konnte, wo der Graf gekommen war, die Brennereien zu beſichtigen. Es war nun gar zu ſchön, wenn der Randar zu Ende eines jeden Vierteljahres die alte Kutſche mit den zwei ſtarken Pferden vorſpannen ließ, um zu ſeinem Grafen zu fahren, dem er den Pachtszins brachte, und die milde Rachel draußen ſtand und ihrem Mann im Fortfahren zurief: „Bring' meine Empfehlung an den Herrn Excellenz" — wie ſich dann Rebb Schmul im Wagen umwandte, und mit einem unausſprechlich ſchalkhaften Lächeln zu ihr ſagte: „Weiter gar nichts, Rachel?" — wie ſich dann die Wangen der Randarin färbten, als hätte ſie der Engel der Züchtigkeit berührt, ſo leiſe und durchſichtig roth, daß es nur wieder Engel hätten weghauchen können!

Gute Rachel, guter Rebb Schmul! Noch jetzt, nach ſo vielen Jahren, wenn ihr an meinem innern Geſichte vorüberzieht, iſt es mir jedesmal, als legte der Sabbat ſeine geheimnißreichen Fittige an meine Bruſt, und es wird Friede in ihr, wenn ſie auch noch ſo durchſtürmt war. —

Sechs Siebentel von den vierzehn Kindern, die die Randarin geboren, hatte der Tod zu ſich genommen; ſie ruhen alle in einer Reihe auf dem Münchengrätzer „guten Ort". Nur zwei waren übrig geblieben; aber auf ſie hatte ſich jeder Theil, der auf die todten Geſchwiſter gekommen wäre, an Liebe vererbt, vertheilt konnte man nicht ſagen, denn ſie beſaßen ſie jedes ganz.

Hannele, die ältere, war mehr in der Gunst des Vaters, das jüngere, Moschele, wurde von der Mutter begünstigt. Der Randar hatte schon lange daran gedacht, den Kindern einen Lehrer zu geben — aber es immer vergessen. Denn auch unter den Dorfjuden stößt man auf solche sorglose Charaktere, die, weil sie selbst nicht das Bedürfniß nach Bildung in sich empfinden, es auch an ihren Kindern nicht entwickeln. Die Randarin mahnte ihn oft daran, sie wollte nicht, daß die Kinder wie die „Bäume im Wald" aufwachsen sollten, und dann hieß es immer: „Laß das gut sein, Rachel, oren (beten), schreiben und rechnen werden sie noch immer können. Moschele wird ein Randar werden, wie es sein Vater und seines Vaters Vater gewesen ist. Wenn er nur weiß, wie viel ein Gläsel Branntwein und noch eins zusammen ausmachen, und wie viel ein Ochs werth ist, wenn man ihn mit dem Auge abschätzt, so ist das schon gut. Und unser Hannele, wenn sie nur weiß, wie man das Fleisch aussalzt und kann einen Strumpf stricken, so kriegt sie schon einen Mann. Es steht nicht geschrieben, daß das Weib ein Buch lesen muß, wenn sie das Loch im Strumpfe nicht ausstopfen kann. Bist du anders gewesen, Rachel? ich wünsch nur, Hannele geräth dir nach." —

Mit dieser Schmeichelei glaubte der Randar immer die Sache abgethan zu haben. Aber die „Bäume im Wald" ließen der Randarin keine Ruhe. Immer sind es die Frauen, die weiter sehen und ahnen, als der Mann, und wenn im Ghetto irgend ein Kind andere Wege als den des Trödels geht: in den meisten Fällen ist es die Mutter, die ihm das Buch in die Hand giebt; der Vater steht nur dabei mit verschränkten Armen und nickt bejahend mit dem Kopfe.

Die Randarin hatte es endlich durchgesetzt, daß aus dem eine halbe Stunde entfernten Ghetto wöchentlich dreimal ein

alter Rebbe herauskam, der die Kinder in den gewöhnlichen Gegenständen unterrichtete. Der Rebbe brachte aber seit langer Zeit den Kindern gar nichts in den Kopf, er beklagte sich über die „Dorfmotzen“ und besonders über Moschele, der von dem ersten Buche der Bibel, nämlich da, wo Jakob stirbt, gar nicht fortkam.

Es geschah hier wie überall. Die Kinder sahen, daß sich der Vater fürs Lernen nicht interessirte und so lernten sie nichts. Wir werden aber sehen, wie die jungen Seelen dieser „Bäume“ aus ganz anderen Quellen ihre Nahrung zogen.

Das Haus des Randars war nämlich in der halben Welt bekannt. Rebb Schmul hatte wie jeder Potentat, dem etwas daran gelegen ist, was die Leute von ihm sprechen, überall seine Lobredner, die seinen Ruf wie mit Trompeten verkündigten. Man wird es kaum glauben, wenn wir sagen, daß diese große Lobarmee des Randars aus herumschweifenden Bettlern bestand, nämlich aus „Schnorrern.“ —

Wie sich Reisende Anweisung auf ein gutes Wirthshaus geben, so bestimmten sich die Schnorrer das Haus des Randars zum gewöhnlichen Stelldichein. Schon im fernen Polen oder Ungarlande, wenn so ein Schnorrer auf die große Bettelfahrt auszog, wußte er, daß ihm im fernen Böhmen Rebb Schmuls Haus offen stand.

„Wenn du nach „Pehm“ (Böhmen) kommst,“ sagte man ihm „so geh' du zu Rebb Schmul Randar: sag' ihm, ich hab' dich geschickt, du sollst bei ihm auf Schabbes bleiben und ich laß ihm hundert Jahr' wünschen“ — und auf dem weiten Wege von Polen bis Böhmen leuchtete dem Schnorrer der Name des Randars wie ein goldener Stern voran; überall sprach man ihn mit Begeisterung aus, und wenn er sich während der Woche, von Hunger und Elend matt, auf irgend eine harte Bank hin-

ſtreckte, dachte er: Komm ich nach „Pehm," ſo geh' ich zum Randar Rebb Schmul und werd' da einen guten Schabbes haben." Das Elend ſah ihn dann nicht mehr ſo hohl an.

Am Freitag mußte man nun den Randar ſehen, wenn er ſchon um drei Uhr, nachdem er ſich mit der grünen Salbe den Bart abgenommen und das Sammtkäppchen aufgeſetzt hatte, draußen vor dem Hausthore ſtand, um nach ſeinen Gäſten zu lugen. Es kamen oft ganze Haufen dieſer Schnorrer an, ein Jeder wurde mit dem „Salem Alechem" begrüßt, ehe er in das Haus eintrat und nach Stand und Namen gefragt. Ein Jeder brachte ihm dann Grüße und Empfehlungen aus allen Theilen der Welt, der eine aus Ungarn, der zweite aus Mähren und der dritte gar aus Ruſſiſch-Polen. Man mochte in dieſem Augenblicke glauben, er ſei ein König, dem die Stände des Reiches ihre Adreſſen entgegenbringen.

Am Abend ſaß er dann mitten unter dieſen Gäſten zu Tiſche. Wie duftete und blühte da der Sabbat durchs ganze Haus! Wie wohl ward es da dem Schnorrer ums Herz! Da war es oft kein Wunder, wenn alle Saiten der Freude zu tönen anfingen, und oft ſo laut wurden, daß ſie geradezu zum Lärmen umſchlugen. Das war namentlich der Fall, wenn ſchon abgeſpeiſt und „gebenſcht" war, daß der Randar dann ſagte: „Jetzt ſchmuſt laut." Die Schnorrer verſtanden, was Rebb Schmul mit dem „Schmuſen" verſtand. Jeder brachte nun aus dem reichen Schatze ſeines Gedächtniſſes den lange bewahrten Vorrath an Geſchichten, luſtigen Streichen und talmudiſchen Spitzfindigkeiten! Einer überbot den Andern! O mein Gott! welch' ein Lacher war doch dieſer Rebb Schmul, wenn ihm ſo eine luſtige Schnurre wohlgefiel! In ſeinem Lachen lag eine ganze Natur, vom donnernden Ausbruch eines Vulkans bis zum zarten Geflöte der Nachtigall! Alles lachte in ihm, ſogar die kleine

Warze auf der Naſe, die dort ſonſt ganz gleichgültig ſaß, bekam Regungen der Freude und hüpfte hin und her!

„Unſer Pan Schmul iſt doch ein glücklicher Menſch,“ raunten ſich dann die Bauern in der Schenkſtube zu. —

Zuweilen war es aber dort recht traurig. Dann lachte der Randar nicht mehr, ſondern war betrübt in der Seele. Das geſchah beſonders, wenn die polniſchen Schnorrer von ihren „ruſſiſchen“ Leiden erzählten. Die Quälereien des modernen „Haman“, der die Axt legt an den geweihten Baum Iſraels, um daraus griechiſche Heiligenbildchen zu ſchnitzen, fanden im Herzen des Randars tiefen Widerhall. Ich kann es ohne Scheu ſagen: der Selbſtherrſcher aller Reußen hatte gar keinen grimmigeren Feind, als im fernen Böhmen den Randar! —

Dieſes „Schnorrerleben“ gefiel beſonders Moſchele ſehr gut. Er konnte oft bis Mitternacht wachbleiben und zuhören. Hannele aber ſchlief gleich nach Tiſche ein, ſie konnte dieſe wilden, ausgehungerten Geſichter nicht leiden. So traten die Kinder ſchon frühzeitig in ihren Neigungen auseinander. Mit dem ganzen Schatze eines kindlichen Herzens hing Moſchele beſonders einem dieſer Schnorrer an, auf ihn hatte er alle mögliche Liebe geworfen. Er hieß Mendel Wilna.

Mendel kam alle Jahre einmal ins Haus. Er wurde nicht gerade als Bettler, ſondern vielmehr als ein Freund betrachtet, der den Randar mit ſeinem Beſuche beehrte. Er war eine hohe gewaltige Geſtalt, die ſich in der halborientaliſchen Kleidung wunderbar abzeichnete. Am Sabbat, wenn er ſeine ſtaubige Kleidung abgethan, umwallte ihn ein ſeidener Kaftan, die Zobelmütze ſaß dann auf den ſchwärzeſten Locken, die ſich zu beiden Seiten des ausdrucksvoll edlen Geſichtes ſchmiegten, ſo daß man mit einer Art von Schauer zu ihm hinaufſah.

Ein tiefer Trübſinn lag jedesmal auf dem Antlitze des

Schnorrers, wenn er kam. Niemand erfuhr die Urſache. Rebb Schmul hielt ihn durch vieles „Lernen“ für etwas im Kopfe verletzt, denn Mendel Wilna konnte oft mit der größten Inbrunſt von Jeruſalem und ſeiner baldigen Auferbauung ſprechen. Sonſt war er ſchweigſam und zurückhaltend; wenn er aber von Jeruſalem zu reden anfing, kannte er kein Maß. Um dieſes heiligen Irrthums wegen war er vielleicht beim Randar ſo beliebt, wiewohl er das Alles für „fixe Idee“ erklärte. —

Mendel Wilna war des Knaben innigſter Freund. Des Sabbats gingen ſie mit einander über Feld. Da erzählte ihm der Bettler von ſeinem fernen Vaterlande, ſchilderte ihm die Länder, die er ſchon durchzogen oder unterhielt ihn mit Märchen und heiligen Geſchichten. Von ſeiner eigenen Heimath ſprach er nie ein Wort. —

Eines Tages war Mendel Wilna früher eingetroffen als gewöhnlich. Es fehlten noch vierzehn Tage zum Wochenfeſt. Nach den erſten freudigen Bewillkommnungen erklärte Mendel, er komme auf lange Zeit Abſchied zu nehmen, vielleicht für immer. Bei dieſen Worten fing Moſchele zu weinen an, die Randarin aber fragte: „Und wo geht Ihr denn eigentlich hin Rebb Mendel?

„Ich geh' auf Jeruſchulaim,“ antwortete er und legte ſeinen Reiſeſtab zur Seite.

„Schmah Jisroel (höre Iſrael)!“ rief die Randarin erſchrocken, „auf ſo weit wollt ihr fort? Habt ihr denn keine Furcht, daß Euch was zuſtoßen kann?“ Der Schnorrer hob ſeine dunkeln Augen andächtig auf.

„Der mich hat beſchützt und erhalten ſchon ſo lange Zeit,“ ſagte er mit milder Stimme, „der mich läßt in der Welt herumgehen und einen Rebb Schmul hat hingeſtellt und eine

Rachel, auf die der Segen kommen mag von Kind auf Kindeskinder, der wird mich auch nach Jeruſchulaim bringen! Zu Roſch Haſchone (Neujahr) will ich ſchon dort ſein, ich kann mich nicht länger aufhalten und muß fort. Komm' ich zurück mit Gottes Hülfe, ſo bring' ich Ihnen ein Säckel Erd' mit von dort, Rebb Schmul, und Ihnen auch, Madam Rachel."

Der folgende Tag war ein Sabbat. Nachmittags ging der Schnorrer mit Moſchele ſeinen gewöhnlichen Gang übers Feld. Mendel war heute ſehr ſchweigſam, der Knabe ſchritt neben ihm her, ohne ein einziges Märchen gehört zu haben. Wegen der heißen Sonne ſuchten ſie Schatten und ohne beſtimmte Richtung gingen ſie auf den kleinen Erlenwald zu, der nicht weit vom Randarhof ſeine grünen Schatten wirft. Das Licht ſpielte anmuthig durch die Bäume; es that wohl, unter den flüſternden Blättern, in dem allgemeinen Schweigen der Natur zu wandeln. In ſeiner Herzensluſt ſtreckte Moſchele die Hand nach einem niederhangenden grünen Zweige aus und wollte ihn abbrechen.

„Gott ſei davor," rief da der Bettler, der aus ſeinem Sinnen erwachte, „vergißt du, daß Schabbes iſt?"

„Iſt es denn ſo eine Sünd?" lächelte der Knabe ungläubig, „ſo ein ſchöner grüner Zweig!"

„Sei ſtill," ſagte der Schnorrer halb unwillig, „meinſt du, Gott hat uns den Schabbes gegeben, daß wir in den Wald hinausgehen und die Zweig' abbrechen? So ein Zweig will auch Ruh' haben, wie der Menſch. Nicht wahr, dein Vater läßt heut nicht arbeiten und nimmt kein Geld in die Hand? Und was das ſchlechte Stück Silber genießt, was in der Erde iſt gelegen, ſollt' ſo ein grüner Zweig nicht auch genießen? Thu' das nicht mehr, Moſchele, und gieb mir die Hand darauf, du willſt am heiligen Schabbes keine Zweig' abbrechen."

„Ich wills nicht thun," sagte Moschele, und an dem Tone, womit der Knabe diese Worte aussprach, erkannte der Schnorrer, daß sie ihm aus der Seele kamen. Ein freudiger Schimmer überflog sein Angesicht, er sah den Knaben mit inniger Rührung an.

„Komm Moschele," sprach er nach einer Weile, „ich will dir heut etwas sagen, was mir schon lang die Brust herabdrückt, daß ich dir's nicht hab' sagen können. Jetzt ist aber die Zeit dazu. Gott der Allmächtige weiß, ob ich auf dem Weg nicht werd' sterben, oder was aus mir wird werden. Und ich will nicht, du sollst Mendel Wilna vergessen, du sollst denken an ihn."

Mit diesen Worten warf er sich unter einen Baum, Moschele lagerte sich neben ihn. Eine wahre Sabbatruhe waltete durch die Natur; es war, als hielte sie alle ihre Stimmen an sich, um mit dem Knaben auf die Reden des Schnorrers zu lauschen.

„Hör' mich an, Moschele," begann er, „du bist noch ein Kind und dein Leben ist wie das Schreibebuch eines Schülers, wo er erst ein paar Zeilen hineingekritzelt hat. Was sagt der König David: Ich bin einst ein Knabe gewesen und bin auch alt geworden — wie lange wird's dauern, da wird das Buch voll beschrieben sein und an einem Tage wird's Gott zerreißen! Deswegen sollen auch lauter gute Sachen darin stehen. Das Wunder aber dabei ist, du wirst meinen, du habest das Buch selbst geschrieben, und es sind nicht sechs Zeilen von deiner Hand. Tausend Menschen schreiben daran, nicht einmal die Feder führtest du selbst. Du schreibst nach, was dir die Leut' dictiren. Hörst du aber gut zu?"

Mendel hatte diese Ermahnungen nicht nöthig. Als wäre ihm die Seele in die Augen getreten, lag der Knabe aufmerk-

ſam neben dem Freunde, deſſen Rede vor ihm wie ein Strom daher kam, deſſen Rauſchen man hört, den man aber nicht ſieht.

Der Schnorrer fuhr fort:

„Ich weiß, du biſt eines reichen Mannes Kind, und dein Vater, der noch hundert Jahr ſoll leben, braucht dich nichts lernen zu laſſen, ſo kommſt du auch in der Welt fort. Aber das weiß ich, dein Vater irrt gewaltig, wenn er meint, ſein Moſchele wird bei Ochſen und Bauern bleiben wollen. Dein Vater, er ſoll mirs verzeihen, iſt noch Einer aus der alten Zeit; wenn er einen Ochſen nur anſieht, und gleich weiß, wie viel „Stein“ er wiegt, oder wenn er mit ſeinen Bauern beiſammen ſitzt und iſt herzfreud' mit ihnen, ſo meint er, jetzt iſt Alles gethan, mehr braucht ein Jud' nicht. Wer will da auftreten und ſagen; er hat nicht recht? Aber die Welt iſt jetzt ganz anders geworden. Nicht einmal mit dem Talmud kommt man mehr fort. Sitz' drüber ganze Nächt', bei Tag brauchſt du ihn nicht; und wenn du jetzt weißt einen guten deutſchen Brief zu ſchreiben, daß er Fuß und Hand hat, biſt du beſſer daran. Ich rath' dir auch, lern' und ſei fleißig. Ich werd' kommen an einem Tag und da werde ich dich fragen: Moſchele, kennſt du noch Mendel Wilna? Haſt du was gelernt und willſt du mit mir nach Jeruſchulaim?“

„Nach Jeruſchulaim?“ fragte der Knabe mit heiliger Scheu, „da geht Ihr ja jetzt hin, Rebb Mendel. Nehmt mich gleich mit.“

„Narrele,“ ſagte der Schnorrer lächelnd, „das geht noch nicht, du biſt zu jung.“

„Muß man dazu denn alt ſein?“

„Nein,“ entgegnete Mendel, „man kann zu jeder Zeit hin. Nur muß ich dir ſagen, das Jeruſchulaim, was ich meine, iſt noch gar nicht aufgebaut.“

„Ich möchte mithelfen dabei,“ ſagte Moſchele nachdenkend.

„Das geht auch nicht, du haſt noch keine Kraft. Dazu gehören Schultern, ſag' ich dir, wie ſie Simſon der Held gehabt, daß man nicht umfällt unter der Laſt."

„Und wer wird das Jeruſchulaim aufbauen?"

Da brach ein Strahl der Verzückung aus Mendels Augen, ſeine Bruſt hob ſich höher.

„Ich," rief er mit feierlicher Stimme, „Mendel Wilna iſt von Gott dazu beſtimmt. Drum geh' ich jetzt nach dem alten Jeruſchulaim und will mir's anſehen. Wenn du älter geworden biſt, ſollſt du mir mithelfen; denn ich ſeh ſchon, dich werd' ich brauchen können. Wo eine Judenſeel' iſt, will ich hingehen, an alle Thüren will ich klopfen und ſchreien: Mendel Wilna iſt da! Jeruſchulaim will er aufbauen, kommt Alle mit."

Der Schnorrer war bei den letzten Worten aufgeſtanden, auf ſein Antlitz fiel ein dicker Strahlenſtrom der untergehenden Sonne; er ſah merkwürdig aus. Er wandte ſich aber nach der entgegengeſetzten Seite, wo ſchon der Abend ſeine dunkeln Tinten herabließ. „Dort, dort hinaus," ſagte er, „liegt Jeruſchulaim!"

Moſchele ſah ebenfalls gegen Oſt. Plötzlich machte der Bettler, der unverwandten Blickes hingeſehen hatte, eine heftige Bewegung. „Ich muß dir noch etwas zeigen, Moſchele, „rief er, „etwas, was du noch nie geſehen haſt, ſchau her."

Er ſchob ſich dabei die Aermel ſeines Kaftans zurück, ſo daß der linke Arm ganz nackt erſchien.

„Was ſiehſt du da, Moſchele?" ſagte er. Es waren blutrünſtige hebräiſche Buchſtaben, die mit einem ſcharfen Inſtrument in das Fleiſch geätzt waren.

„Das heißt Jeruſchulaim," ſchrie der Knabe, „darf man das thun?"

„Und ich hab's gethan," ſagte der Bettler mit ſtarker

Stimme; „wenn ich die „Tefillin“ umleg', hab' ich das immer vor mir. Sags aber keinem Menſchen, das hab ich nur dir gezeigt, denn du ſollſt den heutigen Schabbes nicht vergeſſen. Jetzt komm aber, es wird ſchon ſpät.“ —

Als ſie aus dem Walde traten, war bereits der Abend niedergeſunken. Im Weſten glühten noch die letzten Streifen der Sonne. Vor allem aber war der ſtille Randarhof ſichtbar, auf deſſen Dache eine ganze Glorie von Strahlen lag. Moſchele blickte aber nicht hin, er ging beinahe rückwärts gewandt gegen Oſt, während Mendel ihn an der Hand fortzog. Die Bauern kehrten von den Feldern heim, ſie grüßten den Knaben und ſeinen fremden Begleiter. Da kam auch Honza, unſer baldige Bekannte, auf einem Pferde her trottirt, das an den Pflug geſpannt war. Er hielt einen friſchen Zweig in der Hand, der ihm ſtatt der Peitſche diente. Als ihn Moſchele ſah, lächelte er vor ſich hin. Er hätte keinen Zweig abgebrochen!

In ſtillem Ernſt kamen ſie nach Hauſe.

2. Die große Fahrt.

Am folgenden Tage verließ der Schnorrer das Haus, um ſich auf den Weg zu begeben. Er trug einen dicken Stab in der Hand und um den Stecken ein armſeliges Bündel geſchlungen, das ſeine wenigen Habſeligkeiten enthielt. Wie er die Schwelle übertrat, küßte er andächtig die „Meſuſeh“, jenen Pergamentſtreifen, der an der Thürpfoſte in einem blechernen Behälter hing, mit dem geheimnißvollen „Schadai“ und dem „Höre o Israel“ bezeichnet. Der Randar und ſeine Frau gaben ihm bis zum Hausthor das Geleit.

„Vergeßt nur nicht auf das Säckel Erd' von Jeruschulaim," sagte der Randar, „man kriegt das nicht alle Tag."

„Ich vergeß ender (eher) auf mich," entgegnete der Bettler mit tiefer Rührung.

Rebb Schmul wollte schon ins Haus zurück, da rief die Randarin: „Moschele, wo bist du? Laß dich zu guter Letzt noch von Rebb Mendel benschen (segnen)."

Aber Moschele kam auf mehrmaliges Rufen nicht. Da ging die Randarin, die in ihrem mütterlichen Gefühle jeden Segen, der auf ihr Kind fiel, gern aufnahm, selbst ins Haus, um nach dem Knaben zu sehen. Sie kam aber mit bekümmerter Miene wieder zurück.

„Ich find ihn nicht," sprach sie, „und ich laß Euch nicht fort, Rebb Mendel, bis Ihr mein Moschele gebenscht habt. Man muß ihn suchen gehen."

Der Schnorrer wartete geduldig, aber von dem Knaben erschien keine Spur.

„Halt ihn nicht auf, Rachel," sagte der Randar, „Rebb Mendel hat einen weiten Weg vor sich. Nach Jeruschulaim ist kein Sprung."

„Ich laß ihm ja meinen besten Segen zurück," meinte der Bettler.

„Nein, nein," sagte die Randarin kopfschüttelnd, „ich laß Euch mit keinem Schritt fort, Rebb Mendel; mein Moschele muß gebenscht werden." Sie begann aufs Neue den Namen des Kindes und so eifrig zu rufen, als stünde das Glück ihres Knaben auf dem Spiele und könne nur durch das Handauflegen des Schnorrers gefeit werden.

„Mach keine Komödie," sagte der Randar mit einem ärgerlichen Lächeln. „wenn dich Einer sehen möcht, könnt' er sich vom Lachen nicht enthalten."

„Meinſt du, daran liegt mir etwas?“ ſagte Rachel halb leiſe, „wer über einen Segen lachen kann, den laß ich gern mich ausſpotten.„ —

Währenddem war der Randar mit Mendel einige Schritte weiter gegangen, und wie er um die Ecke des Hauſes bog, wo gleich die Straße anfängt, rief er mit einem Mal: „Bei meinem Leben, dort ſteht ja unſer Moſchele.“

„Wo, wo?“ fragte die Randarin, die auf dieſen Ruf näher gekommen war.

Moſchele ſtand kaum fünfzig Schritte von ſeinen Eltern. Als ſie näher kamen, mußten ſie über den Aufzug des Knaben beinahe lachen; er trug einen Stecken in der Hand und um den Nacken ein kleines Bündelchen geſchlungen, ein winziges Abbild des Schnorrers.

„Was iſt dir denn geſchehen, Moſchele,“ rief die Mutter beängſtigt lächelnd, „wo willſt du hin? Du ſiehſt ja aus, als möchteſt du auf die „Wander“ gehn.“

„Ich will mit Rebb Mendel nach Jeruſchulaim,“ ſagte der Knabe ohne Verlegenheit.

„Nach Jeruſchulaim?“ ſchrie der Randar und lachte ſo unbändig, als hätte Moſchele geradezu in den Himmel ſpazieren wollen. Die Mutter ſchlug aber ihre beiden Arme um den Kopf des Kindes und lachte wehmüthig: „Schön, Moſchele, nicht einmal der Mutter haſt du's geſagt, wo du hinwillſt.“

„Ich wär' ja wieder gekommen,“ meinte Moſchele, „wenn wir mit dem Aufbauen wären fertig geworden.“

Der Randar lachte bei dieſer Antwort noch unbändiger.

„Laß ihn gehn, Rachel,“ ſagte er, „was willſt du ihn aufhalten? Mein Lebwohl hat er und warum nicht? Er ſoll ſich in der Welt verſuchen. Viel Segen auf den Weg und wenn du zurückkommſt, bring' mir was mit.“

Dabei gab er dem Bettler und der Mutter einen vielbedeutenden Wink, der so viel hieß als: Laßt ihn nur gehen, mir ist nicht bang für ihn. Die Mutter aber umschloß ihr Kind enger und fester, als sollte es wirklich fort von ihr; der Bettler stand sprachlos und tiefsinnend bei dieser sonderbaren Scene.

Der Randar, halbunwillig über die ins Ernste gezogene Reiselust Moschele's, sagte verweisend zu seiner Frau: „Und jetzt mach keine Possen und laß ihn gehn! Leb wohl, Moschele, ich denk', du bist auf Sukoth (Laubhüttenfest) wieder zurück?"

Die Randarin gab ihrem Kinde noch den letzten Kuß, dann noch einen und wieder den allerletzten. Dann sagte sie mit einem eigenthümlichen Lächeln: „Also leb wohl, Moschele, und vergiß deine Mutter nicht."

Es war, als wollte sie in diesem Vorspiele einer scheinbaren Trennung die einst kommende wahrhafte beklagen. Das ist eines von den Räthseln, die das Mutterherz umschließt. Wer will sie deuten?

„Also auf Sukoth kommst du gewiß," rief der Randar noch im Fortgehen, „bleib mir ja nicht aus."

„Laßt ihn nicht zu weit gehen, Rebb Mendel," flüsterte die Randarin dem Bettler zu. Dann wandte sie sich um, Vater und Mutter schieben; das Kind that einige Schritte vorwärts, aber nicht nach der Heimath.

Mitten in diesem Bilde stand der Schnorrer, unschlüssig, was er thun solle. —

Eine Weile ging Mendel neben dem Knaben fort, als stimme er wirklich in dessen Reiseplan ein und sähe in ihm den treuen Gefährten seiner großen Wanderung. Moschele schritt rüstig vorwärts. Wie sie weiter auf der Straße fort-

kamen, hatte ein kühler Luftzug die letzte Thräne getrocknet, die ihm das Scheiden der Mutter ins Auge geweht hatte.

Nachdem sie eine Viertelstunde gegangen, fragte Mendel so obenhin:

„Bist du müd, Moschele?“

„Ich spür's kaum, Rebb Mendel.“ —

Der Schnorrer sagte kein Wort; sie schritten wieder rüstig vor. Nach einigen Augenblicken schon blieb er jedoch stehen und sagte: „Jetzt aber bist du gewiß schon müd', ich seh' dir's an.“

„Woran seht Ihr's, Rebb Mendel,“ rief Moschele gekränkt, „bin ich nicht immer um ein paar Schritt Euch voraus?“

„Gut,“ lachte der Schnorrer, „gehen wir weiter.“ —

Eine Strecke davon sagte Mendel auf's Neue: „Ich wett' d'rauf, du kannst vor Müdigkeit gar nicht weiter.“

Der Knabe entgegnete nichts, aber in seinen Augen standen zornige Thränen, und als wenn er den Bettler überhört hätte, ging er noch rascher voran. Mendel befand sich in großer Verlegenheit; er trug selbst die Schuld an dieser Hartnäckigkeit des Kindes. Wie sollte er ihn von seinem Wahne zurückbringen? Er sah keinen Ausweg.

„Aber willst du dir denn mit Gewalt die Füß' abgehen?“ rief er endlich, „ich kann dich ja doch nicht — mitnehmen.“

„Rebb Mendel!“ schrie der Knabe aus der Tiefe seiner Seele.

Der Schnorrer erschrak über diesen gewaltsamen Aufschrei des Kindes; er bedeckte sich schamvoll das Antlitz. Er seufzte und stöhnte, als läge ihm ein ungeheures Verbrechen auf dem Gewissen. Dann nahm er den Knaben bei der Hand und sagte zu ihm: „Wirst du jetzt nicht meinen, ich hab' dich gefoppt,

Moſchele? und wird Mendel Wilna dir nicht wie dein ärgſter Feind vorkommen? Was biſt du doch für ein Narrele, mein lieb' Kind! Meinſt du denn im Ernſt, ich kann dich nach Jeruſchulaim mitnehmen? Du mußt dich noch oft jähren, bis dazu Zeit iſt. Für jetzt thu' mir das Herz nicht brechen und geh', Moſchele! Vater und Mutter werden in Sorgen ſein, geh, lieb' Kind!"

Kindern ſagt es oft ein wunderbarer Inſtinkt, wo ihr ſeliger Wahn ſeine Grenzen hat; ſie fühlen es dem Tone an, der ihr Kartenhaus umbläſt, daß ſie zu wünſchen aufhören müſſen. Noch wunderbarer iſt die Fügſamkeit und der dumpfe Heldenmuth, wenn ſie bei den Trümmern ihres Glückes ſtehen. Nicht immer gleichen wir dieſen Kindern! Wie viele grüne Zweige von gewiſſen Neigungen und Träumen halten wir noch in Händen, wenn ſie längſt als Hohn zu unſern weißen Haaren und den verblaßten Blumen unſerer Seele ſtehen!

So hatte es Moſchele ſogleich dem Schnorrer angehört, daß es mit ſeiner Reiſe ein Ende hatte. Er wandte ſich ohne ein Wort um, und ſchlug den Weg nach der Heimath ein.

„Willſt du dich denn nicht benſchen laſſen?" rief ihm Mendel aus der Fülle ſeines Herzens nach.

Noch einmal hatte die Stimme des Freundes ihre Gewalt. Moſchele kehrte um, Mendel legte die Hände auf ſeinen Kopf und ſegnete ihn, wie Jakob den Ephraim und Manaſſe geſegnet hatte. Jetzt war er es, der ſeine Schritte beſchleunigte; ihn drängte es, aus der Nähe eines halbzertrümmerten Himmels zu kommen, den er ſelbſt aufgebaut und mit den ſchönſten Sternen geſchmückt hatte. —

Als Moſchele wieder vor dem Dorfe ſtand, das er vor nicht langer Zeit verlaſſen, überfiel ihn eine große Wehmuth. Er kam ſich viel größer vor, ſo daß ihn die Leute kaum er-

kennen würden, meinte er. Aber beim erſten Hauſe des Dorfes überzeugte er ſich ſogleich vom Gegentheile. Dort ſtand die alte Baruſchka, die einſt ſeine Amme geweſen, vor dem Hausthore; als ſie den Knaben ſah, rief ſie ihm zu, aber Moſchele, der dort nie vorüberging, ohne einzukehren, duckte ſich ſcheu vorüber, und als ſie ihm nochmals rief, blickte er zwar nach ihr hin, floh aber dann wie ein gehetztes Wild quer durch die Felder fort.

Hinter dem Dorfe machte er Halt, er war faſt athemlos. Er eilte nach kurzer Raſt wieder fort und beſchrieb ſo einen großen Halbkreis um das Dorf. Kein Bauer war auf dem Felde, es war Sonntag. Auch in den Erlenwald kam er und die Vögel ſangen ſo ſchön in den Bäumen, unter denen er geſtern mit Mendel Wilna gewandelt war. Von einem Baume brach er einen Zweig und ſteckte ihn an die Mütze. Vielleicht war es unbeſtimmte Rache an dem alten Freunde, was ihn dazu bewog. An dem Bächlein, das am Walde vorüberrinnt, ſetzte er ſich dann nieder und tauchte den grünen Zweig in die Wellen. Minutenlange ſah er zu, wie das Waſſer über die Blätter hinglitt! Dann peitſchte er die Wellen, bis auch nicht ein Blatt am Zweige geblieben war und er nur die nackte Ruthe behielt. Die Ruthe warf er dann weg und ſprang auf.

Endlich war er dem Hauſe nahe, aber er wagte nicht ſo frei und offen einzutreten. Darum umging er die Hofmauer, und da, wo ſich der Heuboden daran lehnt, kletterte er hinüber. Ohne ſich weiter umzuſehen, ob im Hof ein Zeuge ſeiner Schmach ſei, flog er die enge Leiter zum Heuboden hinan. Die Tauben flatterten geſtört auf. Im weichen, duftenden Heu verbarg er ſich dann und weinte bitterlich.

Niemand als Hannele hatte ihn geſehen, ſie meldete es ſogleich der Mutter. Die Randarin meinte, das Kind könnte

krank werden, wenn es so im Heu liegen bliebe, Rebb Schmul aber sagte lächelnd: „Laß ihn seine Narrheit ausschlafen, Rachel, es wird ihm gar nichts schaden.“

Aber die Randarin schüttelte den Kopf; ihr sagte eine innerlich tönende Stimme, daß ihr Kind für seinen Wahn durch Enttäuschung genug gebüßt habe. Sie ging in den Hof und stellte sich an die Leiter, die zum Boden führte.

„Moschele,“ rief sie, „willst du nicht zur Mutter kommen?“

Erst auf den dritten Ruf erschien der Knabe. Die Mutter sagte kein Wort, sie küßte ihm die heftigen Thränen aus den Augen und brachte ihn ins Haus. —

---

3. Verhältnisse.

Seit der verunglückten Fahrt ins gelobte Land war mit Moschele eine große Veränderung vorgegangen. Der Rebbe, der früher mit dem „harten“ Kopfe des Kindes so unzufrieden sich geberdete, wußte nicht genug des Lobes, um die „Helligkeit“ in seinen Ansichten und das „Ausgefallene“ in seinen Fragen zu bezeichnen. In rascher Eile lernte Moschele die Bibel durch, und ohne je zu ermüden, begehrte er immer weiter! Der Rebbe ahnte die drängende Quelle dieses Triebes nicht; sie kam aus heiligem Boden, aber er schrieb sie auf seine Rechnung. —

Im dritten Buche Moses, wo das Capitel von den Verrichtungen der Priester und Leviten steht, fragte Moschele einmal: „Rebbe, sagt mir einmal, wie hat Moscheh das Alles vorauswissen können, was die in Jeruschulaim machen sollen?“

„Gott hat ihn das gelehrt,“ war die Antwort, „auf dem Berg Horeb hat er mit dem Propheten die ganze Thora durchgelernt.“

„Gott war also sein Lehrer!?“

„Vierzig Tag und vierzig Nächt' hat Gott mit Moscheh nichts anders gemacht, als lernen und wieder lernen. Wenn Mosche Rabenu (unser Lehrer) etwas vergessen hat, so hat's Gott gleich wiederholt und so ist es gekommen, daß er nicht eine Zeile von der ganzen Thora vergessen hat. Danach hat er sie ganz aus dem Kopf geschrieben.“

„Und nicht einmal hat er sich geirrt?“

„Narr, wie hat das sein können? Gott hat ja mit ihm gelernt!“ — — —

Des Abends, als der Rebbe wieder ins Ghetto zurückging, sagte er zur Randarin: „Geben Sie auf Ihr Moschele Acht, das Jüngel hat einen hellen Kopf, er sollt' Talmud lernen.“

Dafür bekam er drei blanke Zwanziger in die Hand und ein Pfund Kaffee in die Tasche gesteckt. „Sagt das auch meinem Mann,“ bat sie den Rebbe, „der will's nicht glauben, daß unserem Moschele was Rechts in den Kopf geht.“ —

Es war für Moschele gut, daß seine Kinderjahre nicht in einem Ghetto sich abspannen. Wenn da der Rebbe den Talmud vorgeschlagen hätte — er hätte ihn lernen müssen! Aber weder der Randar noch die Mutter fanden ihn nach ihrem Sinn. Wieder war es bei Rebb Schmul die alte Sorglosigkeit, die es mit jeder Bildung des Kindes so leicht nahm. Ob ihn aber dabei ein unbewußt richtiger Instinkt leitete?

Ist doch die rein jüdische Erziehung ein wunderbares Räthsel! Frühzeitig wird das Kind an die heiligen Quellen geführt, woraus seit Jahrtausenden der Strom des Unnennbaren kommt. Es wird früh reif, seine Sinne spitzen und schärfen sich zu; das heilige ewige Buch kommt ganz und unversehrt in seine Hände, es kann damit spielen, wie mit einem

zweischneidigen Messer. Während den Kindern, die sich bekreuzigen müssen, nur nach Willkür herausgerissene Blätter gegeben werden, hat das Kind des Juden den ganzen Inhalt; kein menschlicher oder kirchlicher Bann ruht darauf, der ihm das Weiterlesen verbietet; es kann forschen, deuten und klügeln wie es will. Liegt nicht eine unberechenbare Bedeutung für die Zukunft darin? — —

Vor Vielem werden wir daher unser Moschele bewahrt sehen, was im Ghetto frühzeitig über ihn gekommen wäre. Die „Bäume im Wald," die der guten Randarin so oft das Herz abdrückten, hatten wenigstens das Gute, daß sie gerade und frei zum Himmel aufwuchsen.

Es ist gewiß ein guter Gedanke, die Kinder sich so selbst erziehen zu lassen, aber die wenigsten Menschen verstehen das. Das Kind so in seine eigene Hut zu stellen, es nicht zu stören in seinem Wachsthum an Gemüth und Seele, indem man stets die besten Eindrücke an ihm vorüberführt, vermögen nur wenige Eltern. Immer hat das Leben in der Familie einen gewissen Schmutz, der sich in die klaren Wellen des Kindes mischt; spätere Zeiten sollen ihn erst ausspülen, aber seitdem hat er sich in die feinsten Theile unseres Seins verflüchtigt und wir nennen das: seine ersten Eindrücke nicht los werden. —

Es war eine eigenthümliche Welt, in der die Kinder lebten. Im Dorfe geboren und erzogen, gehörten sie ihm doch nicht so eigentlich an. Sie trugen städtische Kleider mitten unter Bauern, ein Umstand, der kein näheres Einverständniß mit den Kindern des Dorfes aufkommen ließ. Die Randarin hielt sie zu gut dafür und wieder waren es die „Bäume im Wald", warum Hannele und Moschele keinen Spielgenossen im Dorfe als sich selbst hatten.

Der Randar nahm überhaupt zum Dorfe eine sonderbare Stellung ein. Zur Hälfte war er Bauer; sein ganzes Leben hatte er hier zugebracht, er war mit seiner Geschichte ganz vertraut. Dadurch war eine eigene Mischung in seinem Wesen entstanden; er hatte Vieles von den Bauern angenommen; er besaß manche ihrer Eigenschaften. So war er selbst beschränkt, kopfstutzig und kurzsichtig. Dennoch war er, verglichen mit ihnen, eine geistig überlegene Macht; er war klüger als sie, was freilich sein „Geschäft" mit sich brachte.

Der Randar sagte oft: „Ich muß von meinen Bauern leben" und in diesem Geständnisse liegt der Schlüssel zu Vielem!

Der „Pan Schmul" war der eigentliche Gutsherr des Dorfes, und die Bauern erkannten ihm diese Oberherrlichkeit auch gern zu. Er trank mit ihnen aus einem Glas, er dutzte sie und litt es, wenn sie ihm im Bierrausch um den Hals fielen. Der „Zsid" (Jude) und sein Haus hatten eine besondere Zugkraft für sie; es war ein gegenseitiges Geben und Nehmen, wobei sich jeder Theil gut stand.

Die Bauern traten in die Stube des Randars mit dem Gruße: Gelobt sei Jesus Christus! und Rebb Schmul antwortete drauf: In Ewigkeit, Amen! In dieser Anrede der Bauern lag eine gewisse naive Bewußtlosigkeit; der Randar wußte aber was er sprach. Er mußte ja „leben".

In religiösen Dingen überhaupt ließen Rebb Schmul und die Bauern Vieles gelten. Sprach er auf das Lob des Heilands sein Amen, so verrichtete er auch mitten unter ihnen seinen Gottesdienst. Die Tefillin (Gebetriemen) um Kopf und Arm gelegt, ging er unter den Bauern herum, und es mag Manchen sonderbar bedünken, daß sich Keiner darüber belustigte. „Der Pan Schmul betet", hieß es, wenn sich der Randar beim

Schmona-Esre-Gebete in einen Winkel stellte, und mitten unter slavischen Lauten die Sprache Zions ertönen ließ. Dann rückten sie die Gläser zusammen und redeten still, so lange das Gebet dauerte. —

Der Randar hatte so seine eigene Art, die Bauern in „Respekt" vor sich zu halten, vielleicht weil er oft ihren Schiedsrichter machte. In der Schenkstube ging die eigentliche Geschichte des Dorfes vor und der Randar hatte ihre Fäden in der Hand. Die hitzigsten Kämpfe und Diskurse fielen dort vor. Da wurde über die Beamten geklagt, da wurden die Robotten verflucht. Alle Leidenschaften fanden hier ihren Ausgangspunkt. Gab es einen Streit, so vermittelte ihn der Randar; ihm mußte daran gelegen sein, beide Parteien friedlich unter seinem Dache zu sehen. Merkwürdig war die Kunst, mit der er bei solchen Fällen zu Werke ging. Er ließ die Gemüther zuerst in die furchtbarste Wallung kommen, daß man jeden Augenblick einen blutigen Ausgang erwartete. Dann erst trat er vermittelnd auf; er hieß Alle schweigen und begann nun in einer langen Rede den ganzen Streit zusammenzufassen, zu beleuchten und so zu stellen, daß er in seinem Munde eine ganz andere Gestalt annahm. Dabei fragte er alle Augenblicke einen von den Hauptstreitern: „Hab' ich nicht recht, Pawel?" und wenn der verblüfft bejahte, wieder einen andern: „Hast du was dagegen, Waczlav?" und so weiter, bis eigentlich Keiner im Rechte war, als er allein. Selten merkten die Bauern diese Taktik, am Ende sprachen sie doch immer: „Der Pan Schmul ist ein gescheidter Mann," und das Ansehen des Randars stieg jedesmal höher. —

Es ist eine traurige Wahrheit, aber wir müssen sie aussprechen: Im Innern verachtete der Randar diese Bauern. Sie waren ihm zu abergläubisch und weil er ihnen durch seine

Redekünste imponirte, sah er sie tief unter sich. Es ist das der Irrthum der meisten Menschen — nicht nur des Juden.

Wenn Sonntags Tanz in der Schenkstube war, durften die Kinder nie dazu. Man sperrte sie in irgend ein abgelegenes Zimmer, wohin die trunkenwüthenden Laute des Volkes und seine Freude nicht dringen konnten. „Was willst du dort thun," sagte die Randarin einst, als Moschele in die Schenkstube begehrte, „willst du sehen, wie sich Honza oder Wasta schicker (trunken) gemacht haben? und wie sie sich die Köpf' aneinanderschlagen? was siehst du denn an einem betrunkenen Bauern? Dank' Gott mit aufgehobenen Händen, daß du's nicht zu sehen brauchst." — Sprach sie so wirklich? O ja, und sie setzte noch dazu: „Wir Juden sind nicht für das geschaffen. Taglang im Wirthshaus liegen und saufen, kann nur ein Bauer. Und das Beispiel willst du dir nehmen?"

Ein andermal begehrte Moschele von dem weißen Geiste zu kosten, der den Bauern so wohl bekam, daß man täglich eine große Flasche füllen mußte. Da schrie die Randarin, als hätte er nach Gift begehrt, aus: „Gott im Himmel! Branntwein willst du trinken? Vergißt du, daß Rebb Schmul Randar dein Vater ist? Welch rechtschaffen Jüdenkind trinkt Branntwein? Das ist nur für die Bauern; wie du aber nur zwei Tropfen zu dir nimmst, verlierst du plötzlich deinen Verstand!" —

Wir kennen bereits die bettelhaften Freunde unseres Moschele; er und Hannele hatten übrigens noch einen Bekannten im Dorfe, nämlich den Honza mit dem grünen Zweig. Beide Kinder theilten sich in ihn, aber Hannele besaß den größern Theil. Honza war zum Studenten bestimmt; er sollte Geistlicher werden und lernte beim Pfarrer bereits Latein. Dieser Umstand trug sehr viel zur Ebenbürtigkeit der gegenseitigen

Freundschaft bei. Die Randarin sah diesen Umgang sogar gern.

„Ich bete das Vaterunser," sagte Honza, „und wenn ich etwas brauch', so geh ich zum heiligen Johann von Nepomuk, der dort auf der Brücke steht."

„Wenn du etwas brauchst?" fragte Hannele, die die Stellung der katholischen Heiligen zwischen Gott und Menschen nicht verstand, ganz verwundert.

„Und die Mutter geht auch hin," meinte Honza.

„Thut er dir aber Alles, um was du ihn bittest?" fragte Hannele.

„Immer," sagte der Honza mit großem Ernste. —

Drauf bat ihn Hannele, ihr doch das Gebet zu sagen, was er täglich bete, aber nicht jenes, welches er an den Heiligen auf der Brücke richte. Sie meinte das Vaterunser. Honza trug einen Augenblick Bedenken, denn in Glaubenssachen sind sich alle Menschen gleich; man breitet nicht gern, was Einem selbst als Geheimniß in der Seele ruht, vor Andern aus. Dann aber fing er an, und weil er diesmal nicht wirklich betete, sondern sich gleichsam nur prüfen ließ, so trug er es auch viel wärmer und inniger vor. Die Worte des Heilands in slavischen Lauten und der allgemeine, jedes Menschenherz gleich treffende Inhalt derselben kamen dem Mädchen gleich wunderbar vor. Sie verstand das Gebet, nur staunte sie, daß darin kein Wort von „seinem d. h. Honzas Gotte" durchklang.

Nach einer Weile tiefen Nachdenkens sagte sie: „Jetzt thu' mir den Gefallen, Honza, und sag's noch einmal." Der sah sie erst forschend an, gleichsam um sich zu überzeugen, daß sie es ohne Spott verlange, drauf wiederholte er das Gebet. Hannele hielt den Kopf ganz niedergebeugt, daß sie mit ihrer Stirne beinahe das im Schooße liegende Gebetbuch berührte.

Wie Honza geendigt hatte, sagte sie schnell: „Das ist ganz leicht! Mir kommt vor, ich kann's schon auswendig. Soll ich dir's aufsagen?"

Honza war über dieses Gedächtniß ganz verwundert.

„Du meinst das nur, aber können wirst du's nicht."

„Hör' nur zu," erwiderte Hannele, „und hilf mir dabei. Mach' ich einen Fehler, so darfst du nicht lachen!"

„Fang' nur an," sagte Honza mit strenger Miene.

Hannele begann. Sie kam glücklich über den Anfang hinweg, bis: wie im Himmel, so auf Erden. „Warum sagt man auch auf Erden?" unterbrach sie sich, „Gott ist ja nur im Himmel."

Honza starrte der kühnen Fragerin ins Gesicht, dann wurde er blutroth und sagte: „Das weiß ich nicht!" Offenbar die beste Antwort.

„Jetzt wie geht's weiter? sag' nur das erste Wort."

„Gib uns heute unser tägliches Brod" —

„Gib uns heute unser tägliches Brod und vergieb uns unsere Schuld — Was sind das für Schulden, Honza?" fiel sie wieder ein, „ich bin ja nichts schuldig. Uns sind die Bauern im Dorfe genug schuldig."

„Jeder Mensch hat Schulden," entgegnete Honza mit mehr Wahrheit, als er wohl selbst dachte. „Sag nur weiter: so wie wir auch vergeben — — —"

Mit seiner Hilfe brachte Hannele das Gebet zu Ende: „sondern erlöse uns von dem Uebel".

„Jetzt mußt du „Amen" sagen," ermahnte zuletzt Honza.

Aber Hannele entgegnete: „Das will ich nicht", weil das Wort jüdisch war und oft im Gebetbuch vorkam.

„Warum nicht?"

„Weil ich nicht will —"

„So sag' ichs statt deiner," schrie Honza und rief das „Amen" wohl zwanzigmal in einem Athem, daß es ein vielfaches Echo gab. Hannele hielt sich die Ohren zu, sie wollte das Wort nicht hören, es klang ihr schrecklich. —

Hierauf wollte Honza auch hören, was denn Hannele bete, sie aber meinte, das würde er nicht verstehen, denn es sei hebräisch. Aber Honza wollte das Gebet wenigstens sehen und schon aus Dank für seine frühere Gefälligkeit blätterte Hannele in ihrem Gebetbuche nach, bis sie das „Benschen" gefunden hatte.

Bei dem Anblick der vielen krausen und sonderbaren Buchstaben, die gegen alle Regel von der Rechten nach der Linken liefen, wurde Honza im ersten Moment ganz bestürzt, beinahe ängstlich. Und vielleicht war es gerade das Gefühl der Furcht, warum er dem Mädchen das Büch wegriß und lachend ausrief: „Aus dem betest du?"

„Gieb mir mein Siberl, Honza," schrie Hannele in höchster Seelenangst. Aber der Knabe lief wie rasend, seine Beute hoch in den Händen haltend, um das Kreuz herum. Hannele war hinter ihm her; sie konnte ihn aber nicht erreichen, der immerfort lachend rief: „Aus dem betest du?"

Da warf sich Hannele ins Gras und gab sich trostlos ihrer Verzweiflung hin.

„Wenn du mir mein Siberl nicht giebst," schluchzte sie, „so bin ich für immer böse mit dir." Honza kam nun und legte das Buch zu ihr hin. Kaum hatte sie es wieder in ihrer Gewalt, so sprang sie hastig auf und lief fort, gerade nach Hause. Der Honza blickte ihr ganz verblüfft nach. —

4. Lebenspläne.

Der Randarin, wenn sie so das stille geistige Wachsthum ihres Moschele beobachtete, ward oft ganz traurig zu Sinn. Sie konnte es sich nicht ausreden, daß ihr Kind ein lebendiges Opfer sei. Sie ging immer von dem Gedanken aus, daß die Fähigkeiten des Knaben zu gut für das „Dorf" wären. „Hätt' ihm denn Gott so einen Kopf gegeben," dachte sie oft, „wenn er gewollt hätte, das Kind soll sein ganzes Leben bei Bauern und Bierfässern bleiben?" Sie begriff es nicht, daß auch das Dorf die guten Köpfe brauchen könne. —

Honza wußte gar nicht, wie oft er in den stillen Selbstgesprächen der Randarin vorkam. In ihren Augen war seine Bildung ein riesengroßer Baum, wogegen ihr Moschele sich wie ein zwergiges Gesträuch ausnahm. Sie verglich immer die beiden Knaben, und so wurde es zuletzt ein stehender Gedanke in ihr, das Lebensglück des Kindes sei schon gebrochen.

Wie viele Dinge versuchte die gute Frau, um ihrem Manne die Hartnäckigkeit zu benehmen. So sonderbar sind die Menschen! Sie wagte es nie, offen mit ihm zu sprechen, weil sie seine Vorurtheile gegen das „Lernen" kannte. In jeder andern Angelegenheit mit ihm ein Herz, eine Seele, ein Wille, und wo es sich um das Kind handelte, um ein ganzes Leben, durch eine Kluft getrennt!

Schon seit langer Zeit trug die Randarin einen Gedanken in sich, über dessen Kühnheit sie selbst erschrak. Sie wollte, daß Moschele studire! Sie wußte wohl, was sie damit unternahm. Wie ein steiler Berg stand es vor ihr, aber eine innere Stimme rief ihr zu, sie müsse hinüberkommen, — und käme sie auch todt auf dem Gipfel an!

„Was hat Honza vor meinem Kind voraus?" dachte sie oft

in stiller Nacht; „sein Vater ist der größte „Schickerpolt“ (Trunkenbold) im ganzen Dorfe; er hat Felder und Gärten und Wiesen gehabt und das Alles hat dieser Waczlav verthan. Die Waczlavin geht mir immer ans Herz, aber sollen wir ihm nichts zu trinken geben? Das ist ja unser Geschäft. Und bei dem Allen wird Honza studiren; die Waczlavin spart sich's vom Munde ab, um es dem Kinde zu geben. Und das thut die Waczlavin, was möcht' erst ich thun? Was der größte Trunkenbold im Dorfe mit seinem Kind unternimmt, das verwehrt mir mein eigener Mann! Brauch' ich in die Synagoge zu gehen in seidenen Kleidern? Aber ich seh' schon, das Kind ist ihm nicht so viel werth, als ein seidenes Kleid.“

Sie gebrauchte oft den Kunstgriff, Moschele vor ihrem Manne „verhören“ zu lassen. Unter den Schnorrern, die ins Haus kamen, war immer einer, der sich in der Bibel gut auswußte. Jeden Sabbat war nun ein solches Verhör aus dem Pentateuch, wobei Moschele auf alle Fragen des gelehrten Bettlers antworten mußte. Gewöhnlich bestand der Knabe sehr gut, und da war es immer die Randarin, die in die ersten Lobsprüche ausbrach. Sie lud gewöhnlich das ganze Haus zu diesem Verhören, damit es um so feierlicher zugehe und der Ehrgeiz ihres Mannes geweckt werde. Sie wollte ihn allmälig auf den Studirgedanken vorbereiten.

Moschele selbst ahnte nicht, was die Mutter mit ihm vorhatte. Sie sagte oft weinend, daß ihm ein großes Unrecht geschehe, nur wußte er nicht welches. Ihm that kein Mensch was zu Leid! Von Honza sprach sie beinahe alle Tage, sie sah in ihm wenigstens schon einen Domherrn, der sein eigenes Haus auf dem „Hradschin“ in Prag hatte und vorn an der Brust ein goldenes Kreuz! Durch diese Reden wuchs auch in seiner Seele Honza zu einem ungewöhnlichen Wesen. Es war

einmal der Biſchof von Leitmeritz auf dem Dorfe geweſen, um die Firmung an den Kindern zu verrichten, und ſeit jener Zeit ſah der Knabe in Honza nichts anderes, als den künftigen Biſchof. Er umkleidete ihn mit demſelben Glanze; er ſetzte ihm dieſelbe Mütze auf, die der Prälat getragen und an der Bruſt ließ er ihm ein Kreuz funkeln, groß und leuchtend, wie die Sonne ſelbſt! So ausgeſtattet verehrte er in Honza gleichſam einen Götzen, den er ſich ſelbſt geſchnitzt.

Es iſt wichtiger als man glaubt: Der Sabbat war Schuld, daß die Freundſchaft zwiſchen den Kindern nicht recht aufkeimen konnte. Da brauchten nämlich Moſchele und Hannele nichts zu lernen, dafür ging Honza zum Pfarrer; am Sonntag aber kam der Rebbe aus dem Ghetto und da war wieder Honza frei. Sie trafen ſich daher nicht ſo oft, als ſie wollten. Wer am meiſten darunter litt, war Hannele; ihr Bruder hatte ſeit dem Weggehen Mendel Wilna's einen ſtillen geheimnißvollen Gefährten, mit dem er am liebſten verkehrte, und das war er ſelbſt. —

Mit der Zeit fand jedoch Hannele einen Ausweg. Am Sabbat Nachmittag ging ſie mit ihrem „Siderl" (Gebetbuch) zur Kirche, da wo das große hölzerne Kreuz mit dem Heiland daran ſteht, und wiederholte ſich da die Lektion des Rebbes. Eigentlich wartete ſie nur da, bis es vier Uhr an dem Thurme ſchlug, denn dann kam der Honza aus der Pfarrei und ſetzte ſich zu ihr, um zu plaudern. Der Anfang dieſes Geſpräches war ungefähr immer derſelbe.

„Haſt du mir mitgebracht?" war die erſte Frage Honzas.

Dann nickte Hannele lächelnd mit dem Kopf und brachte aus einer der Taſchen der Schürze ein Papier hervor, worin etwas eingewickelt lag, was der Honza jedesmal mit lüſternen Blicken begrüßte. Es war ein Stück „Barches" oder weißes

Sabbatbrod, das sich Hannele vom Mund abgespart hatte. Dieses „Barches" war der Gegenstand vielen Neides; die andern Knaben, die den Honza mit vollen Backen sahen, sagten dann: „Da sitzt der Honza wieder mit seinem Judenweib."

Aber Honza war der Gescheidtere; er kehrte sich nicht an deren Gespötte. War er aber nicht wirklich zu beneiden? Die Andern bekamen höchstens zu Weihnachten oder Ostern so ein weißes Brod, und er hatte es alle Sabbate. War er da nicht zur Freundschaft für Hannele berechtigt?

Wenn er abgespeist hatte, sagte er gewöhnlich: „Wie doch das Judenbrod gut ist!"

„Hat's dir geschmeckt?" fragte dann das Hannele ganz unnöthig. — —

Oft verfielen die Kinder auf Gespräche, die man am wenigsten bei ihnen gesucht hätte, nämlich auf religiöse. Es pflegt das häufiger zu geschehen, als man wohl glaubt, denn der Gott, den sie nicht recht fassen, ist ihnen darum um so näher und nimmt unter ihren Händen jede Gestalt an. —

Einmal sagte Hannele, nachdem Honza mit dem „Barches" fertig war: „Jetzt „bensch", Honza!"

„Was ist das für ein Wort? vielleicht jüdisch?"

Hannele mußte beschämt gestehen, daß es so wäre; ich weiß nicht, warum sie dabei so roth wurde.

„Wenn man bei uns etwas gegessen hat," erklärte sie „so muß man bensch en oder Gott danken. Thust du das auch, Honza?"

Ein Ereigniß trieb diese Verehrung Honzas plötzlich zu einem hohen Baume auf, der Blüthe und Frucht zugleich trug.

An einem Sabbat, da gerade kein Schnorrer gekommen war, der ihn „verhörte," sah Moschele müßig zum Fenster

hinaus. Hannele saß wieder bei dem Kreuze vor der Kirche, Honza neben ihr, wie es schien im eifrigsten Gespräche. Mit Honza allein zu sprechen, getraute er sich selten, aber in Gesellschaft Hanneles fühlte er Muth dazu.

Moschele ging also gerade auf die Beiden los. Als er sich ihnen näherte, bemerkte er, wie die Zwei plötzlich in ihrem Gespräche stockten, Hannele wurde sogar roth und Honza bekam die eine Backe ganz dick, weil er darunter einen Bissen „Barches" verbarg, den er nicht zur rechten Zeit verschlucken gekonnt. Als wenn Moschele von diesem Tribute seiner Schwester nicht gewußt hätte!

Ein neckischer Geist hieß aber den Knaben diesmal bleiben, wiewohl ihn der schlechte Empfang der Beiden hätte abschrecken sollen. Keines sprach ein Wort mit ihm und so stellte sich Moschele aus Rache gerade vor dem Kreuze ihnen gegenüber hin, um sie recht zu ärgern. Aber das dauerte nicht lange, denn ein anderer Gegenstand fesselte seine Augen.

Er hatte den gekreuzigten Heiland vor sich. Auf dem Dorfe, wo überhaupt eine größere Toleranz herrscht, geboren, waren dem Knaben manche Vorstellungen größtentheils fremd, wie sie das Ghetto einst in trüber Zeit ausgeheckt hat. Der Heiland war ziemlich schlecht gemalt. Dennoch fühlte der Knabe eine Art Mitleid mit seinem Gottesleiden. Das todtgebeugte Haupt und die gebrochenen Augen, die Nägel in Händen und Füßen, aus denen das Blut heraustropfte, überfuhren ihn mit leisen Schauern. Besonders von den vier lateinischen Buchstaben über dem Gekreuzigten konnte er die Augen nicht wegbringen. Sie schienen ihm so geheimnißvoll, und kaum, daß er es selbst ahnte, was ihn in diesem Augenblicke bewegte, sprach er halblaut: „Könnt' ich nur wissen, was das J N R J heißt, das da auf dem Blech steht?"

„Ich kann dir das sagen," rief Honza sogleich; er hatte soeben das „Barches" glücklich überwunden.

Hannele und Moschele sahen ihm staunend ins Gesicht. Kein Gott und König auf Erden, vor dem sich zwei Seelen demüthiger neigten, als die der Kinder vor Honza's Gelehrsamkeit!

„Das ist lateinische Sprache," sagte Honza.

„Lateinisch?" sprach Moschele leise nach.

„Wenn du's nicht glauben willst," betheuerte Honza, „so frag' nur den Herrn Pfarrer, wenn er zu Euch kommt."

Guter Honza! Man zweifelte ja an dir so wenig, als vielleicht du selbst an dem Latein deines Herrn Pfarrers!

Hierauf erklärte er ihnen zuerst, was jeder Buchstabe einzeln zu bedeuten habe, dann sprach er die vier fremden Wörter auf einmal aus und übersetzte sie ins Böhmische. Da hießen sie: Jesus, der Nazarener, König der Juden.

Wie die Erde den goldenen Regen in ihren Schooß aufnimmt, so fielen diese Worte Honza's in Moschele's innerste Seele. Die Keime sollten nicht ausbleiben. Abends, bei der „Habdala," wo der Sabbat sinnbildlich von der Woche geschieden wird, war Moschele still und nachdenkend. Sonst stritt er immer mit Hannele, wer dabei die brennende Wachskerze halten sollte, die der Vater nach der Segnung in dem Weine auslöschte. Heute überließ er sie willig. Rebb Schmul begann die Ceremonie mit einem: „Gut Woch, gut Jahr," worauf er eine lange hebräische Segensformel über den Wein und das Gewürzbüchslein hielt, die gleichsam den Duft und Reiz des scheidenden Sabbats darstellen. Vom Weine verschüttete er sodann einige Tropfen auf den Tisch und verlöschte die Wachskerze daran. Das Gewürzbüchslein wurde hierauf nach der Reihe zum „Schmecken" herumgegeben, jeder behielt es einige

Augenblicke, um sich an seinem Dufte zu laben; als es aber an Moschele kam, wußte der gar nichts davon und Hannele rieb es ihm gerade unter die Nase hin. —

Der Vater war in die Schenkstube gegangen, die Mutter räumte die Sabbatkleider wieder in den großen Kasten; da kam Moschele leise zu ihr und faßte sie bei der Hand.

„Was willst du?“ fragte sie ihn.

„Hat Moscheh Rabenu (unser Lehrer) auch Lateinisch gekonnt?“

„Heißt das eine Frage!“ entgegnete die Randarin arglos darauf, „hat es denn etwas in der Welt gegeben, was er nicht gekonnt hätte? Dein Lehrer hat dir ja verzählt, daß Gott selbst mit ihm gelernt hat, und mit wem Gott lernt, kann der nicht Alles?“

Moschele sah bei diesen wirklich tiefsinnigen Worten der Mutter lange ins Angesicht, das Kind fühlte sich wunderbar davon ergriffen, wiewohl sie die Randarin in einem dunkeln Gefühlsinstinkt ausgesprochen hatte.

„Also lernt Gott auch mit Honza?“ sagte er nach einer Weile.

„Wie kommst du darauf?“ meinte die Mutter lächelnd.

„Weil er auch lateinisch kann.“ —

„Narrele, das hat er vom Pfarrer.“

„Und der Pfarrer?“

„Der hat vierzehn Schulen studirt, jetzt kann er's.“

Es war gut, daß die Bäume nicht zum Wachsen in den Himmel bestimmt sind. Ich weiß nicht, wie die Randarin eine weitere Frage in dieser Folgerungsweise beantwortet hätte. Mit einem jener gewöhnlichen Gedankensprünge der Kinder sagte dann Moschele: „Kann jeder Mensch so werden, wie der Pfarrer und Honza?“

„Die ſind noch gar nichts," erwiderte die kluge Mutter, „und ſelbſt der Pfarrer muß noch lernen und lernen, bis er Alles wird können."

„Und ich kann das nicht werden?"

„Möcht'ſt du nicht auch ſtudiren, Moſchele?" ſchrie die Randarin aus der Tiefe ihrer Seele und hielt das Kind, zitternd vor Freude, mit beiden Händen an ihr Herz geſchloſſen.

O Gott, wie war ſie glücklich! Sie küßte ihrem Knaben beinahe die Seele weg, die ſich ſo ahnungsvoll dem Lichte der Bildung entgegenrang, ſie weinte und lachte zu gleicher Zeit und ſprach Worte dazwiſchen, die nicht der Kopf erſonnen, aber das Herz in freudigem Uebermuth von ſich warf. Waren denn keine Geiſter da, die die Nachricht auf eilende Fittige nahmen und ſie über Land und Meer trugen — daß nämlich Moſchele ſtudiren wolle?

Sie lief auch ſogleich zur Schenkſtube, um es ihrem Manne zu ſagen. Aber ein Blick, den ſie hinwarf, überzeugte ſie, daß es jetzt nicht an der Zeit ſei. Der Randar ſaß mitten unter ſeinen Bauern und hielt gerade über einen geringfügigen Streit zwiſchen zwei Trinkern eine weitläufige Rede. Da wurde ſie plötzlich traurig. Ein bitteres Gefühl gegen ihren Mann tauchte in ihr auf, aber es war ſogleich ſtill: die Freude läßt nicht bitter ſein. —

Sie ging wieder langſam zurück und kam an der Küche vorüber, wo die alte Channe bei einem helllodernden Feuer das Nachtmahl bereitete. Sie ſtellte ſich gerade vor die Flammen, die ihr mildes Angeſicht wie mit himmliſchem Widerſchein beleuchteten. Stillſinnend blickte ſie hinein, ihre Seele war bei dem Kinde. Da ſtörte ſie die alte Köchin auf, die einen Topf Waſſer zum Feuer hinſtellte. Nun begann die Randarin:

Hab ich dir's ſchon geſagt, Channe, daß unſer Moſchele, ſtudiren will?"

Bei der Köchin fielen immer nur die letzten Worte, wie Regentropfen von einer Dachtraufe — denn ſie war taub.

„Studiren will?" ſagte ſie.

„Er will lateiniſch lernen," fuhr die Randarin fort, „und wird in die Schulen gehen und ein geſchickter Menſch werden."

„Menſch werden," ſagte das Echo.

„Erleben möcht ich's, wenn er nur ſchon Doctor wär'. Ich möcht's nur wegen unſerer Beamten und Bauern! die meinen, nur ihre Kinder können ſtudiren. Aber es wird viel Geld koſten."

„Geld koſten," ſprach die Taube nach.

Da erſt merkte die Randarin, an wen ſie ihre Freude gerichtet hatte. „Du hörſt ja ſo nicht, Channe," ſagte ſie leiſe lächelnd, „ich könnt' eher zu dem Topf Waſſer da am Feuer reden." — —

Wir können die Nacht, die dieſem Abende folgte, nicht am Bette der Randarin verweilen; ſie war zwiſchen Beten und Hoffen getheilt. —

Am andern Tage war die Randarin in ihrer Freude gefaßt, ſie war feſt entſchloſſen, heute mit ihrem Manne zu ſprechen. Sie wußte nur nicht, wie ſie es anfangen ſollte. Das fühlte ſie, welch' einen Sturm ſie über das Haus herauf beſchwor und im bangen Vorgefühl deſſen, litt ſie furchtbare Qualen. Wenn ſie ſich gerade nicht freute, weinte ſie verſteckte Thränen.

Da ſtand ſie Vormittags draußen vor dem Thore und überlegte ihr ganzes Thun. Auf offener Gaſſe bat ſie Gott, daß es ihr gelingen möge. Ueber die Straße ſah ſie die Waczlavin, Honza's Mutter, gehen; die ging zu dem heiligen

Johann von Nepomuk ihre Andacht verrichten. „Jetzt wird sie für ihren Honza zu dem bitten," dachte die Randarin, und ihre Seele begegnete der Bäuerin auf halbem Wege; war sie doch eins mit ihr im Streben, Wollen und Glauben.

Plötzlich kam eine Kutsche herangerollt, der aufsteigende Staub verbarg sie noch ihren Blicken. Wie sie näher kam, erkannte die Randarin, daß es der Graf selbst war, der da kam. Sie erschrak vor innerster Ehrfurcht!

Nein, nein, stellt euch da kein rührendes Gegenüberstehen längst erstorbener Leidenschaften vor! Es ist Alles vorüber; sie sind ja beide alt geworden.

„Guten Morgen, Frau Rachel," grüßte der Graf, indem er aus der Kutsche stieg.

„Excellenz," stammelte die Erschrockene und nahte sich ihm in aller Demuth.

„Schon lange nicht bei euch gewesen, nicht wahr?" rief der Gnädige; „ich komm', mir einmal die Brennereien zu besichtigen. Wie stehts mit Herrn Rothschild?" Er meinte den Randar.

„Der ist gesund, Excellenz." —

„Und mit Ihnen, Frau Rachel?"

„Ich bin auch gesund, danke Excellenz!"

„Sie haben aber geweint, Frau Rachel, darf man wissen, warum?"

Die Randarin stockte mit der Antwort.

„Ich hab' viel Kummer," sagte sie nach einer Weile.

„Und um was, Frau Rachel, Sie leben ja sonst glücklich in der Ehe?"

„Das läßt sich so leicht nicht sagen, Herr Excellenz," meinte die Randarin mit schmerzlichem Lächeln.

„Warum nicht?"

„Es gehört zum Haus“ —

„Und das darf ich nicht wissen?“ rief der Graf.

„Es ist nur wegen meiner Kinder.“ —

„Machen die Ihnen so viel Kummer? Das ist freilich traurig.“

„Die Kinder sind ganz gut und ich dank' Gott dafür,“ fiel die Randarin, die den Sinn des Grafen wohl verstanden, lebhaft ein, „aber mein Moritz“ — sie schämte sich, ihn beim rechten Namen zu nennen, „möchte gern Doktor werden.“

„Ihr kleiner Sohn?“ fragte der Graf lächelnd.

„Aber mein Mann will nichts davon hören; er meint, er wird genug wissen, und wenn er etwas lernen möcht', könnt' er aufhören, ein guter Jud' zu sein. Ich aber will, er soll studiren; Geld wird es viel kosten, mein Mann will nicht.“

„Wegen des Geldes?“

„O nein, Excellenz, wegen des Juden“ —

„Possen,“ rief der Graf, „wegen einiger lateinischen Brocken wird er Euerm Gotte nicht sogleich untreu werden. Ich will mit Ihrem Mann darüber reden, verlassen Sie sich darauf, Frau Rachel.“

Währenddem war der Randar unter Bücklingen herbeigekommen, um seinen gnädigen Herrn zu begrüßen. Der Graf lachte seinem „Rothschild“ freundlich zu, und hieß ihn die Brennereien öffnen, die er besichtigen wolle. Die Randarin ging hinterdrein, draußen aber vor der Brennerei blieb sie stehen. Der Graf und ihr Mann gingen hinein. — Drin unter den Gerüchen eines höllischen Gebräues sollte also die Zukunft ihres Kindes entschieden werden; aus jenem Hause, wo ein unseliger „Geist“ bereitet wurde, sollte sie heraustreten — ob als Engel mit leuchtenden Fittigen, oder als verkrüppeltes Geschöpf, wie mochte sie das wissen!

Nach einem Jahre — wer wollte dieſe Zeit wohl eine halbe Stunde nennen — trat der Graf mit dem Randar aus der Brennerei. Sie ſtudirte das Geſicht der Excellenz, aber es ſtand nichts darauf. Sollte ſie hoffen oder verzagen?

Der Wagen fuhr wieder davon. Hatte der Graf ſein Wort gehalten?

Es mag ſonderbar klingen: die Randarin ſah es gern, daß ihr Mann an demſelben Tage mürriſch umherging. „Er mußte es ihm alſo doch geſagt haben," dachte ſie. Und nun, da ſie es wußte, daß ihr Studienplan kein Geheimniß mehr vor ihrem Manne war, hatte ſie nicht den Muth, mit ihm offen darüber zu ſprechen. Sie wollte warten, bis er ſelbſt den Anfang machte. „Er iſt der Vater," ſagte ſie zu ſich, „von ihm muß es zuerſt ausgehen." —

Nachts, als der Knabe ſchon im Bette lag, konnte er nicht ſchlafen. Es war noch Licht in der Stube und Vater und Mutter waren noch wach. Sie ſaßen ſich an einem Tiſche ſtumm gegenüber, der Randar zählte Geld und hatte das Schuldenbuch vor ſich liegen.

„Pawel Kratochvil darf nichts mehr geborgt werden," ſagte er nach einer Weile; „er iſt zu viel ſchuldig."

„Gut," ſagte die Randarin leiſe.

Dann entſtand wieder eine lange Pauſe. Das Geldzählen war nur ein nichtiger Vorwand für den Randar, um ſeine Verlegenheit zu verbergen. Er irrte ſich mehrmals und ſchob dann die Zwanziger unwillig durcheinander.

„Rachel," ſagte er endlich lautlos.

„Schmul?" fragte ſie leiſe.

Dann ſaßen ſie ſich minutenlang ohne ein Wort gegenüber.

„Laß morgen Jacob Schneider aus Münchengrätz herauskommen; er ſoll dem Kinde die Maß nehmen."

„Hat Kleider genug," meinte die Randarin mit weiblichem Scharfsinn. Ihr Herz war aber wie ein Meer bewegt.

„Die sind gut für's Dorf," entgegnete der Randar.

„Wo soll er denn hingehen?" fragte Rachel mit unbeschreiblichen Tone.

„Nach Bunzlau," sagte Rebb Schmul und stand auf, sich zur Seite wendend, „wir wollen ihn studiren lassen; heut' hat der Graf mir zugeredet."

„Schmul, Schmul," schrie die Randarin, „willst du das wirklich?"

Bis in die späte Nacht saßen nun die beiden Eheleute zusammen und sprachen über die Zukunft des Kindes. Jetzt wo sie wieder eines Willens geworden waren, stimmten ihre Seelen wie gute Instrumente in einander. — Ein Gedanke wachte jedoch den übrigen Theil der Nacht mit der Randarin. „Und wenns ihm der Graf nicht befohlen hätt'? Hätt' er's dann gethan? und mir zu Gefallen?" dachte sie. —

Am andern Morgen ward Moschele mit einem Kusse von der Mutter geweckt.

„Eil' dich, Kind," sprach sie, „daß du dich anziehst und orst (betest); überschluppere mir aber ja kein Wort. Hernach sollst du was Schönes hören." Moschele that, wie ihm geheißen wurde. Aber mitten im Beten kam es ihm vor, als hätte er von dem Schönen, was ihm die Mutter versprochen, schon irgendwo gehört. —

Nach dem „Oren" kam Jakob der Schneider aus Münchengrätz. Er nahm ihm die Maß zu Rock, Hosen und Weste. Der Randar zählte dem Schneider sogleich das baare Geld auf, damit er dafür das nöthige Tuch und „Zubehör" kaufen könne. Moschele wußte nicht, wie ihm geschah.

Aber auch für neue geistige Kleider wurde Sorge getragen.

Rebb Schmul schrieb mit der nächsten Post einen Brief an einen bekannten „Zuschicker" (Agenten) nach Prag, daß er ihm mit dem ersten Stellwagen einen geprüften Lehrer herausſenden solle. Für den Sommerkurs gebe er 200 fl. und Kost und Quartier. — Der neue Lehrer kam schon die darauf folgende Woche aus Prag. Moschele wurde nun in den deutschen Gegenständen zur Prüfung vorbereitet. Im Oktober sollte er nach Bunzlau gehen. —

Eine neue Welt dämmerte an seinem Horizonte auf.

---

5. Die Klassenlesung.

Beim „Einschreiben" in Bunzlau fragte der Pater Rektor die Randarin, ob sie wolle, daß ihr Sohn Moses oder Moritz heißen solle; denn ihm sei beides gleich. Die Randarin entschied sich für letzteren Namen — wir müssen offen gestehen — als den weniger jüdischen. Der Pater Rektor schrieb aber mit lateinischen Buchstaben Mauritius auf und in dieser oder der deutschen Benennung wollen wir von unserem weiland Moschele auch künftig sprechen.

So eine Namensveränderung ist wichtiger als man denkt. Unserm Moritz sollte sie wenigstens einen neuen Menschen anziehen.

In Bunzlau war Moritz bei Salme Floh, der eine Bude mit alten Kleidern unter den Lauben hatte, in Kost und Quartier „angedungen". Das Kind begann schon viel Geld zu kosten. —

Die Abenteuer unseres Studenten am ersten Schultage sind bald erzählt. Er hatte wegen seiner „Nation" gar viel zu leiden, und das Wort „Jud, Jud" schwirrte ihm von allen Seiten entgegen. Um den Spöttereien zu entgehen, setzte er

ſich in die letzte Bank, wo ein kranker Knabe von bleichem Ausſehen, neben den die andern zu ſetzen ſich ſcheuten, bereits ſaß. —

Beim Gebete, das vor und nach der Schule verrichtet ward, blieb Moritz ſitzen, während die anderen ſtanden, vielleicht aus einem dunklen Gefühle, daß ſich dies am beſten für ihn paſſe. Nach dem Gebete aber ſagte der Profeſſor, er müſſe ein für allemal erklären, daß die Juden während des Betens ebenfalls aufſtehen müßten; ſie brauchten zwar nicht mitzuſprechen, weil er ſie dazu nicht „zwingen“ könne, aber ſitzen dürfte ſie auch nicht. Sie ſollten ſich währenddem etwas im Herzen denken, was zu ihrem Gott in Beziehung ſtehe.

Moritz fand dieſe Bemerkung des Paters ganz recht, wie ſie es auch war, und er nahm ſich vor, ſie buchſtäblich zu befolgen. Er wußte nur nicht, welches Gebet aus dem „Siderl“ am paſſendſten wäre. Endlich wählte er das „Schmah Jisroel!“ Sonderbar! Das „Höre, o Iſrael, der Gott, dein Gott iſt ein einiger Gott!“ dieſer einzige und auf ſeine Einheit ſo eiferſüchtige Gott ſollte neben dem Vater, Sohn und heiligen Geiſt in guter Nachbarſchaft ſich vertragen!

Nachmittags, als ſich die Schüler lärmend zum Aufbruche bereiteten, fragte der Profeſſor: „Wer will morgen miniſtriren?“ Die meiſten Hände erhoben ſich und von allen Seiten erſcholl: ich, ich! Moritz, der vermuthete, daß ihn das als Studenten ebenfalls angehe, gab auch das Zeichen. Zufällig erblickte ihn der Pater. „Der Mauritius will miniſtriren?“ rief er lachend, „das iſt nichts für dich! in deiner Synagoge iſt's dir erlaubt“. Ein ſchreckliches Gelächter begleitete dieſen Witz des Profeſſors. Moritz ſtand angedonnert vor Schreck und Beſchämung!

„Willſt miniſtriren, Jud'?“ hieß es draußen vor der Schule.

Der arme Junge ging wie durch Spießruthen; er kam mit Thränen nach Hause.

Noch haben wir eines Abenteuers zu erwähnen, welches Moritz am vierten Tage seiner Studentenlaufbahn erlebte. Die Hausfrau war mit dem „Anrichten" zu spät fertig geworden, und er kam deshalb fünf Minuten, nachdem der Professor bereits eingetreten, in die Schule. Für diese Verletzung aller Ordnung mußte Moritz aufs Strengste büßen. Der Professor befahl ihm, vor dem Katheder niederzuknien.

Moritz weinte und bat den Professor, ihm für diesmal die Strafe zu schenken, aber vergebens. Da rief er in höchster Seelenangst: „Ich darf nicht knien, Ew. Hochwürden!" Der Pater überhörte ihn aber und sagte im höchsten Zorne: „So wirst du heute eingesperrt werden." Da kniete Moritz endlich nieder.

Er durfte wirklich nicht knien, er hatte recht, der Knabe! Wäre man aber nicht wirklich befugt, von jedem Lehrer und sei er selbst ein Mönch, zu verlangen, daß er die Seelenzustände aller Zöglinge kenne, wie der Botaniker die Staubfäden seiner Blumen? Die Scheere, die nur die wilden Sprößlinge entfernen soll, zerschneidet oft im blinden Wüthen das blühende Leben selbst. Da verfährt man mit den Vorurtheilen der Kinder, als wären sie leichtes Unkraut und nicht der wuchernde Lebenssaft, mit dem sie eins sind. Wie viele Lehrer — und namentlich in unserem Vaterlande, das die Askesis in so vielen Farben auf seinen Kanzeln sitzen hat — verfahren in dieser Hinsicht als geistige Vandalen! In dumpfer Bewußtlosigkeit zerschlagen sie die Gemüthsschätze ihrer Schüler und es ist schon viel heiliger Seelenduft darüber zu Grunde gegangen! — —

Es war glücklicherweise ein zu guter Kern in unserem Moritz, als daß ihn die Drangsale eines solchen Beginnens

hätten unterdrücken können. Unter allen Umständen bricht sich der geistige Inhalt gewaltsam Bahn und überdauert Spott und Hohn seiner grimmigsten Feinde. —

Schon der nächste Freitag gab davon den besten Beweis. Da wurden die „Compositionen“ oder schriftlichen Arbeiten wieder ausgetheilt, die man vor acht Tagen gearbeitet hatte. Mauritius hatte die beste und fehlerloseste eingeliefert. Wie eine Stimme vom Himmel traf ihn der Ruf des Professors; er wurde zum „ersten Aufseher“ ernannt. Wer gönnt nicht dem armen Jungen seinen Triumph, als er mit stolzen Blicken seinen Sitz neben dem kranken Mitschüler verließ, um Thron und Scepter der Schule zu übernehmen?

Als „erster Aufseher“ war Moritz ungefähr das, was sein Vater zu Hause war — die wichtigste Person in der Schule. Durch seine Hand gingen alle Aufgaben; so wie er auch die „Moralität“ der Studenten vor dem Unterrichte zu überwachen hatte. Wahrlich ein schweres Amt! Jeden Fehl, jede Uebertretung mußte er dem Professor melden, der dann oft die Strafe eines mehrmaligen Abschreibens mit kaltem Blute diktirte. So war Moritz eine unbeschränkte Macht geworden! Er konnte schaden, und bald hatte die Furcht vor seiner Aufseherwürde jeden Spott auf den „Jud“ vertrieben. So sind die großen und die kleinen Menschen! Man fing an ihm zu schmeicheln und dadurch kam er oft in eine sonderbare Stellung mit seinem Gewissen; seine Pflicht befahl ihm, dem Professor ein treuer Aufseher seiner Heerde zu sein; geschmeichelte Eitelkeit hingegen rieth ihm, manchen Fehler zu verschweigen. Immer wollte er aber „populär“ bleiben — etwas, was schon manchem Andern, der gerade nicht Aufseher wie unser Moritz war, den Kopf etwas verwirrte! — —

Uebrigens hatte er an seinem Landsmann Honza eine gar

gefährliche Nebenbuhlerschaft. Honza war zweiter Aufseher, mithin der Nächste zum Throne. Es geschah auch zuweilen, daß er ihn durch eine fehlerfreiere „Composition" jählings herunterstieß, aber Moritz saß wieder bald oben in der alten Pracht und Herrlichkeit. —

Trotzdem war Honza eigentlich immer der Bessere; er lernte viel fleißiger und gründlicher als Moritz, und wo es auf ein wörtliches Wiedergeben des Gelernten ankam, war er immer voraus. Rechnen und Geographie aber bestand wieder Moritz besser. —

Schon längst war Honza nicht mehr der Götze, vor dem sich unser Student, als er noch Moschele hieß, in stummer Andacht gebeugt hatte. — Wie Abraham die Thonbilder seines Vaters Therach zerschlug, der ihnen Speise und Trank vorgesetzt, so riß Moritz die Kleider des Wahnes von seinem alten Ideal — zuerst die Bischofsmütze, dann den großen Mantel und endlich das funkelnde Kreuz. Zuletzt stand nur der Bauernbursche Honza in der allermenschlichsten Beziehung vor ihm. —

So viel bewirkt es, wenn man auf denselben Bänken das amo-amare lernt. —

Die beiden Landsleute standen übrigens auf dem besten Fuße zueinander. —

Moritz erhielt keinen Brief von „zu Haus", ohne daß Honza's darin erwähnt ward. Zuweilen erhielt Moritz gewisse Leckerbissen, wie Kuchen, Obst oder Ganslebern und da hatte die Randarin nie vergessen im Briefe anzumerken: „Gieb auch dem Sohn der Waczlavin etwas." Immer waren jedoch einige Zeilen Hanneles hinzugekritzelt, deren ewiger Refrain gewöhnlich lautete: „Grüß' mir auch den Honza." Moritz vergaß auch nie beides auszurichten und wir wissen nicht, ob es sein Theil

an den Leckerbissen oder der Gruß Hanneles war, über den sich Honza stets so unbändig froh bewies.

Einigemal jedoch tauchten in diesem Zweifel auf, ob denn dieses „Grüß mir auch den Honza" wirklich im Briefe stehe. Er meinte, Moritz lese ihm das nur „so" vor! Der betheuerte es ihm aber mit einem kräftigen Schwur, dennoch schüttelte Honza den Kopf. Da gab ihm Moritz ganz böse den Brief selbst hin und sagte: „Da lies und überzeug' dich selbst." Das war jedoch dem Honza rein unmöglich, denn der Brief war in kleinjüdischer Currentschrift geschrieben, und wie er einen Blick hineingeworfen, schrie er zornig: „Meinst du, ich kann diese Teufelsschrift lesen?" Moritz sah nun seinen Irrthum, und um den Honza zu besänftigen, schlug er ihm vor, ihn die jüdische Schrift zu lehren. Honza widerstrebte anfangs, denn es traten religiöse Bedenken vor ihn; endlich überwog die Lust, Hanneles Gruß selbst zu lesen, jeden Scrupel und und er willigte ein. Moritz verfertigte nun mit vieler Mühe ein jüdisches Alphabet, schrieb darüber die entsprechenden deutschen Buchstaben und händigte das kalligraphische Meisterstück in der Schule seinem Landsmanne ein. Mit unendlicher Geduld übte sich Honza durch eine ganze Woche in den Schnörkeleien der „Teufelsschrift", bis er sie ganz inne hatte. Während dieser Zeit versäumte er manche Lektion zu lernen; ja wenn das Geschick nicht eine so hohe Macht auf Moritz gewälzt hätte, es wäre ihm schlecht ergangen. Moritz verschwieg nämlich dem Professor, daß Honza kein „Pensum" gebracht hatte.

Am nächsten Donnerstag brachte die Botin wieder Leckerbissen und Brief vom Hause. Honza war gerade zugegen. Moritz theilte Kuchen und Gruß wie gewöhnlich ihm mit.

„Laß mich sehen," sagte Honza.

Moritz gab ihm den Brief. Glühende Röthe überflog Honza's Antlitz, als er wirklich die Worte Hanneles las: „Grüß' mir auch den Honza!" Er war nun vollkommen überzeugt! — — —

Ein Jahr war vorüber; in einigen Tagen sollte „Klassenlesung" sein!

Wie auf eine überirdische Seligkeit freuten sie sich darauf, denn entweder Moritz oder Honza sollte „Prämiant" werden. Für Moritz entschieden sich die meisten Stimmen und doch krächzten hie und da einige lose Zungen, daß der „Jud" obenan stehen sollte.

Man vergebe es den Beiden, wenn sie berauscht von dem Dufte des nahen Glückes zu starke Züge aus dem Becher thaten. Man kennt die Gewohnheiten der Kinder, lieber nach dem Kruge als nach der Flasche zu greifen. Schon einige Wochen früher war der Inhalt ihrer Gespräche kein anderer, als die Klassenlesung. Jeder sprach sich die Ehre des „Prämianten" zu, und nun hatten sie nichts Angelegentlicheres zu thun, als sich darauf gehörig vorzubereiten. Sie hatten von älteren Studenten gehört, wie man sich beim Hervorrufen zu benehmen habe und sie studirten mit allem Eifer die ceremoniösen Bücklinge vor dem Bilde des Kaisers, dem „Kreishauptmann" und dem Pater Rektor! Ein alter „Misrach" vertrat ihnen den Kaiser, ein zerbrochener Kasten den Kreishauptmann und ein Unterrock seiner Hausfrau — den Pater Rektor. —

Eine Woche vor der Klassenlesung bemächtigte sich ihrer Beider die stille Andacht der Erwartung. Sie sprachen nicht mehr von dem Kommenden; und Moritz dachte an die Israeliten vor dem Berg Sinai, als sie in heiliger Stille auf die Offenbarung harrten. Auch ihm sollte eine werden. —

Den Tag vor dem großen Augenblicke trug sich ein Er-

eigniß zu, das auf die Knaben einen furchtbaren Eindruck machte. Die „Klaſſen“ wurden nämlich bis zum Tage ihrer Veröffentlichung durch den Druck ganz geheim gehalten. Wehe demjenigen, der dieſen Schleier zu lüften wagte! Aber ein reicher Student aus einer höhern Klaſſe fand dieſen Termin, ehe er ſein Schickſal erfuhr, viel zu lange; er beſchloß ihn abzukürzen. Um ſchweres Geld hatte er vom Setzer in der Druckerei einen Korrekturbogen des „Klaſſenzettels“ erkauft; mit dieſem Dokument in der Hand, hatte er unklug einige Freunde zu ſich geladen, um „Klaſſenleſung“ zu halten. Kaum hatte der Akt begonnen, ſo öffnete ſich plötzlich die Thüre und der Pater Rektor trat ein. „Schelme, Spitzbuben und nebulones,“ ſchrie er ihnen zu, „ſo verachtet ihr die Geſetze?“ Da die Uebelthäter auf friſcher That ertappt worden, ſo war auch die Strafe dem angemeſſen. Dem reichen Studenten ſchrieb man in den bereits gedruckten Zettel eine „zweite Klaſſe“ aus „Sitten“ ein, die andern kamen mit Furcht und Bangen davon. —

Bei der Nachricht von dieſer ſchauerlichen That war es den Beiden, als hätte ſie das Beil der Gerechtigkeit ſelbſt getroffen. Zum erſten Male ſahen ſie hier den „Staat“ als gewappneten Mann, wie er mit eiſerner Hand nach einem ſchuldigen Haupte griff. —

In aller Frühe waren die Randarin und Hannele gekommen; ſie wollten den Triumph des „Prämianten“ mitfeiern, denn Moritz hatte, als ſein eigener Anpreiſer, die Lärmtrompete ſeines bevorſtehenden Ruhmes durch alle Briefe tönen laſſen.

In Begleitung ſeiner Mutter und Hanneles, denen ſich noch ſeine Hausleute angeſchloſſen, ging Moritz in ſtiller Verzückung nach dem Kloſter. Als ſie hinkamen, fingen gerade die Glocken zum feierlichen „Te Deum“ zu läuten an. Von allen

Seiten konnte man die Verwandten und Freunde der Studenten herbeiſtrömen ſehen; es war ein drängendes Getümmel. Beſonders gut nahmen ſich die Schüler aus der „Rhetorik“ aus, die verließen ſchon heuer das Gymnaſium, aber ſie ſahen ſchon jetzt wie „abſolvirte Philoſophen“ darein. —

Während des Gottesdienſtes führte Moritz ſeine Gäſte durch das ganze Kloſter, deſſen verſteckteſte Gänge er aus öfteren Beſuchen kannte. Zuerſt zeigte er ihnen das Refektorium, wo die Herren Patres ihre Mahlzeit hielten, dann kam er an der Küche vorüber, woraus ein herrlicher Speiſenduft drang. Sein Hausherr Salme Floh drängte aber weiter, denn er hielt es für Sünde, ſeine Naſe von dieſen Düften voll zu bekommen. Auch die Wohnungen der Patres entgingen ihm nicht; vor der Thüre ſeines Profeſſors zog er ehrfürchtig die Mütze ab. Endlich führte Moritz ſie in den großen Saal, wo die Klaſſenleſung gehalten wurde. Hier hingen an den Wänden alle die Bilder der Wohlthäter dieſes Kloſters; vor dem des heiligen „Johann von Kallaſanz“ zog er wieder die Mütze ab und erklärte der Mutter: „Das iſt der Gründer unſeres Ordens!“ Salme Floh wandte ſich aber mit Scheu weg; ihm war es ſchon ein Gräuel, den Knaben baarhaupt vor dem Bilde ſtehend zu erblicken. —

Endlich war die Kirche zu Ende; der Saal füllte ſich mit Studenten, und der Kreishauptmann mit den Profeſſoren nahmen ihre Plätze ein. Die Klaſſenleſung begann. Zuvor hielt aber noch ein „Rhetor“ von der Tribüne eine mit allen Metaphern und Blumen ausgeſchmückte Rede — die viel zu lang dauerte. Jetzt kamen erſt die höheren Schulen zum „Vorleſen“, Trompeten- und Paukenſchall ertönte, wenn ein „Prämiant“ hervortrat, und ſo ging es fort, bis man zur letzten Schule, der unſeres Moritz, gelangt war.

Trompeten- und Paukenschall war wieder ertönt; der „Prämiant" war hervorgetreten — aber es war nicht unser Moritz, sondern ein anderer Bekannter, nämlich Honza. Moritz war gar nichts geworden, er hatte nur in allen Gegenständen „eminens". —

Nach dem feierlichen Akte suchte Moritz seine Mutter auf. Als er sie erblickte, fing er an laut zu weinen; er hatte sie und sich selbst betrogen. Die Randarin tröstete ihn, so viel sie konnte, aber sie hatte selbst Trost nöthig.

„Es ist nur gut," sagte sie, „daß du Eminens bist."

„Ich laß' meine Seel' drauf," meinte Salme, der Hausherr, „er hats tausendmal eher verdient als der Bauernjung'. Aber weil er leider Gottes ein Jüdenkind ist, und weil wir im Goles (Bedrückung) leben, haben sie ihn nicht zum „Prämium" gemacht. Glauben Sie mir, Frau Randarin, sie haben nicht das Herz, ein Jüdenkind mit Pauken und Trompeten heraustreten zu lassen. Just, weil sie wissen, daß der Jud davon eine Freud' haben könnt', thun sie's nicht. Das ist ja unser Goles! Und wenn ich mirs recht vorstell', haben sie auch recht! Vierzig Knaben sind in Moritz seiner Schul, und da soll er das Prämium kriegen! Das kann man bei meinem Leben nicht verlangen; es wär' eine zu große Schand' für sie."

Man braucht einem persönlichen Weh nur eine allgemeine Bedeutung zu geben, so erträgt man es leichter. Die philosophischen Trostworte Salme's verfehlten nicht ihre Wirkung. Getroster blickten Moritz und die Randarin um sich. Vielleicht ahnte Moritz, daß sein Leid keines von heute auf morgen, sondern da anfing, wo die Weiden Babylons wuchsen. — — —

Nachmittags, nachdem die Randarin noch alles berichtigt hatte, was den Hausleuten für Kost und Quartier zukam, machte man sich auf den Weg zur Heimath. Im „goldenen

Kranz", wo die „Gelegenheit" wartete, wollte Hannele, daß man um Honza schicke, aber die Randarin eilte fort; jeder Augenblick erinnerte sie daran, daß ihr Kind kein „Prämiant" geworden.

Im Wagen erwachte der Schmerz über die getäuschte Hoffnung aufs Neue in Moritz; er weinte heftig und die Mutter, die selbst das Herz voll hatte von Leid, wußte ihn nicht zu besänftigen. „Das kommt von unserem Goles (Druck)," sagte sie ein um das anderemal; „hättest du gesehen, wenn du kein Jüdenkind wärst." —

Man war nicht mehr weit von Münchengrätz, als Hannele plötzlich aufstand und schrie: Dort geht Honza! Sie hatte mit ihren scharfblickenden Augen einen Wanderer auf der Straße entdeckt, der ungefähr zweihundert Schritte vor ihnen herging. Er war es wirklich — nur in einem ganz besondern Aufzug. Um nämlich leichter gehen zu können, hatte er die schweren Stiefel ausgezogen, die er nun an einem Stocke über den Schultern trug. In der andern Hand hatte er ein in rothes Leder gebundenes Buch, in welchem er, vorwärtsschreitend, eifrig las. Es geschah nicht aus Langeweile — es war ja sein Prämienbuch.

Als der Wagen an ihm vorüberkam und er die Randarin bemerkte, blieb er verdutzt stehen. Hannele rief ihm zu, aufzusteigen, denn es sei noch Platz für ihn. Honza stand unentschlossen, da lud ihn die Randarin selbst ein, in den Wagen zu steigen. Wie Moritz das rothe Prämienbuch in Honza's Händen erblickte, warf er sich weinend in den Schooß der Mutter und blieb so in dieser Lage, bis sie die Heimath erreicht hatten.

Es war schon Nacht, als sie ins Dorf kamen. Honza sprang vor seinem Vaterhause ab; er bedankte sich kaum und sagte auch nicht gute Nacht.

Es brannte noch Licht in der Wohnung. „Die Waczlavin wird Freud' haben," dachte ſich die Randarin, „warum kann's ein Jüdenweib nicht auch haben? Muß man denn in Allem leiden?" — —

„Nu, was iſt unſer Moſchele geworden?" fragte Rebb Schmul nach den erſten Bewillkommnungen.

„Gar nichts," ſagte die Randarin; „weil er eines Jüden Kind iſt."

Moritz gab dem Vater den gedruckten Klaſſenzettel hin.

„Was heißt das „Em"," fragte er, „was du da überall haſt?"

„Das heißt eminens," ſagte Moritz, „ausgezeichnet."

„Was willſt du alſo mehr?" ſagte darauf der genügſame Randar, „für einen Jüden genug gut."

Dann bemerkte er, daß in der Rubrik, wo die Klaſſe aus „Religion" verzeichnet war, bei Moritz ein Strich ſtand.

„Warum ſteht denn da nichts?"

„Weil ich keine Religion gelernt hab'," antwortete Moritz.

„Das iſt gar nicht recht," ſagte darauf der Randar mit Kopfſchütteln; „ich werd' übrigens ſchon ſehen, ob du noch Religion haſt." —

Es wurde hierauf das Nachtmahl aufgetragen und am Ende ſagte Rebb Schmul zu Moritz: „Jetzt zeig' mir, ob du noch ein Jud biſt. Benſch' hoch (bete laut), ich will ſehen, ob du's noch nicht vergeſſen haſt."

Moritz that es und zur vollen Zufriedenheit ſeines Vaters. Als er hierauf müde zu Bett gehen wollte, und ſeine Kleider von ſich abwarf, kam der Randar noch einmal und ſagte: „Ich bin noch nicht fertig, Jüngele, weiſ' mir mal dein „Arbeh-Kanfes" her."

Lächelnd zog Moritz den Ueberwurf aus und überreichte

ihn dem Vater. Der trat damit zum Licht und prüfte genau, ob die Zizehs (Schaufäden) in Ordnung wären. Er rollte eine jede auf, und steckte sie dann, als er sie gut befunden hatte, wieder in die Täschchen. Währenddem war Moritz schon ins Bett gestiegen.

„Und jetzt," sagte der unermüdliche Rebb Schmul, „jetzt thu' einmal laut das Abendgebet verrichten; dann will ich dich lassen."

Umsonst bat die Randarin, das Kind doch für heute in Ruhe zu lassen, weil es zu müde sei; Rebb Schmul bestand darauf. Moritz begann mit lallender Stimme das Abendgebet, der Randar horchte aufmerksam, ob er keinen Fehler begangen, aber noch ehe der Student zu der Stelle: „Zu meiner Rechten steht Michael, zu meiner Linken Gabriel, vor mir steht Raphael und hinter mir Uriel und zu meinen Häupten ist die Majestät Gottes" kam, waren ihm die Augen zugefallen; er schlief fest. —

„Es hat ihm nichts geschadet, das Studiren," sagte der Randar leise zu Rachel, „er ist noch der Alte."

Der jauchzte das Herz wie ein Waldstrom auf! Wenn nur er zufrieden war.

6. Zwei Wesen.

Der „alte" Moritz war aber doch nicht mehr derselbe — der er als Moschele gewesen. Der Randar hatte nicht jene Augen, die in die geheimsten Werkstätten des Gemüthes dringen. Er konnte prüfen, ob das „Arbeh-Kanfes" in Ordnung sei, oder ob Moritz sein Abendgebet nicht vergessen habe; die inneren Veränderungen in dieser jungen Seele bemerkte er keineswegs. —

Das ist eben das Eigenthümliche menschlicher Bildung. Sie läßt vieles unverändert und im alten Zustand, wie sich der gute Mensch eigentlich nicht verändert; aber mit goldenen Zauberschlüsseln schließt sie das Innere auf und breitet, je mehr man in sich aufnimmt, ihre Schätze aus. Die Form weiß oft nicht, welchen köstlichen Inhalt sie birgt. —

Es war wunderbar! Moritz begann erst jetzt rechte Liebe zum Dorfe zu fühlen. Unter Bauern erzogen und geboren, wurde er doch, wie wir bereits gesehen, von jeder Berührung mit ihnen fern gehalten. Wir kennen auch die Gründe, die seine Eltern dazu bewogen. Jetzt, wo er anfing, ein „gebildeter" Mensch zu werden, ließ man ihm freien Spielraum; die Mandarin glaubte, er sei durch das „Lernen" für immer vor Bauernrohheit gefeit.

Moritz benützte diese Erlaubniß, sich ungescheut im Dorfe umzusehen, aufs Beste. Es war gerade Erntezeit und auch auf seines Vaters Aecker fielen die goldenen Saaten der Erde. Moritz ging zu den Schnittern hinaus; es wird seltsam klingen, er hatte noch keiner Ernte beigewohnt. Auch Honza hatte sich eingefunden. Das Schäkern der Mädchen und die eifersüchtigen Neckereien der Burschen, die vollen Garben, die herumstanden und die davonfahrenden hochbeladenen Wagen, brachten in ihm eine so lustige Stimmung hervor, daß es ihm vorkam, als müßte er mitthun und sich drein mischen und singen wie die Anderen. Aber er that es nicht, die alte Erziehung wirkte zu mächtig.

Zu gleicher Zeit sah hier Moritz die Frucht und den Fluch, den Gewinn und die Drangsal, die die Erde dem Holer ihrer Gaben auferlegt. Nicht ohne tiefes Mitleid konnte er den Bauer betrachten, der im heißen Sonnenbrand, die gewaltige Sense schwingend, das schwere Feldgeschäft verrichtete. Wenn

der sich mit den Hemdärmeln den Schweiß aus dem Gesichte wischte, fuhr es ihm selbst heiß über den Leib. Oft war es ihm, als müßte er geradezu nach Hause in den Keller laufen, um von dort kühles Bier in Kannen aufs Feld zu tragen. Alles an dem Bauer schien ihm einen ungeheuern Durst zu verrathen; sein ganzes Wesen schien nach einem Trunke zu dürsten. Er begriff es unbestimmt, woher das viele „Trinken" der Bauern!

„Mein Vater und meine Mutter," lautete einmal so ein Feldgedanke, „haben's doch gut. Sie brauchen sich nicht so zu plagen, wie der Bauer. Und wie gut ists, daß der Vater ein Randar ist, denn da kann er den Bauern zu trinken geben. So Einer muß doch einen starken Durst haben; es wundert mich nicht, daß sie dann zu uns kommen. Was möchten die Bauern thun, wenn mein Vater nicht wäre? Der Bauer arbeitet und der Vater giebt ihm zu trinken; sie brauchen sich beide sehr gut. Nur Schade, daß sie's nicht umsonst bekommen, der Kaiser sollte das anbefehlen. Wer nicht arbeitet, hat keinen Durst. Darum hab' ich meinen Vater nie mehr als ein Seidel Bier trinken gesehen? Er bekommt Kopfschmerz, wenn er mehr trinkt, sagt er. Wenn er aber auf dem Felde arbeiten würde!"

Moritz erinnerte sich bei dieser Gelegenheit, daß wenn Hagel oder Schlossen die Felder bedrohten, der Vater gar nicht so besorgt war, wie die anderen Bauern. Woher kam das? Dann wunderte er sich wieder, daß die Knechte und Mägde, die das Getreide ins Haus brachten, bei ihnen nicht so laut und freudig sangen, wie sonstwo. „Bei uns haben sie's ja besser, wie bei den Bauern," dachte er sich, „sie bekommen mehr zu essen und zu trinken, und doch klingt's nicht so schön." Er fand den Grund darin, daß die Felder seinem Vater nicht „zu eigen"

gehörten. „Er kann sich selbst nicht so freuen, wie der Bauer, der geackert, gesäet und geerntet hat; er muß dafür dem Grafen Pacht zahlen; was er mehr herausbekommt, gehört ihm. Ich weiß, wie es einem schlechten Studenten geht, der sich das Pensum von einem andern abschreibt. Er kann gar nicht die Freud haben, wie der, der es gemacht hat." —

Seit dem Studiren ihres Bruders war Hannele Schenkwirthin geworden. Schon längst kam kein Lehrer mehr ins Haus; der Vater war fest darauf bestanden, daß wenigstens Hannele, weil er nun den Moritz für verloren ausgab, sich dem „Geschäft" widmen sollte. Sie mußte nun Bier und Branntwein ausschenken, Geld „herausgeben" und die Dienste einer Kellnerin verrichten. Moritz beneidete sie um diese Stellung — sie gab ja den Bauern zu trinken!

Unendlich weh that ihm hingegen, wenn er Vater und Mutter von den Bauern sprechen hörte, besonders wenn sie Rechnung machten; wenn der Randar angab, wem nicht mehr zu borgen sei, oder wem man wieder borgen könne! „Nicht einmal mehr zu trinken!" dachte er sich und ein solcher Bauer erschien ihm sehr bemitleidenswerth. —

Als aber die Mutter einst dem kranken Kinde einer Bäuerin eine gute Fleischsuppe schickte, damit es sich labe, freute er sich unerklärlich laut. Die Randarin schrieb dieses Gefühl seinem guten Herzen zu; es lag aber tiefer, viel tiefer. — —

Bei seiner Rückkehr nach Bunzlau kam ihm darum das Ghetto wie ein dumpfes Grab vor. Er konnte sich lange nicht hineinfinden. Gegenüber dieser hastigen Beweglichkeit, diesem Schreien, Feilschen und Schachern, tauchte die Ruhe seines Heimathdorfes wie eine Insel der Seeligen auf. Es waren Mißlaute in diesem Treiben des Ghettos, die für sein Ohr schrecklich klangen. Selbst der wüsteste Lärm in der Schenk-

stube seines Vaters fiel ihm nicht so unangenehm auf. „Diese Leute," sagte er zu sich, „sind doch gewiß nicht betrunken, und doch kommt's mir zuweilen so vor." Eine tiefe Bangigkeit befiel ihn immer dabei.

In dieser Stimmung traf ihn mancher Spott seiner Hausleute, besonders schien ihn der trockene Salme zur Zielscheibe auserwählt zu haben.

„S'ist ihm schon wieder bang," sagte er einmal, als Moritz trüber war als zuvor, „warum setzt er sich nicht auf den Tisch, wenn ihm bang ist? Er möcht' wieder lieber unter seinen Bauern sein, als unter Jüden. Es ist auch kein Wunder: wie es hallt in ein Faß hinein, hallt es heraus."

Diese höhnischen Worte verletzten unsern Moritz nicht so sehr, als sie ihn aufbrachten.

„Und warum nicht?" sprach er mit hochgefärbten Wangen, „ist denn ein Bauer kein Mensch?"

„Kein Mensch?" fuhr Salme mit ungeheurem Gelächter heraus, „wer sagt das? So gut ein Mensch, wie ich und du Einer ist; hat zwei Händ', zwei Füß' und zwei Augen. Aber ist dir eine Judenseele nicht zehntausendmal lieber, wie ein ganz Dorf mit Bauern?"

„Ich weiß nicht," sagte Moritz zögernd.

„Das weißt du nicht, darauf besinnst du dich?" schrie Salme zornig, „da sieht man den Gestudirten. Weil er schon 'n Bissel in die Bücher geguckt hat und geht zu den Geistlichen hinaus, meint er schon, eine Judenseel' ist so viel wie eine Kreuzersemmel! Ich sag' dir aber, du Student, wenn man blos deswegen in die lateinische Schul' geht, so soll man nur geschwind alle eure Bücher ins Feuer werfen! sie sind keinen Schuß Pulver werth!"

Unbewußt hatte hier die derbe, unbeschränkte Natur Salmes den Punkt getroffen, wo Moritz verwundbar war. Noch war

ſein Wiſſen zu gering und die anerzogenen Begriffe von Religion zu mächtig in ihm, als daß er ſchon damals den theologiſchen Kniff Salmes bemerkt hätte, der hier eine ganz gewöhnliche Frage auf das religiöſe Gebiet hinüberſpielte. Mehr erſchrocken, als überzeugt, ſenkte er die Augen.

Salme Floh, ſeines Triumphes bewußt, fuhr aber im gemäßigten Tone fort:

„Brauchſt grad nicht nicht böſ' zu ſein, wegen dem, was ich da geſagt habe. Dich geht's nicht an; du biſt ein fromm und rechtſchaffen Kind und gehſt kein Tag in die Schule, wenn du nicht früher geort haſt. Dich geht's alſo nicht an. Aber die Studirten, wenn man ihnen die Flügel wachſen läßt, möchten aus uns Juden noch machen, was ihnen in den Kopf hineingeht und auch nicht hineingeht. Die kriegen leider Gottes alle Tag' mehr Gewalt bei uns, ſie möchten uns noch das Biſſel „Thora" nehmen, was wir haben. Der gemeine Mann, der doch nichts hat als das Stückel Thora, dem möchten ſie's verbittern, der iſt ihnen ein Stein im Weg. Ich ſag' dir, es iſt eine ſchwere Zeit. Ich geb' ſo gut mein Geld wie jeder andere „Balbos" (Hausvater), daß meine Kinder in der Schul' was Rechtes lernen ſollen. Denn heutzutag muß man leſen, ſchreiben und rechnen können. Aber das iſt den Gelernten noch nicht genug, ſie möchten noch was Anderes. Da iſt z. B. Herr Schlomeh Blumenfeld, der Schulvorſteher, der hat vor dreißig Jahren einmal in ein Buch geguckt, der möcht' haben, wir ſollen unſere Kinder Maurer und Zimmerleut' werden laſſen. Haſt du gut zugehört?"

Moritz ahnte nicht die große Gefahr, die Salme in den erwähnten Handwerken ſah. Ihm ſchien Kelle und Axt ſo ungefährlich! Er fragte daher ganz unbefangen: „Wär' denn das ein ſo großes Unglück?"

Salme sah den Knaben mit großen Augen an.

„Habt Ihr eine Kirche auf Eurem Dorf?“ fragte er ihn nach einer langen Pause.

„Ja.“

„Ist auch ein Thurm darauf?“

„Ein schöner, großer, mit einer Glocke darin.“

„Gut. Und hat auf dem Thurm niemals was gefehlt?“

„Wie ich jetzt zu Haus war, haben sie gerad' das Dach mit Schindeln gedeckt.“

„Und unter den Dachdeckern war ganz bestimmt ein Jüd? warum nicht?“

„Was fällt Euch ein, Rebb Salme?“

„Nu, Student,“ schrie Salme, und seine Stimme klang triumphirend wie der Heeresruf vor Jericho, „hab' ich dir's nicht gesagt, der Jüd kann kein Maurer und Zimmermann werden? Meinst du im Ernst, ein Jüd wird dir da auf dem Thurm herumkriechen? Und darf mit dem Leben, was ihm Gott geschenkt hat, so mir nichts, dir nichts umgehen? Das jüdisch Weib möcht' ich sehen, die zehren kann von dem Bissen, den ihr Mann so verdient hat, oder die unten stehen und zusehen möcht, wie ihr Mann zehnmal in einem Tag den Tod sieht! Schmah Jisroel! Solch ein Handwerk soll ich mein Kind lernen lassen?“

Diese Worte machten einen unbeschreiblichen Eindruck auf Moritz. Er fühlte, daß Rebb Salme recht und wieder nicht recht habe. Vielleicht war es das Zarte in dessen Denkweise, was ihn so ansprach. Er konnte ihm gar nichts einwenden. —

Gegenüber lag die Fleischbank; es mußte zufällig geschehen, daß die Gesellen einen Ochsen zum Schlachten niederwarfen, dessen Todesgebrülle unheimlich in die Stube drang. Wie ein Lichtstrahl fiel es in des Studenten Seele:

„Gut," ſagte Moritz nach langer Zeit; „wenn ein Jude kein Maurer und Zimmermann werden darf, warum wird er ein Fleiſcher? Iſt Blut nicht ärger wie Holz und Kalk?"

Salme blickte den Knaben verwundert an; das war eine Querfrage, über die er ſich nicht recht hinausſchwingen konnte.

„Soll ich leben," rief er, „du biſt ein geſcheidt' Jüngel, und wenn du das beim Geiſtlichen lernſt, ſo iſt das ganz gut. Aber was willſt du haben, Moritz," fuhr er nach einigem Beſinnen fort, „was willſt du haben, der Menſch muß Fleiſch eſſen!"

Unſerem Moritz ſchien dieſer Grund nicht einleuchtend genug. Er meinte alſo: „Wegen dem? Wie, wenn Gott keine Ochſen geſchaffen hätt'?"

„So braucht' man auch keine Fleiſchhacker," lachte Salme laut auf; er war froh, das kalte Waſſer ſeines Spottes gegen den Knaben brauchen zu können.

„Ich mein's ja nicht ſo," ſagte Moritz ärgerlich. „Der Menſch muß in einem Haus wohnen, Fleiſch muß er auch eſſen — folglich will Gott, daß der Menſch Maurer und Zimmermann werden ſoll."

Jetzt hielt im Wundern wieder die Reihe an Salme. Die Bemerkung des Knaben überraſchte ihn.

„Soll ich leben," rief er, „du haſt recht! Da ſieht man, was ſo einem Judenkind nicht Alles einfallen kann, wenn es was lernt. Mir fällt das durchs ganze Jahr nicht ein. Drauf will ich dir aber etwas ſagen, was du noch nicht wirſt wiſſen. Ich war einmal bei einem hochberühmten Rabbi und da hab' ich's gehört. In dem Talmud ſteht nämlich, du kannſt mir's glauben, daß die Gerber und Fleiſchhacker ſchon vor Alters verachtete Leut' geweſen ſind; ſie haben draußen vor der Kille (Gemeinde) wohnen müſſen, der eine wegen des Blutes, der

andere wegen seiner Häute. Du siehst also, unsere heilige Thora hat auf Alles gedacht, sie war auf Alles vorbereitet."

Unter gegenseitigem Anstaunen und Verwundern schloß dieses inhaltschwere Gespräch zwischen Salme und dem Studenten, und man kann sagen, sie schieden von Achtung gegeneinander erfüllt: Moritz wegen der talmudischen Kenntnisse seines Hausherrn, die er nicht in ihm gesucht hatte, Salme wegen des gescheidten „Jüngel," das bei dem Geistlichen seine Weisheit lernte. —

Es ist eigentlich schwer zu bestimmen, welche Worte in unserer Kindheit den meisten Eindruck zurücklassen. Das Bedeutendste verflüchtigt sich und Unbedeutendes bleibt oft als Niederschlag für immer in uns. Mendel Wilna hatte damals ganz recht, als er das künftige Leben des Kindes mit einem Schreibbuch verglich, an welchem einst viele Menschen schreiben würden. Auch Salme Floh schrieb daran. —

Erst jetzt wurde es unserem Moritz ganz heimisch zu Hause.

Aber ein gefährlicher Zwiespalt begann schon an den Pforten dieser jungen Seele zu rütteln!

Bei seinen Hausleuten hatte Moritz vielfache Gelegenheit, ganz andere Leiden und Drangsale zu sehen, als die er so eben in seinem Dorfe bemitleidet hatte. Er wurde da mit dem ganzen Jammer einer jüdischen Haushaltung vertraut. Tiefschmerzlich durchdrang es ihn oft, wenn er sah, wie schwer es den Leuten wurde, ihr Leben „herauszubringen." Seine Hausfrau stand in einer Bude unter den „Lauben;" kam sie des Abends nach Hause, so brachte sie oft ein Gesicht zurück, trübe wie ein dreitägig Regenwetter — sie hatte nichts „gelöst." Zu Anfang eines jeden Halbjahres waren die zwei Eheleute jedesmal in Todesängsten; sie konnten nämlich nicht wissen, ob nicht Jemand die Kramstelle unter den Lauben „ausgedungen" habe;

ihr Glück kannte keine Grenzen, wenn sie dann der Gewölbsherr nur mit einigen Gulden „gesteigert" hatte! Salme Floh selbst strich Tage lang in der Stadt und Umgegend herum, um alte Kleider einzuhandeln. Dann brachte er, bis zu Tode ermattet, einen riesengroßen Sack nach Hause, den er meilenweit hatte tragen müssen. Oft graute es unserm Moritz, der an die Behäbigkeit seiner Eltern gewohnt war, wenn er beim Auspacken zugegen war und die Dinge sah, die da zum Vorschein kamen! Halb unbrauchbares, löcheriges Gewand, ekelhaftes Flickwerk! War nun ein Haufe solcher Kleider beisammen, so saß Salme dann in ungeheurer Thätigkeit, um ihnen zu einigem Glanze zu verhelfen. Sein Genie war in dieser Hinsicht sehr groß. Aus einer alten zerrissenen Hose zwei „junge Kinderhöslein" herauszubringen, das Loch in einem Rockärmel so zu verstopfen, daß es der Käufer nicht bemerkte, oder einen verschollenen Hut so herzurichten, daß er wie neu aussah, war ihm kein Werk des Nachdenkens, es lag ihm in den Fingern. Oft traf es sich, daß sich eine widerspenstige Hose nicht ganz nach seinem Willen bequemen wollte. Dann legte er die Stirn in Falten, den Zeigefinger auf die zusammengekniffenen Lippen und sagte: „Jetzt muß ich studiren." Moritz schlich dann von seinen Büchern hinweg, vergaß Alexander, Miltiades und Pythagoras und zerbrach sich selbst den Kopf, wie man der Hose beikomme. Vielleicht flüsterte ihm etwas zu, daß es besser wäre, dem armen Mann da einen Rath zu geben, als an Leute zu denken, die ihn schon längst nicht brauchten. Wie jubelte er dann auf, wenn Salme Floh endlich nach langem „Studiren" den Schöpfergedanken einer neuen Hose zur Welt brachte! Er freute sich, als schnitte die Scheere, die nun gewaltig in dem alten Flickwerk herumarbeitete, sein eigenes Lebensglück zu. —

So gewann selbst das niedere Handwerk Salme's in den Augen unseres Moritz tiefe Bedeutung. Er fragte sich oft: „Plagen sich unsere Bauern mehr? Und wenn sie's thun, wie erquicken sie sich! Das ganze Jahr verwendet dieser Salme kein Seidel Bier auf sich; am Schabbes, wenn er nichts arbeitet und arbeiten darf, geht er in die Synagoge, und bleibt da den halben Tag. Nachmittags schläft er ein wenig oder lernt etwas in der Bibel. Das ist seine ganze Unterhaltung. Wie sieht aber der Sonntag bei uns aus? —

Eine tief religiöse Stimmung bemächtigte sich seiner. Am Sabbat hütete er sich zu schreiben, dafür mußte er am andern Tag bei allen Mitschülern herumlaufen, um das gestrige Pensum zu bekommen. Aber er that es gern. Noch immer betete er, und jetzt noch inniger, mitten unter dem Ave Maria! sein Schmah Jisroel! — wohl der beste Beweis für seine damalige Lage: Mitten unter den Klängen eines fremden Cultus der Aufruf an sich: Den Gott seines Volkes, den einzigen ewigen Gott nicht zu vergessen!

Als er wieder ins Dorf kam und es wieder Erntezeit ward, als die Sicheln das goldene Getreide niedermähten und die Lieder ertönten, fragte sich Moritz nicht mehr, warum sie im Hause seines Vaters keinen so lustigen Charakter an sich trügen. Er sah den Schweiß der Bauern — aber auch ihren Sonntag! Gab es im Ghetto nicht einen Salme Floh? War dort nicht mehr Jammer und Drangsal?

7. Wo ist des Juden Vaterland?

Wie niedergetretene Saaten richteten sich nun in Moritz alte Träume und Gestalten auf. Jerusalem kam ihm wieder in den Sinn und Mendel Wilna, der in ferner Welt herumschweifende Freund seiner Kindheit tauchte wieder auf. Die Erinnerung an jenen Sonntag, wo er mit Stab und Bündel ausgezogen, um geraden Weges nach der heiligen Stadt zu wandern, machte ihn zwar lächeln; und doch so gewaltig drängte sie sich ihm auf, daß er sich selbst fragte, ob er damals nicht Recht gehabt? ob er nicht noch jetzt Jerusalem aufbauen würde?

Es war gar kein Zweifel, daß sich der Bau ausführen ließ — wenn man nur wollte. Nur ein Gedanke war es, der ihn einige Zeit beunruhigte. Er konnte sich nämlich kein Land vorstellen, wo lauter Juden wohnten! Und dann! wie sollte das neue Judäa regiert werden? Er hatte wie jeder Student nur die allerweitesten Begriffe vom „Staat." Ein gesalbter König, auf den irgend ein Prophet sein Oelkrüglein geleert, war ihm schon ganz recht — aber wie schön waren auch die Consuln in der toga praetexta und mit den zwölf Bündel tragenden Liktoren! Besonders die Volkstribunen! Wie saßen sie so trotzig an der Thüre des Senates und donnerten ihr Veto hinein, wenn ihnen was nicht gefiel! Solch ein Volkstribun war er dann selbst; er saß gerade an der Thüre, als man die Frage verhandelte, ob die Juden Maurer und Zimmerleute werden sollten. Hinter ihm stand eine Menge Volkes mit Gesichtern, die alle seinem Hausherrn Salme Floh ähnlich waren, und schrie: Wir wollen nicht ... und hierauf schleuderte er sein keckes Veto in den Saal — daß darüber der Bunzlauer Vorsteher sehr erschrak! —

Wie aber in dem neuen Staate Häuser bauen? Wer wollte

die Thürme und die Dächer decken? Es wollte ja kein Jude Maurer oder Zimmermann werden? Wenn er es aber recht überlegte, so war dem leicht abzuhelfen. Man konnte ja christliche Arbeiter nehmen und ihnen gut zahlen, so krochen sie die steilsten Thürme hinan. — Mit dem Bebauen der Aecker ging es schon besser. Die Juden mußten Bauern werden. Kann Salme Floh, dachte er, einen Pack auf dem Rücken tragen, groß wie ein Haus, so kann er auch den Dreschflegel in die Hand nehmen. Wieder stieß ihm ein Quergedanke auf. Wie, wenn sich die Juden als Bauern ebenfalls dem „Trinken" ergäben? — —

Mit diesem Aufbau Jerusalems hing natürlich die Messiasidee aufs Genaueste zusammen. Er ahnte nicht, daß er damit seine eigenen Baupläne Lügen strafte. —

Am „Peßach" (Ostern) in der Nacht, wenn beim „Seder" vor der Stelle: „Im kommenden Jahr in Jeruschalaim," die Thüre weit aufgemacht wurde, damit der Messias eintreten könne, sah Moritz jedesmal mit unverwandten Blicken hin. Da er nicht kam, befahl Salme Floh wieder die Thüre zu schließen und sagte gleichgültig: „Auch Recht," und sang weiter. Moritz ärgerte sich aber gewaltig: „Möchte es ihn nicht mehr verdrießen," sagte er, „wenn ihm ein Kunde wegginge von einer alten Hose?"

Dennoch unterhielt er sich oft mit Salme von dem kommenden Messias. Mit dem ließ sich am besten am Sabbat drüber sprechen, in der Woche war er unzugänglich. Da er eines Tages ganz erfroren vom „Daubrawitzer" Markt heimkehrte, war er ganz mißmuthig — er hatte nämlich nichts verdient.

„Käm' nur einmal der Meschias," meinte Moritz in seinem Mitleid, „so brauchtet ihr nicht mehr auf den Markt zu gehen."

„Laß mich gehn mit deinem Meſchias," ſchrie Salme zornig. „Hätt' ich was gelöſt! Zwei Kinderröck' hab' ich verkauft im ganzen Tag und du redeſt mir vom Meſchias." — —

Mendel Wilna mußte jetzt bald kommen, deſſen war er gewiß. Es war auch hohe Zeit, daß man ans Werk ging. Bei allen dieſen Gedanken und Entwürfen war er ſchon fünfzehn Jahre alt geworden; er kannte die Großthaten eines Alexander, Brutus und Napoleon; er fühlte ſein Herz oft bis zum Zerſpringen voll — aber ſchon im nächſten Augenblicke ſchmetterte die Hornpoſaune des Meſchias mitten durch! Jupiter Kronion, die ſchöne Europa auf dem Rücken, und Venus mit dem Mars, gefangen im Netze Vulkans, heidniſche Frivolität und jüdiſcher Monotheismus — Alles hatte Raum in dieſer Seele! —

Aber die Steinwürfe gegen dieſe Luftgebäude lagen ſchon bereit. Sie ſollten nicht aus dem Ghetto kommen, doch von bekannter Hand — nämlich von Honza!

In dieſem wuchs mit der Zeit ein tiefer Groll gegen alles „Deutſche" auf; nur mit Unwillen, und weil er „Präniant" werden mußte, bequemte er ſich zum Lernen der Gegenſtände in dieſer Sprache. In freien Stunden ſprach er auch immer böhmiſch und zornig fuhr er ſeinen Freund an, wenn der ſich eines andern Idioms bedienen wollte.

„Sag's ſelbſt, Moritz," ſprach er einſt, als ſie gerade deutſche Jamben einrichten mußten, „iſt's nicht das größte Unrecht, daß man lernen muß, wozu man keine Luſt hat? Unſer Profeſſor iſt ein Deutſcher, was wir ſtudiren müſſen, iſt deutſch oder lateiniſch — böhmiſch nichts. Mir iſt's immer, als wär' ich gar nicht in Böhmen geboren, oder als hätte mich eine Zigeunerin in meiner Kindheit geſtohlen. Iſt's dir nicht auch ſo?"

„Mir iſt Alles einerlei," ſagte Moritz unbedachtſam.

„So bist du auch kein rechter Böhme!“ schrie Honza und lief grimmig fort.

„Was bin ich denn?“ rief es in Moritz, dessen innerstes Gefühl sich gegen diesen Ausspruch aufbäumte. Durch mehrere Tage zürnte und grollte er mit dem Honza, weil er ihn für keinen rechten Böhmen gelten ließ. Er hielt sich von ihm furchtbar beschimpft. —

In der Schule übrigens war von der Geschichte des eigenen Vaterlandes selten die Rede; die Knaben waren der Scholle fremd, die sie geboren. Die Geschichte Böhmens ward schon im zweiten Jahre ihres Studirens in einer Zeit, in der sie das Walten des Geistes, der durch die Blätter der Menschheit weht, noch nicht zu fassen vermochten, mit den andern „Geschichten der Erbstaaten,“ ihnen vorgetragen. Damals sprach der Professor viel von dem heiligen Johann von Nepomuk — aber der andere Johann, wir meinen, der Johann Huß war ein kühner Rebell gegen die Unfehlbarkeit des Papstes. Kein Erbarmen mit dem Ketzer, als er in Kostnitz in den Flammen seine Seele aushauchte! Was lag daran, daß der Kelch der Hussiten umgestürzt wurde und der Priester wieder das Abendmal unter der früheren Gestalt reichen konnte? Die Schüler dachten wie der Professor. In der Schlacht am „weißen Berge“ fochten sie unter den Kaiserlichen gegen ihre eigenen Brüder; das Zerreißen des Majestätsbriefes sahen sie gleichgültig an. Von da an hat Böhmen keine Geschichte mehr — sie schlugen mit dem Professor den Sargdeckel zu. —

Eines Tages kam Honza bleich und verstört zu Moritz. Er war mehrere Tage von der Schule abwesend gewesen.

„Warst du krank, Honza?“ fragte ihn Moritz erschrocken.

„Das lies,“ sagte jener und warf ein dickes Buch, das er

unter dem Arme trug, heftig auf den Tiſch, „der Profeſſor hat uns alle betrogen!“

Moritz nahm das Buch; es war eine böhmiſche Geſchichte.

Honza hatte ſie in der Kloſterbibliothek, unter einem Wuſte alter Kirchenväter und Klaſſiker gefunden. Der Titel zog ihn an; er erbat ſie vom Pater Rektor. Schon die erſten Blattſeiten ließen ihn an Verrath des Profeſſors denken. Im Weiterleſen, als Johannes Huß, Ziska und die beiden Procope mit ihren Rieſenleibern an ihm vorüberzogen, gerieth er in Wuth; er las das Buch dreimal durch; auf der letzten Seite ſtand ein Gedanke unverrückbar in ihm: Der Profeſſor hat uns betrogen!

Moritz las nun gleichfalls in der Geſchichte. Aber ihn wehte ein anderer Geiſt daraus an. Er begriff als Jude nicht das Weſen der religiöſen Kämpfe Böhmens, ihm war es im Grunde gleich, ob man das Abendmahl unter einer oder zwei Geſtalten genoß. Auch war es ihm unerklärlich, wie man für den Leib und das Blut Gottes ſo furchtbar wüthen konnte. Aber die politiſche Bedeutung erfaßte ihn gewaltig. Hier ſah er einen Kampf um Gut und Freiheit und Selbſtſtändigkeit; hier ſprachen ſeine eigenen Gefühle ein Wort mit. Jeruſalem und Böhmen! Derſelbe Nachtgeiſt umhüllte die zwei Rieſenleichen mit dem Schweigen des Grabes.

Mit ſtummen Verſtändniſſe blickten ſich die Knaben in der Schule an; ſie wußten ſich nichts zu ſagen. Das hiſtoriſche Weh, das ſie Beide mit ſo traurigen Augen aus der vaterländiſchen Chronik angeſchaut, konnten ſie ſich nicht deuten. —

„Soll ich dir's ſagen, Honza,“ ſprach Moritz einige Tage darauf, „mit wem die Geſchichte Böhmens große Aehnlichkeit hat?“

„Mit keiner andern," entgegnete Honza ſtolz.

„Und ich ſage dir, ſie hat viel Aehnlichkeit mit der jüdiſchen," — Honza lachte unbändig. „Habt ihr Ziska," rief er, „habt ihr Huſſiten?"

„O ja," ſagte Moritz, „wir haben die Makkabäer."

„Die kenne ich nicht," meinte Honza, „die ſind auch ſchon längſt todt. Aber die Huſſiten —"

„Sind denn die nicht todt?"

„O nein!" ſagte Honza geheimnißvoll, „die Huſſiten leben noch."

Erſt ſpäter erklärte er ſeinem Mitſchüler, daß er jeden, der es mit Böhmen gut meine, für einen Huſſiten erkläre. Derjenige meine es aber gut mit dem Vaterlande, der — gern böhmiſch ſpreche.

„Alſo bin ich auch Einer?" fragte Moritz.

„Wenn du böhmiſch ſprichſt — ja!" ſagte Honza.

Moritz verſprach nun ein Huſſit zu werden. —

An Sonn- und Feiertagen, oder wenn es ſonſt Ferien gab, liebten es die Beiden, nach einer nahen Ruine, „die Buttna" genannt, zu wandern. Die alte Burg hatte eine beſondere Anziehungskraft für ſie, weil Ziska darüber als Racheengel gefahren war. Dort ſaßen ſie ſtundenlang, ließen den Mond über ſich leuchten und glaubten die Geiſter der Todten aus den zerborſtenen Wänden hervorquellen zu ſehen.

Wir belauſchen eines von den vielen Geſprächen, die auf der „Buttna" gehalten wurden.

„Denk' dir, Moritz," ſprach Honza, nachdem er einen ſtummen Blick über das ihm zu Füßen liegende Land geworfen hatte, „denk' dir, wie ſchön das wäre, wenn in Böhmen Alles eine Sprache reden würde! Du kommſt in ein Dorf, da reden dich die Leute überall deutſch an, du kommſt in ein anderes, da reden ſie wieder böhmiſch."

„Wie beim Thurmbau von Babel“ bemerkte Moritz. „Hat der eine Ziegel begehrt, so hat man ihm Kalk gebracht. Sie haben sich nicht mehr gekannt; da sind sie auseinander gegangen, weil sie sich nicht mehr verstanden.“

„Aber sie sind nicht als Völker fortgegangen, weil es noch keine gab, und wenn man das noch hundert Mal sagt, so glaub' ich's nicht, sondern als Sprachen. Die Leute, die zufällig fanden, daß sich ihre Wörter glichen, hielten sich zusammen, und da haben sie erst ein Volk ausgemacht, weil sie auch eine Sprache geredet haben. Und wer einen Vater und eine Mutter hatte und sie nicht verstand, der verließ sie und zog lieber mit den anderen, mit denen er reden konnte.“

„Ich kann mirs kaum denken, Honza,“ sagte der sinnende Moritz, „wie Einer Vater und Mutter verlassen kann.“

„Wenn sie dich aber nicht verstehen?“ rief Honza eifrig. „Was willst du thun, wenn du deiner Mutter etwas Liebes sagst und sie meint, du habest ihr geflucht?“

„Honza, wie kannst du nur so reden,“ schrie Moritz, „einer Mutter fluchen?“

„Ist Böhmen nicht unsere Mutter?“ rief der hussitische Honza. „Hat sie nicht Tausende von Kindern, die sie gar nicht verstehen? Die sollten fort von ihr, nur die echten, treuen, denen sie nicht zu fluchen braucht, dürfen bei ihr bleiben! Das hat der Ziska wohl gefühlt, Moritz, und darum hat er so gewettert.“

Moritz lauschte mit Schauern im Herzen den wilden Reden Honza's. Er fragte ihn nicht; aber tiefinnerst sprach er zu sich: „Sind die Juden damit auch gemeint?“ Er fand im Augenblicke keine Lösung der Frage.

Während sie so sprachen, klang aus der Tiefe des Dorfes, das am Fuße des Burghügels steht, heitere Musik herauf. Be-

sonders schmetterte eine Trompete gar kecke Weisen in die Luft hinaus, daß wie auf eine Herausforderung das Echo überall Antwort gab. Der Geist der Musik, so roh er zu ihnen hinaufdrang, milderte dennoch den Ernst der Stimmung.

In Moritz riefen diese Klänge die Erinnerungen an die Schenkstube seines Vaters und den Bauernsonntag wach.

„Ist denn heute Sonntag?" fragte er, nachdem er eine Weile horchend da gesessen war.

„Meinst du wegen der Musik? Es wird eine Hochzeit sein?"

„Die möcht' ich wieder einmal sehen," warf Moritz hin.

„Was willst du unten thun?"

„Zusehen."

„Du weißt, das können die Bauern nicht leiden; sie meinen, man lacht sie aus."

„Ich die Bauern auslachen? Bist du toll, Honza?"

„Und wenn sie dich zum Essen einladen und du sagst: das rühre ich nicht an, das ist mir verboten, lachst du sie da nicht aus?"

„Ich darf auch wirklich nicht —"

„O ein schöner, ein herrlicher Hussite!" rief Honza mit starkem Hohne, „wie willst du denn Einer heißen?"

Da gerieth die Seele unseres Moritz, durch Musik, Gespräch und Spott in Aufruhr; er schämte sich vor Honza und — der Engel seines alten Glaubens wandte von ihm schmerzlich sein Gesicht.

„Komm' nur," rief er stürmisch; „ich will dir zeigen, daß ich Einer bin!"

Er sprang voran, Honza ihm nach. Athemlos kamen sie über den Berg im Dorfe an.

Die schallende Trompete diente ihnen als Wegweiser zum

Hochzeitshause. Honza warf sich sogleich wie ein Heimischer auf diesem Boden mitten in das Getümmel, er ergriff eine schöne Dirne und begann mit ihr unter Juchherufen und Fußstampfen einen volksthümlichen Tanz. Moritz stand seitwärts und sah zu. Wie Honza an ihm vorbeikam, rief er ihm lachend zu: „Thu's nach, schäm' dich nicht." Der Kopf wirbelte ihm, die Füße fingen sich von selbst an zu drehen und ehe er noch wußte, was er unternahm, war er schon mitten im Tanze drin und jubelte und jauchzte mit, eine knochige Magd an der Hand.

Ermattet an allen Gliedern und triefend von Schweiße saßen dann Moritz und Honza in einem Winkel der Stube. Die Hochzeitsmutter brachte ihnen Kuchen, Fleisch und Bier, und Moritz — hungerte nicht dabei. Der fanatische Honza hätte ihn nur ausgelacht.

Spät Abends gingen sie nach Bunzlau zurück. Honza jubelte in erregter Stimmung fort, bis sie an dem Gymnasium vorüberkamen. Da wurde er still, Moritz war es schon früher geworden. Die kühle Luft hatte sein Blut beruhigt; der Taumel war von seiner Seele gewichen. Die Ueberlegung kam wieder. Da blutete er aus tausend Wunden. —

8. Rückkehr.

Der Anblick des Ghetto's rief die Reue in ihm wach. „Ich habe gesündigt," schrie er, „wie kann mir das Gott verzeihen?" Er hatte ein tiefes Grauen vor sich selbst, und als wäre Leib und Seele von einander getrennt, machte eines dem andern bittere Vorwürfe über das Begangene. Wer kennt nicht jene Stunden, in denen man sich als Richter und Angeklagter zugleich gegenübersteht?

In diesem Augenblicke war Moritz um einige Jahre älter geworden. Die Sünde pochte in allen Fasern seiner Seele und drängte die alte schuldlose Welt gewaltsam heraus. —

Es war gerade der Vorabend des schönen Wochenfestes. Zu allen Fenstern strahlten freundliche Lichter heraus, das Ghetto war still geworden; der Geist des Festes wehte in ihm. Die Familien saßen jetzt überall beim Abendmahle, auch sein Hausleute erwarteten ihn. Aber mit den Lippen, die er besudelt glaubte, wagte er nicht vor Salme Floh hinzutreten; man mußte es ihm ansehen, meinte er, daß er so eben von der Sünde kam.

Moritz war fest entschlossen, nicht nach Hause zu gehen, wenigstens nicht zum Essen. Er setzte sich auf eine Staffel der großen „Pfarrstiege" nieder und überdachte da, die Hände auf beide Augen gedrückt, seine trübe Lage. —

Was hatte nicht eine einzige Stunde gethan? Ihn entheiligt, entwürdigt und entfremdet. Welches Sühnopfer konnte sie auslöschen? Nun werde er für immer in der Sünde leben müssen, dachte er; denn Gott der Allmächtige, der sie bis ins dritte und vierte Geschlecht straft, könnte ihm nicht verzeihen!

Ueber die Stiege herab kam gerade eine hohe Männergestalt in polnisch-jüdischer Tracht langsam gewandelt. Als sie an Moritz vorüber wollte, fuhr er auf, ein freudiger Schreck durchbebte ihn.

„ Mendel Wilna," schrie er, „das ist Mendel Wilna!"

Der Bettler war darauf stehen geblieben; er sah den unbekannten Knaben lange an.

„Schmah Jisroel," rief er endlich, „ist das nicht Schmul Randar's Sohn, ist das nicht Moschele?"

„Hätt' ich Euch denn gleich erkannt, wenn ich's nicht wär?" sagte Moritz.

„Also Salem Alechem! (Friede mit Euch!)."

„Alechem Salem! (auch mit Euch)," gab Moritz zurück. Sie schüttelten sich freudig die Hände. —

Mendel wußte nicht Worte genug für das Glück zu finden, daß er Moritz auf eine so unerwartete Weise getroffen habe. Er fragte nach Vater und Mutter und ob noch viel Schnorrer zu ihnen ins Haus kämen. Moritz beantwortete diese Fragen, so gut er vermochte.

„Ich bring' jetzt die Erd' aus Jeruschalaim mit," sagte er dann, „die ich deinen Eltern versprochen habe. Ich trag' sie schon über fünf Jahr bei mir herum und hab' sie nicht abgeben können, weil ich nicht nach Böhmen gekommen bin. Das ist schon eine lange Zeit, man wird mich beim Randar schon ganz vergessen haben."

Moritz betheuerte ihm, daß man zu Hause seiner oft erwähnt, ja daß er selbst einige Augenblicke vorher an ihn gedacht habe.

„Also denkst du noch an Jeruschalaim," rief Mendel laut, „hast du noch den Schabbes im Sinn? Und wie du mit mir hast gehen wollen und ich dich habe zurückschicken müssen? Großer Gott! welch ein gebrochen Herz hab' ich damals gehabt; ich hab' ein paar Meilen müssen fortgehen, bis ich dich aus meinen Gedanken habe bringen können."

„Ich habe mich noch gut vor Augen," sagte Moritz, „wie ich damals ausgesehen, ja, ich fühle noch den Schmerz, als ich so allein ins Haus zurück mußte, voll Scham und Furcht, daß man mich auslachen würde."

Sie waren bei diesen Worten, die Moritz in rein deutscher Sprache gesprochen, unter eine Laterne gekommen, und an dem fremdartigen Klange, so wie beim Scheine des Lichtes, erkannte der Schnorrer, daß er nicht mehr das achtjährige Kind des

Randar's, sondern einen hochaufgeschossenen Knaben vor sich stehen hatte. Namentlich war es ein Zug um die Mundwinkel, den das zweifelhafte Licht oder ein gewisses Leiden hingezeichnet hatte, was ihn älter und reifer erscheinen ließ.

Moritz bemerkte, daß der Schnorrer mit einem Male ganz verlegen wurde; er war einige Schritte zurückgetreten, wie wenn er sich in einer fremden Person getäuscht hätte. Moritz erbebte im Innern, er glaubte schon, er habe ihm die „Sünde" angesehen.

„Wie ist mir," sprach Mendel nach einer langen Pause, „ich hab' gemeint, des Randars Moschele zu finden und wen seh' ich? Verzeihen Sie mir, ich hab' mich gewiß geirrt. Wie soll jetzt der Schnorrer noch mit Ihnen reden?"

„Gott, Gott!" schrie Moritz aus der Tiefe seiner Seele, „hat mich denn eine kurze Zeit so verändert, daß mich meine alten Freunde nicht mehr erkennen?"

„Das ist noch die alte Stimm'," murmelte Mendel vor sich hin, dann faßte er den Knaben bei der Hand und sagte mit innigerm Tone: „Sei nicht bös, Moschele; ich nenn' dich so, wenn du auch schon so groß geworden bist, daß man dich Herr Moscheh heißen sollte. Sag' mir aber vor Allem: Bist du noch ein guter Jüd?"

„Warum fragt Ihr das, Mendel?" sagte Moritz schaudernd, „wer kann das auch beantworten?"

„An dem seh' ich," setzte der Schnorrer gleich hinzu, „daß Sie es noch sind. Denn jüdisch muß man bleiben, wenn man auch noch so viel lernt. Warum? Was möcht' geschehen, wenn Jeruschalaim wieder aufgebaut wird? Wenn Gott einmal Lust bekäm', ganz Israel wieder zu sich zu rufen? Juden wären genug auf der Welt! Wenn aber die Chachomim (Weisen) fehlen, was soll man da anfangen? — Und jetzt muß ich dir auch Alles erzählen."

„Sagt mir nur, Rebb Mendel, wie Ihr auf dieſe Idee, ich meine mit dem Wiederaufbau Jeruſchalaims gefallen ſeid? Sie kommt mir ſo ſonderbar vor in jetziger Zeit! Wer denkt auch daran?“

„Aus dir redet Gott,“ ſagte der Bettler in ſchon gekannter Verzückung, „wer weiß das beſſer als ich? Aber Gott hat auch einen Wächter im Weinberg gelaſſen und der bin ich! Doch Mendel Wilna hat nur ſchwache Schultern, wie will er Jeruſchalaim darauf tragen? Man muß mir helfen und dich hab' ich ſchon als Kind dazu auserſehen. Jetzt komm' nur, ich will dir Alles erzählen.“

Sie waren wieder zur Pfarrſtiege gekommen; Mendel ließ ſich auf eine Stufe nieder, Moritz nahm Platz neben ihm. In tiefer Nachtſtille begann der Schnorrer:

„Ich bin nicht immer in der Welt ſo herumgeſchnorrt, wie jetzt. Wenn man arm geworden iſt und von Almoſen leben muß, meinen die Leut' immer, man iſt niemals in beſſeren Umſtänden geweſen. Ich hab' einmal auch Anderen gegeben und in meines Vaters Haus (deſſen Andenken gelobt ſei) ſind Gäſte aus- und eingegangen, Jahr aus, Jahr ein, wie bei Rebb Schmul Randar.“

„Mein Vater iſt einer von den reichſten Balbatim (Hausherrn) in Wilna geweſen. Es wird in deinen Büchern ſtehen, daß Wilna in Ruſſiſch-Polen liegt. Einmal iſt das Polen ganz geweſen; es iſt ihm aber wie Jisroel ergangen: der Eine hat ein Stück ſich genommen, der Andere wieder eines und zuletzt iſt nichts übrig geblieben. Es iſt zerriſſen worden wie Joſſefs Rock, den ihm unſer Vater Jakob geſchenkt hat. „Sieh, haben die Brüder geſagt, das Kleid von deinem Sohne, wilde Thiere haben ihn im Wald zerriſſen.“

„Doch ich komm' da von Einem ins Andere. Meine Kind-

heit ist gar nicht schön gewesen. Ich kann sagen, ich bin mit dem Talmud auf die Welt gekommen; denn bei uns in Polen giebt man dem Kinde kein Spielzeug in die Hand, eine Peitsch' oder eine Pauk', und sagt zu ihm: Jetzt spiel', sondern, wie es sechs Wörter reden kann, kommt schon der Rabbi und führt es zum Talmud und da muß es lernen Tag und Nacht."

„In deiner Kindheit bist du doch herumgesprungen, wie ein junger Vogel, den seine Mutter noch verköstigen muß und am heiligen Schabbes hast du einen Ast abbrechen wollen, was ich nur mit großem Schreck verhütet habe! Großer Gott! wenn ich das hätt' thun wollen als Kind? Ich hab's auch nicht thun können, weil ich gewußt habe, daß man's nicht thun darf. Ich hab' schon damals den halben Talmud im Kopf gehabt, wie hätt' ich da sündigen können? Ich hab' dir ja am kleinen Finger hersagen können, was eine Sünde ist und was keine."

„In Wilna haben die Leut' gesagt, ich hätt' einen hellen Kopf. In meinem zehnten Jahre hab ich die Propheten ganz auswendig gewußt, und wenn man mir einen Satz hat aufgeschlagen in der Bibel, hab' ich gleich weiter sagen können. Im Cheder (Schule) hat sich oft mein Rabbi nicht zu helfen gewußt, wenn ich ihm Fragen vorgelegt habe. Da hat er oft sein Pfeifenrohr genommen, das war dir so dick und so lang wie ein Stecken und hat mich damit geschlagen, daß mein Leib ganz wund geworden ist. Ich hätt' ihn nicht fragen sollen — aber ich hab' noch oft gefragt und bin geschlagen worden. Das hast du Alles nicht erlebt, Moschele, es ist zu Gott gestiegen, was ich ausgestanden habe.

„Wenn du auch ein Judenkind bist, so kannst du dir das Alles nicht vorstellen. Es ist ein groß Unglück für uns, daß die Kinder nicht mehr eins und dasselbe lernen. Du lernst

deutsch und lateinisch; ich hab' nur jüdisch gelernt. Wir sind Beide Juden und doch kannst du dir meine Kindheit gar nicht denken. Das kommt leider Gottes von unserem Goles (Exil)."

„Ich bin der einzige Sohn meines Vaters gewesen; ich hab' aber noch ein Schwesterchen gehabt, das hat Blümele geheißen. Man sagt ein Sprichwort im Jüdischen: „Mein Namen ist auch auf dem Berg Sinai gestanden." Aber das sag' ich dir: wie Gott die Blumen geschaffen in Gärten und Feldern, daß sie des Menschen Herz sollen erfreuen, muß er an unser Blümele gedacht haben. Du kannst dir gar nicht denken, was das für ein merkwürdig Kind war. Die Augen sind das Schönste an ihm gewesen, man ist gar nicht müd' geworden, hineinzusehen. Wie du noch ein Kind warst, hab' ich dich oft angeguckt; denn du hast ihr ähnlich gesehen. Gott, Gott, wie gern hab' ich das Kind gehabt!"

„Seit seinem dritten Jahre war Blümele in einem fort krank; aber es hat dir einen Verstand gehabt, der war Gottes Wunder, man hat mit ihm können Weisheit ausreden. Sie muß aber den bösen Blick bekommen haben und die Leut' haben vorausgesagt, das Kind kann uns nicht leben bleiben. Es war zu klug und die paar Jahre, die es gelebt hat, hat es seine Klugheit aufgezehrt für ganze achtzig Jahre. —"

„Es war wirklich ein merkwürdig Kind. Wenn sie in Schmerzen und Zuckungen gelegen ist, hätt' man ihr Geld und Zuckerwerk hinstreuen können, sie hätt' es nicht angerührt. „Was willst du denn, Blümele Leben?" haben wir sie dann gefragt. „Singen" hat sie gesagt. Und da haben ich und mein Vater oft mitten in der Nacht angefangen zu singen so ein lustig Stückel, wie es der Vorsänger am Freudenfest der Thora in der Schul zu singen pflegt. Da hat sie aber angefangen noch stärker zu schreien und zu weinen, daß uns die

Haare auf dem Kopf aufgestanden sind. Wir haben sie gebeten zu schweigen, wir haben selbst geweint. „Sei still Blümele, wir haben dir ja vorgesungen.“ „Singt mir von Jeruschalaim,“ hat sie gesagt. Denk' nur, das Kind hat von Jeruschalaim hören wollen, als hätt' sie ihr Lebtag von nichts anderem gehört. Bei uns in Polen hat man solche Lieder, die auf Jeruschalaim passen, ich hab' ihr sie vorgesungen, wie viel ich gewußt habe. Und meinst du, sie ist dabei eingeschlafen, wie andere Kinder, wenn man ihnen vom Schaf vorsingt, das draußen im Wald steht — nein, sie hat dabei die Augen weit offen gehabt und hat den Misrach angesehen, der grad' vor ihr war, und so hat sie zugehört. Dann ist sie oft den ganzen Tag still im Bett gelegen.“

„Was dir aber am merkwürdigsten gewesen ist, war, daß man ihr ein und dasselbe Lied nicht zweimal hat vorsingen dürfen. Sie hat gleich gesagt: Das war schon da. Stell' dir nun vor, was das für Leiden waren. Ich habe bald kein Lied mehr gewußt. Da bin ich in einer Nacht, wie sie in unmenschlichen Schmerzen ist gelegen, d'rauf verfallen, ihr von Jeruschalaim etwas zu erzählen. Und wie ich angefangen habe und sie hat zugehört und ist still geworden und hat den Misrach wieder angesehen . . es hätt' ein König kommen können, sag' ich dir und mich mit Gold bedecken, ich wär' nicht so glücklich gewesen!“

„Mit dem Erzählen ist es schon besser gegangen als mit dem Singen. Ich' hätte dir ein ganze Jahr von Jeruschalaim reden können und wäre nicht müde geworden. So hab' ich ihr den ganzen Chorban (Zerstörungsgeschichte Jerusalems) vom Anfang bis zum Ende erzählt und sie hat kein Wort davon verloren. Ich hab' ihr erzählt, wie leider Gottes durch einen Hahn und eine Henn' ist zerstört worden die Stadt Tur

Malke und durch die Deichsel an einem Wagen die Stadt Betar. Und wie ich dazu gekommen bin wo es heißt, daß der Kaiser Titus mit seinem Schwert in den Vorhang gestochen, der das Allerheiligste bedeckt hat, und daß Blut herausgeflossen ist, hättest du das Kind sehen sollen. Es ist auf seinem Gesicht etwas gewesen wie der Glanz am Himmel, wenn die Sonne untergegangen ist. Ich aber habe geglaubt, es wär die Schinne (Agonie) über Blümele gekommen und sie könnt' mir sterben unter der Hand. Da hab ich um Vater und Mutter geschrien, das Kind hat sich aber aufgerichtet und gesagt: „Was schreist du, Mendel? ich bin ja noch nicht gestorben. Jetzt gerad' war ich in Jeruschalaim." Ich hab' dann weiter erzählen müssen."

„Ich kann nicht sagen, was ich für Blümele nicht Alles gethan hätte. Wie man nach Schätzen in der Erd' gräbt, so hab' ich nach Geschichten für Blümele geforscht. Mein Vater hat viele Bücher gehabt, die hab' ich alle aufgeschlagen und durchgelernt und wo ich was gefunden habe, hab' ich ihr's mitgetheilt. Das Kind ist aber immer kränker geworden; es ist wie ein Licht, das immer tiefer brennt, dem Sterben näher gekommen. Auf die Letzt hab' ich müssen ganze Nächte bei ihr sitzen und ihr erzählen von Jeruschalaim."

„Jetzt ist Blümele schon lange todt!

„Ich seh' noch die „frommen Weiber", wie sie mit ihr beten, die ganze Stube war voll. Ich hab' geweint, ich bin schier blind geworden. Wie man schon geglaubt hat, sie ist gestorben, hat man ihr die Feder unter die Nase gelegt, um zu sehen, ob noch Athem in ihr ist. Die Feder hat sich lange nicht gerührt; mit einemmal macht Blümele die Augen weit auf, kehrt sich gegen den Misrach und sieht ihn an. Sie will noch das Wort Jeruschalaim aussprechen; da ist ihr aber

in der Hälfte der Tod auf die Lippen getreten. Jetzt war sie gestorben."

„Wenn einmal Auferstehung der Todten sein wird, so ist dies das erste Wort, was sie reden wird! —"

„Von seinen größten Schmerzen und von seinen größten Freuden soll der Mensch überhaupt nie reden. Es ist besser er schweigt vor Gott. Das aber kann ich dir sagen, ich hätte mich statt Blümele's lieber selbst ins Grab gelegt. —"

„Als mein Blümele gestorben war, hab' ich erst gesehen, wie sie mir auf allen Seiten fehlt. Ich habe auch zugleich erkannt, daß das beständige Erzählen von Jeruschalaim in mir einen Gedanken fest gemacht hat, den ich nicht mehr habe herausbringen können. Ich selbst hab' immer an Jeruschalaim denken müssen. Bei Nacht ist es mir oft vorgekommen, als riefe mich eine Stimm', die wie Blümele's geklungen hat. Da bin ich oft aufgewacht und hab' die ganze Nacht nicht mehr schlafen können vor Weinen".

„Mit der Zeit hab' ich an Blümele nicht mehr so oft gedacht; dafür aber umsomehr an Jeruschalaim. Ich weiß nicht mehr, wie ich auf den Gedanken verfallen bin, die heilige Stadt muß wieder aufgebaut werden. Mir ist das Tag und Nacht nicht aus dem Kopfe gegangen. Ich hab' mich oft eingesperrt in meine Kammer und hab' zu Gott gebetet, daß er Jeruschalaim wieder bald aufbauen möge. Ich hab' ihn gebeten, er soll ein Wunder thun mir zu Lieb! Meine Seele ist dann gar nicht auf Erden gewesen, ich hab' mit Gott geredet von Angesicht zu Angesicht wie Moscheh der Prophet. —"

„Du wirst mich halb auslachen, wenn ich dir sage: jeden Morgen beim Aufstehen habe ich geglaubt, ich bin in Jeruschalaim! Aber Gott hat kein Wunder thun wollen. Und ich hab' ihn so gebeten!"

„Weißt du, worauf ich da verfallen bin? Ich hab' gemeint, weil ich so viel Sünden begangen hätte, daß ich mich nicht mehr reinwaschen kann, darum will Gott kein Wunder thun. Und weißt du, was ich da gemacht hab? Mein Herz hat sich gegen Gott empört, ich bin zornig geworden und habe angefangen gegen ihn zu murren. „Warum machst du kein Wunder, Gott," hab' ich oft geschrien, „wie kann man dich dazu zwingen? Ist denn noch nicht Zeit, Jeruschalaim aufzubauen?"

„Was ist aber der Topf, das Stück Lehm in der Hand seines Meisters? Ich bin wieder bald zu Gott zurückgekommen, aber ich habe nicht mehr geglaubt, daß er um meinetwillen ein Wunder thun wird.

„Da bin ich auf einen andern Gedanken gebracht worden. Will „Gott nicht helfen," hab' ich mir gedacht, „so will ich mir selbst helfen." Ich habe nämlich die Kabbala im Sinn gehabt. Mit der, habe ich immer gehört, kann man, wer sie gelernt hat, einen Menschen, blos wenn man sein Bild ansieht, mit einem Blick todtmachen, mit der kann man an zwei Orten zu gleicher Zeit sein. Vom hohen Rabbi Leb in Prag wirst du schon gehört haben. Vielleicht war Einer in der Welt, hab' ich zu mir gesagt, der mit der Kabbala wieder Jeruschalaim aufbauen kann? Und wenn ich der wäre?"

„Seit der Minute habe ich in Wilna keine Ruh gehabt; es ist das vor und hinter mir gegangen. Ich war schon über dreizehn Jahre alt und mein Vater hat mich mit fünfzehn Jahren an die schöne Tochter eines Wilnaer reichen Mannes verheirathen wollen. Du weißt, bei uns hat das Kind, wenn der Vater etwas befiehlt, keinen Willen. Ich hab' also nicht nein gesagt und bin Bräutigam geworden. —"

„Das ganze Jahr bis zu meiner Hochzeit hab' ich mich

mit der Idee herumgeschlagen — wie ich meiner Braut könnt' fortlaufen. Mein Sinn ist nach etwas anderem gegangen, als nach einem schönen Weib. Du kannst dir nicht vorstellen, wie sie oft blutige Thränen geweint hat, wenn ich bei ihr Stunden lang gesessen bin, und hab' kein Wort geredet. „Hast du mich gern, Mendel?" hat sie oft gefragt. Ich hab' sie von mir gestoßen, wie sie mir nur in die Nähe gekommen ist."

„Noch jetzt weiß ich nicht, wie mir das Jahr vergangen ist. Jeden Abend hab' ich mein Bündel mir unter den Kopf gelegt und habe fort wollen. Und warum hab' ichs nicht gethan? Ich habe an die Schande meiner Braut gedacht! Endlich ist der Hochzeitstag gekommen; kein Judenkind hat noch eine traurigere gehabt. Die Braut hat geweint, der Bräutigam hat geweint. Wie hätt' ich lustig sein können? Ich habe ja fortwollen!"

„Wie ich unter der Chuppe (Brauthimmel) gestanden bin, meinst du, ich hab' da an das Weib gedacht, was bei mir stand? „Thu' fort, thu' fort," hat es in mir geschrien, „was geht sie dich an?" Mir ist in dem Augenblick der Gedanke gekommen, dem Rabbi zuzuschreien: ich nehm' sie nicht — da seh' ich aber, wie meine Braut in den Wein, den man uns zu trinken giebt, läßt einige Thränen fallen. Das hat mich irre gemacht. So bin ich verheirathet worden".

„Beim Hochzeitsmahl hab' ich keinen Bissen angerührt. Wie es Abend geworden, hat mich eine große Angst überfallen. Sie haben da um mein Weib herumgetanzt und tausend Narretheien gemacht. Auf einmal ist sie mit den „alten Weibern" verschwunden. Dann sind sie wieder gekommen, haben um mich herumgetanzt und gelacht und geschrien. Sie schleppen mich gewaltsam fort, ich wehr' mich gegen sie, aber sie lachen dar-

über, du kannst dir das Gelächter nicht vorstellen. Ich mußte mit ihnen gehen. —"

„In einer Stub' seh ich mich auf einmal mit meinem Weib allein. Sie hatte schon auf mich gewartet. Ich werfe mich in einen Stuhl und verdeck' mir das Angesicht mit den Händen; ich hab' sie nicht sehen wollen. So bin ich vielleicht eine Viertelstunde gesessen, mein Weib ist neben mir gestanden. Wieder hat es in mir geschrien: „Thu' fort, thu' fort." Da kommt sie ganz still zu mir und hat mir die Hände von den Augen weggenommen; ich hör noch die Stimm', wie sie sagt: „So böf' bist du auf mich, Mendel?" und hat dabei gezittert am ganzen Leibe. Ich aber bin aufgesprungen und hab' sie weggestoßen. „Ich muß noch fort," hab' ich gesagt, „laß mich!" „Wohin willst du, Mendel?" fragt sie und will mich bei der Hand fassen. Ich sag' noch zitternd: „Ich muß fort!" und mache die Thüre auf und spring' hinaus. Da hör' ich sie noch hinter mir schreien: „Mendel, Mendel!" Ich war fort. —"

„Ohne Kreuzer Geld, so wie ich gegangen und gestanden bin, in meinen Hochzeitskleidern, so bin ich aus Wilna fort. Es war schwarze finstere Nacht, ich bin aber hineingewandelt in die Finsterniß und habe Psalmen auswendig gesagt. Wie der Morgen gekommen ist, war ich schon weit weg von Wilna. Ich habe aber noch ein paar Tage vor mir gehabt, bis ich zu der Gemeinde kam, von der ich gewußt hab', daß ihr Rabbi Kabbala versteht. In der Zeit hab' ich gethan, was du mich siehst jetzt thun. Ich hab' nämlich geschnorrt und die Leute haben sich verwundert wie ein so gut angezogener Mensch schnorren gehen kann.

„Am zehnten Tag bin ich in jener Gemeinde eingetroffen; es sind dort lauter Chassidim.*) Ich bin gleich zum „Bal

*) Eine religiöse Sekte, ähnlich ungefähr den Pietisten. Sie stim-

Schem*)" gegangen; es hat bei ihm wie bei einem König ausgesehen. „Rabbi," hab' ich zu ihm gesagt, „ich komm', damit Ihr mich Kabbala lehrt; ich komm' von weit, und ich geh' auch nicht eher fort, bis Ihr sie mich gelehrt habt." Der Rabbi hat mich lang angesehen und hat dann gelacht. „Meinst du," hat er gesagt, „das lernt sich wie man nur die Hand umdreht? Du mußt noch lang warten, Junge!" Darauf hat er sich mit mir in einen Pilpul (theologischen Streit) eingelassen; ich aber hab' ihm geantwortet, ich brauche dir nicht zu sagen, wie? Der Rabbi war mit mir zufrieden und beim Weggehn hat er zu mir gesagt: „Dir kann Rath geschafft werden, Junge, thu' dich nur früher von deinen Sünden reinigen."

„Ich erzähl' dir das ganz kurz. Ich hab' nun angefangen Buße zu thun, und mich ganz zu Gott gekehrt. Ich hab' bei Tag gefastet, mich mit Riemen auf den bloßen Rücken geschlagen und bei Nacht bin ich auf der kalten Erd' gelegen. Mein Leib ist dürre geworden, mein Gesicht eingefallen und blaß, aber meine Seele hat sich gereinigt wie ein Gefäß, das man ins Feuer stellt. —

„Der Tag ist endlich gekommen, an welchem der Rabbi sein Wort hat halten wollen. Er hat auch nicht nein gesagt; wie ich zu ihm gekommen bin und gerufen hab: Es ist Zeit. Er hat das Buch schon vor sich liegen gehabt. Jetzt mußt du noch beten, sagt er. Dieses Gebet ist das lange „Schmona-Esre" vom Jom Kippur, das man dreimal hinter einander sagen muß und darf keine andern Gedanken bei sich haben, als Gott.

---

men mit diesen in dem Prinzip geistiger Erregung zur Andacht und Versenkung in Gott, die jedoch oft in Verzückung ausartet, überein. Ihr Sitz ist größtentheils in Polen und einem Theile Ungarns.

*) Bal Schem, eine Art Wunderheiliger; die Rabbiner der Chassidim stehen im Rufe großer kabbalistischer Gelehrsamkeit.

Ich habe mir alſo die Sterbekleider angezogen, hülle mich in den Talles (Gebetmantel), und ſtelle mich zum Gebet. Der Rabbi war fortgegangen." —

„Um mich iſt die Welt verſchwunden. Drei lange Stunden ſteh' ich mit heißer Seele vor Gott! Wie ich mich aber zum dritten Male ſtelle, höre ich, wie draußen vor den Fenſtern die Stimme eines Weibes meinen Namen ausſpricht. Ich wickle mich ſtärker in meinen Talles ein, um nichts zu hören und fange an. Aber heiliger Gott, ich kann gar nicht beten, ich hör' die Stimme noch einmal. Da werfe ich mich auf die Erde nnd weine; aber eine Hitze, die mich wie ſiedend Oel brennt, treibt mich wieder auf. Ich fange wieder von Neuem an; aber die Stimme draußen läßt mich nicht in Ruh. „Gott, Gott!" ſchrei ich, „warum thuſt Du mir das?" Ich ſpring darauf zum Fenſter hin und zerſchlage die Scheiben, um Luft zu bekommen, denn ich meint' zu erſticken. Da ſteht unten auf der Gaſſe, gerade mir gegenüber, ein ſchönes Weib; ſie ſieht zu mir hinauf, ich ſeh' ſie auch — es iſt mein Weib! — „Mendel, Mendel!" ſchreit ſie; ich laufe aus der Stube. Wie ich auf die Gaſſe komme, liegt ſie kalt und ohne Leben auf einem Stein, die Leute um ſie herum. Da iſt dir etwas in meinem Herzen vorgegangen, was ich dir nicht beſchreiben kann. Ich hab' ſie aufgehoben von der Erd' und ſie geküßt und geherzt, daß ſie wieder zum Leben kommen möchte. Die Leute haben aber geſchrien: „Reißt ſie ihm weg, der Junge iſt toll geworden." Wie ein Löwe hab' ich ſie gehalten. Von dem Geſchrei iſt mein Weib erwacht und wie ſie mich angeſehen hat, da hab' ich erſt erkannt, wem ich fortgelaufen war. Solch ein Weib, ſo ein Wunder von Schönheit! Und ich habe doch Wunder von Gott verlangt!"

„Weißt du, was ſie gethan hat? Nach unſerm Hochzeits-

tage haben sie ihre Eltern wollen zu sich nehmen, sie hat aber gesagt: Ich laß' von meinem Mendel nicht, und ist mir nachgezogen ein ganzes Jahr. Kein Mensch hat sie aufhalten können; so hat sie mich in ganz Polen gesucht, bis sie mich endlich gefunden hat." —

„Mein Weib hat mich wieder nach Wilna gebracht. Mit der Kabbala ist es nun aus gewesen, das kannst du dir selbst denken. Drauf hab' ich zehn Jahr mit meinem Weib gelebt; sie hatt' mir zwei Kinder geboren, schön und gut wie sie selbst war. Aber wie König Saul vom schwarzen Geist geplagt war, so hat mir der Gedanke keine Ruh gegeben: Jeruschalaim wieder aufzubauen.

„Mein Vater hat mich ins Geschäft genommen: ich war aber zu nichts gut. Ich hätt' sollen mit Ochsenhäuten handeln und hab' Jeruschalaim im Kopf gehabt! Mit der Zeit ist das immer wieder mächtiger in mir geworden, mein Vater, der mich nicht brauchen konnt', sagt: „Jetzt verköstig' dich selbst." „Gut," habe ich gesagt, „ich geh' nach Jeruschalaim." —

„Diesmal hab' ichs aber meinem Weib gestanden. Sie hat geweint und mir die zwei Kinder um den Hals geworfen. Ich hab' mich losgemacht und bin fortgegangen." —

„Mein Weib und meine Kinder hab' ich seitdem nicht mehr gesehen."

„Auf dem weiten Weg durch die Welt bin ich mir erst ganz klar geworden, was ich denn eigentlich will. „Mendel, Narr," hab' ich mir oft gesagt, „wie hast du nur drauf verfallen können, mit Kabbala Jeruschalaim wieder aufzubauen? Hätten sie's denn nicht schon lang aufgebaut, wenn sie könnten? Die Juden müssen sich selber helfen, ganz Israel muß einen Willen haben, dann muß auch der Messias kommen."

„Ehe ich also nach Jeruschalaim gewandert, hab' ich die

Leute drauf vorbereiten wollen. Damals bin ich auch in Euer Haus gekommen. Ich kann dir das nicht Alles erzählen, würde zu lange dauern. Durch ein paar Jahre bin ich in Polen, Ungarn, Böhmen und Mähren herumgezogen von einer Gemeinde zur andern und habe in den Schulen überall gepredigt über Jeschaja: „Redet freundlich mit Jeruschalaim.“ Besonders die Kinder hab' ich mir lassen angelegen sein. Wo ich eins gesehen, in dessen Augen etwas geruht hat, wie der Geist Gottes auf den Wassern — da habe ich mit ihm von Jeruschalaim gesprochen und du warst nicht der Einzige, Moschele, der's mit mir hat aufbauen wollen. Kinder verstehen Einen manchmal besser, als große Leut!“

„Mein Haar ist grau geworden, mein Leib schwach. Aber das Herz ist jung. Ich glaub' und hoffe zu Gott, daß wir wieder nach Jeruschalaim kommen werden. Es wird nicht morgen sein, und ich werd' vielleicht drüber zu Grund gehen. Aber der Tag wird kommen! Du und andere werden mit nachfolgen; Ihr werdet nicht vergessen, daß einmal Mendel Wilna durch die Welt gegangen ist. Ich will arbeiten, so lang ein Athemzug in mir ist.“ —

„Ich hab' dir nun genug erzählt; noch will ich dir sagen, daß ich jetzt nach Wien geh mit Rothschild zu reden und mit den reichen Leuten, die dort wohnen. Sie sollen ihre Macht und ihren Reichthum dazu hergeben, um wieder Jeruschalaim aufzubauen. Ich weiß, Rothschild kann Alles, was er will, er wird auch das können. Es sagt mir was in meinem Herzen, ich geh' diesmal nicht umsonst. Rothschild ist ein guter Mann — er muß Jeruschalaim wieder aufbauen.“

9. Der Brief.

Als Moritz am Morgen nach dem verhängnißvollen Tage aufwachte, war es schon spät an der Zeit. Der Sonntag, der gerade war, kam ihm gut; denn er hätte sonst die Schule versäumen müssen. Wie ein wüster Traum stand ihm das gestern Erlebte vor der Seele. Eine bleierne Schwere lag in allen seinen Gliedern, so daß er in der Stube mehrmals her und hin taumelte. Leib und Seele standen noch nicht auf gewöhnlichen Füßen.

Sein Hausherr, Salme Floh, sah ihm mit verschränkten Armen und hohnlächelnd schon lange zu.

„Soll ich leben, Fradel," sagte er heimlich zu seiner Frau, „er ist noch ganz schicker (betrunken)."

Fradel antwortete nichts darauf, sie wischte sich nur mit dem Zipfel ihrer Schürze die Augen aus und blickte den jungen Sünder mitleidig an.

Allmälig ermannte sich das Bewußtsein in Moritz; er erinnerte sich, daß er beten müsse. Mechanisch griff er nach dem kleinen Täschchen, worin die Teffillin (Gebetriemen) aufbewahrt wurden, um sie zum Gebete umzubinden. Aber es verging wohl eine Viertelstunde, ehe er damit zu Stande kam. Er that Alles verkehrt und statt das „Häuschen" oder den Knoten der Gebetriemen nach der Mitte der Stirne zu rücken, schob er ihn nach hinten, so daß er gerade über das Genicke zu stehen kam.

Bei diesem Beginnen lachte Salme Floh gewaltig auf.

„Bei meinem Kopf," schrie er, „wenn ich ihn so fortmachen lasse, so geht er noch Holz hacken am heiligen Festtag."

Das Wort Festtag brachte unsern Moritz ganz zur Besinnung, ein Blick auf seinen festlich gekleideten Hausherrn, der gerade in die Synagoge gehen wollte, belehrte ihn über sein

Beginnen; denn am Festtag ist es nicht erlaubt, die Gebetriemen umzubinden.

„Nu, hast du's gehört, Jüngel?" herrschte ihm Salme zu, als er noch immer zögerte, die festwidrigen Tefillin abzulegen, „wär' nur nicht heut' Festtag! Aber ich will mein Maul nicht naß machen, sonst möchtest du hören, was Salme Floh kann." —

Damit ging er in die Synagoge und schlug die Thüre gewaltig hinter sich zu.

Ein sonderbares Gedankenleben wogte während der zwei Festtage, da seine Hausleute mit ihm schmollten, in der Seele unseres Studenten. Er konnte sich nicht einreden, daß er so sehr gesündigt habe, und an dieser Sinnesänderung trug besonders Mendel Wilna mit seiner Geschichte viel Schuld. Moritz sah hier ein durch Schwärmerei aus den täglichen Kreisen des Lebens verrücktes Dasein, und wiewohl er selbst noch kurz vorher dieselben Träume in seinem Gehirne pflegte, mußte er doch jetzt unwillkürlich lachen, wenn er an Mendel Wilna dachte, in welchem sie sich so ganz verkörpert hatten.

„Ein merkwürdiger Narr!" konnte sich Moritz nicht enthalten zu denken; „wenn er's mit Jeruschalaim nicht so ernst meinen würde, man könnt' ihm geradezu ins Gesicht lachen. Weib und Kind verlassen, in weiter Welt herumziehen — um die Leute zum Aufbauen Jeruschalaim's aufzufordern! Meint er wirklich, mein Hausherr Salme Floh könnt' seine alten Hosen und Westen verlassen? Aber Mendel's Schwesterchen war doch ein merkwürdig Kind! Sie hat nur immer von Jeruschalaim gesprochen, darüber starb sie! Solche Gedanken sind auch nicht für diese Welt, es ist etwas ganz Todtes darin, das seh' ich erst jetzt ein. Ich möcht' beinahe sagen, Mendel Wilna ist schon todt — er geht nur noch wie ein Gespenst herum."

Moritz ſuchte ſeinen alten Freund nicht mehr auf; die Feſttage vergingen, ohne daß er ihn geſehen hätte. Es war der Ueberreſt einer früheren Ehrfurcht, warum er dies nicht that. Er fürchtete nämlich, nicht ernſt genug „den Narretheien“ Mendel's lauſchen zu können.

Moritz dachte übrigens gar nicht, welch' ein Sturm ſich über ſeinem Haupte zuſammenzog. Als er am Dienſtag nach den Feiertagen von der Schule heim kam, fand er ſeinen Hausherrn Salme Floh mit gewaltigen Vorbereitungen zum Schreiben beſchäftigt. Wie Moritz in die Stube trat, fragte ihn Salme ſogleich: „Kannſt du mir eine Feder und ein Tinterl borgen?“ Sein Geſicht war dabei finſter und die Augenbrauen hingen wie Donnerwolken herab.

Seine Frau, Fradel, die neben ihm ſaß, ſagte ihm darauf leiſe, ohne daß es Moritz hören konnte: „Thu's nicht, Salme.“ —

Aber Salme herrſchte ihr gebieteriſch entgegen: „Sei ſtill und red' mir nichts hinein. Ich verſündig' mir meinen Kopf, wenn ich's nicht thu.“

„Eine feine oder eine grobe Feder?“ fragte Moritz.

„Eine dicke, eine grobe,“ ſagte Salme grimmig lachend, „grob wie ein Beſen; ich will auch darnach etwas ſchreiben.“

Während Moritz in ſeinem Schreibzeuge herumſtöberte, konnte er ſich nicht enthalten zu fragen: „An wen wollt ihr denn ſchreiben, Salme?“ Er hatte nämlich ſeinen Hausherrn noch niemals in dieſer Beſchäftigung geſehen.

„Das wirſt du gleich ſehen,“ ſagte dieſer ganz finſter, „gieb mir die Feder her.“

Moritz gab ihm eine.

„Vielleicht an einen ſchlechten Schuldner?“ rief er.

„Ja einer, dem ich ſchuldig bin, die Wahrheit zu ſagen,“

entgegnete Salme und tunkte die Feder tief in das Tintenfaß ein. Moritz nahm eine Schularbeit zur Hand und setzte sich in einen Winkel der Stube. Währenddem schrieb Salme eifrig an seinem Briefe, über dem er wohl eine Stunde schwitzte. Als er damit fertig war, sagte er leise zu seiner Frau: „Willst du jetzt hören?"

Fradel machte mit der Hand eine Bewegung hinter dem Rücken des Studenten, als hielte sie seine Gegenwart für unzulässig beim Anhören des Briefes.

„Meinst du, an dem liegt mir etwas?" sprach Salme ganz laut, „der kann ihn auch anhören."

Darauf begann er erst mit gedämpfter, dann immer mehr anschwellender Stimme sein Schreiben vorzulesen. Moritz hörte Folgendes:

„In der heil. Gem. Bunzlau, sieben Tage im Sivan (Mai).

Bester Herr Randar Schmul und Randarin bis zu hundert Jahren!

Gott der Allmächtige weiß, wie ich nur mit großem Leidwesen die Feder in die Hand nehmen muß; aber es können Einem die Haare auf dem Kopfe aufsteigen, wenn man dran denkt, was Ihr Jüngel, den ich schon seit fünf Jahren in Kost und Quartier habe, angestellt hat, und zu meinem Weib, die mir's hat abrathen wollen und mir gesagt hat: „Thu's nicht, Salme," hab' ich gesagt: ich versündig mich selbst, wenn ich's nicht den Randar Rebb Schmul gleich zu kund und wissen mach'! Sie haben sich da ein schön Jüngel an Ihrem Moritz erzogen; er hat nicht mehr so viel Blut von einem Juden in sich, als auf ein Quentel geht und wenn man noch so akkurat auf die Waage sehen will. Wissen Sie, was Ihr Moritz angestellt hat? Am heiligen Fest ist er mit seinem Kameraden Honza auf 'n Dorf gegangen und hat da getanzt und getrunken und gegessen.

Und mit wem hat er getanzt und getrunken? Mit Bauernmägden und Jungen, daß Gott erbarm'! Und Leute aus der Gemeinde sind vorbeigegangen und haben das Alles mit leiblichen Augen gesehen. Drauf sind sie zu mir gekommen und haben zu mir gesagt: 'N schön Jüngel hast du dir in's Haus genommen, wessen ist er denn? Ich sag' drauf: Rebb Schmul Randars, und die Mutter heißt Rachel! Meint Einer: nun geh' hinaus, Salme, und hol' dir ihn ab, er ist schon so schicker (trunken), daß er nicht mehr auf den Füßen stehen kann. Mir hat sich das Herz im Leib umgekehrt. Um elf Uhr in der Nacht ist Ihr Moritz heimgekommen; ich hab' ihm bis Dato noch kein Wort gesagt, thun Sie mit Ihrem Kind, was Sie wollen, ich hab' das Meinige gethan. Das aber sag' ich, wenn mir Honza noch mal ins Haus kommt, will ich ihm eine solche Bewillkommnung geben, daß er Hals und Kragen brechen wird. Denn ich leid keinen Posche Jisroel (Abtrünnigen von Israel) in meinem Haus und wenn Ihr Moritz das zum zweiten Male macht, so steh' ich ihm nicht dafür, daß ich nicht ihn auch für Honza oder Pavel ansehen werde. Indessen leben Sie wohl, ich verbleib' Ihr aufrichtiger Salme Floh, der Kleine."

Während des Vorlesens hatte sich Moritz, da er gleich Anfangs hörte, daß die Rede von ihm sei, auf seinem Stuhle umgedreht und saß nun mit anscheinender Gleichgültigkeit gerade im Angesichte Salme's und dessen Ehefrau. Als Salme fertig war, blickte er den Studenten triumphirend an, er glaubte ihn zermalmt und zerweicht zu finden. Moritz schlug aber ein lautes Gelächter auf, ergriff Buch und Mütze und ehe Salme ein Wort hervorbringen konnte, war er zur Thüre hinaus.

„Was sagst du dazu?" rief Salme nach dem ersten Schrecken.

„Hab' ich dir's denn nicht abgerathen?" sagte die mildere Fradel, „du hast aber nicht hören wollen."

Salme Floh versank in tiefes Nachdenken.

„Das Jüngel," sprach er nach einer langen Pause, „ist zum Gehennim (Hölle) ganz reif — den Brief schick' ich aber doch ab." —

Das Schreiben des Hausherrn traf nur um eine Viertelstunde später als Mendel Wilna im Randarhofe ein. Die Ankunft des langvermißten Schnorrers hatte eine freudige Aufregung bei Rebb Schmul und Rachel hervorgebracht. Der Randar saß mit seinem Gaste in traulichem Gespräche und ließ sich von ihm die lange Geschichte seiner Reise nach Jeruschalaim erzählen. Da langte der Schnorrer mit einem Male aus seinem Bündel zwei kleine Säckchen hervor, die er dem Randar mit den Worten hingab: „Da haben Sie, was ich Ihnen einmal versprochen habe."

Rebb Schmul konnte sich nicht mehr daran erinnern, er befühlte die Säckchen und fragte nach ihrem Inhalt.

„Es ist Erd' aus Jeruschalaim," sagte der Schnorrer.

„Wirkliche Erd' von Jeruschalaim?" schrie der Randar erstaunt.

„Ich hab' sie ausgegraben auf der Stelle," sagte Mendel, „wo einmal unser heiliger Tempel ist gestanden."

Der Randar öffnete zitternd vor Freude die Säckchen und seine Augen leuchteten wunderbar, als er die unscheinbare, aber so theuere Erde vor sich hatte.

„Ist's aber ganz wirklich Erd' aus Jeruschalaim?" fragte er noch einmal. „Betrügt mich nicht, Rebb Mendel, denn ich will, daß man mir, wenn ich werde gestorben sein, diese Erd' unter den Kopf legt."

„Bin ich denn ein so großer Lügner?" sagte lächelnd der

Schnorrer, „da ist noch die Bestätigung von einem Rabbi in Jeruschalaim."

Damit reicht er ihm ein Papier hin, mit einem großen Siegel daran, das der Randar aber nicht las. Er nahm die Säckchen und die geschriebene Bestätigung und trug beides zu einem Kasten, in dessen versteckteſten Fache er sie niederlegte.

„Jetzt ist's gut," sagte er dann, „jetzt kann ich doch wenigstens auf Erd' von Jeruschalaim liegen. So was kriegt man sobald nicht." —

Währenddem trat die Randarin mit dem Briefe Salme's in die Stube. Sie hatte verstörte Züge und Thränen in den Augen. Noch ehe das Schreiben angekommen war, hatte Mendel Wilna erzählt, wie er Moritz spät in der Nacht auf der „Pfarrstiege" sitzend gefunden habe.

Die Randarin hatte sogleich den Kopf geschüttelt — was that Moritz in so später Stunde noch in der Gasse? und gar sitzend auf der Stiege?

Nun kam der Brief und sie sah den Zusammenhang in der Sache. Ihr ganzes Wesen erzitterte vor Schmerz und Trauer. Sie wollte den Brief ihrem Manne mittheilen. Wie sie aber in die Stube trat, rief er ihr, noch selig von dem Geschenke des Bettlers, zu: „Rath' mal, Rachel, was Rebb Mendel uns mitgebracht hat?"

„Weiß ich?" fragte sie trübe lächelnd.

„Erd' aus Jeruschalaim," sagte der Randar und ging zum Kasten, um wieder die Säckchen hervorzuholen.

In ihrem Mutterherzen hatte die Randarin sogleich die Gefahr erkannt, daß sie gerade jetzt, wo ihr Mann in religiöser Stimmung war, ihm den Brief mittheilen wollte. Sie verschloß also seinen Inhalt in sich, wie man eine Todeswunde verbirgt.

Nachts aber wachte wieder ein Gedanke an ihrem Bette: „Gott, allmächtiger Gott," sagte sie, „sollte es wirklich das Lernen sein, was mein Kind so schlecht macht? Es haben ja schon so Viele gelernt und sind dabei doch gut jüdisch geblieben. Und gerade mein Kind sollt' dadurch so schlecht geworden sein? Was möcht' mein Mann erst sagen, wenn er das wüßt'? Ach! es wär' besser gewesen, wenn mein Kind im Dorf' geblieben wäre bei Bauern und Branntweinfässern. Ist das aber wahr? Nein, nein, das Kind hat nur eine unglückliche Stunde gehabt."

Den Brief zeigte sie ihrem Manne nicht! —

---

10. Ursache und Wirkung.

Honza hatte in der letzten Zeit ein gar trauriges Leben geführt. Es waren schon Wochen vergangen, ohne daß er die geringste Unterstützung vom Hause erhalten hätte. Sein Vater Waczlav, einst einer von den Wohlhabendern, war durch Völlerei ganz herabgesunken, Hof, Feld und Wiese waren dem unseligen Geiste zum Opfer gefallen, dem er sich ergeben hatte. Die Mutter Honza's kam oft weinend nach Bunzlau und erzählte ihm, wie alles Geld zum Randar wandere und nicht einmal so viel erübrigt werde, um dem Studenten einen Rock auf den Leib zu schaffen. Alles verthue der Vater, nicht die Kuh im Stalle sei mehr sicher, auf dem nächsten Markte verkauft zu werden.

Es mag ein eigener Dämon über so einer Schenkstube

walten. Das Volk, das ſich hingezogen fühlt, kennt ihn; es weiß ſogar, wie es ſich ihm entziehen könnte. Da ſind aber oft ganz unbedeutende Dinge, die es von den guten Wegen zurückhalten. Bald iſt es das Schild des Wirthshauſes, das gleißend zu ſich einladet, bald Müßiggang, am ſeltenſten Durſt. Bei Waczlav, dem Vater Honza's, war es das Schuldenbuch des Randars. Er konnte ſich's nicht ausreden, daß in dem Buche ſein ganzes Unglück liege. Man weiß, wie eine Idee, ſobald ſie in einem durch Trunk und Leidenſchaft verdumpften Gehirne Raum gewonnen hat, allmälig Form und Geſtalt annimmt.

Waczlav hatte gewiß Recht, daß er dem Schuldenbuch ſein ganzes Unglück zuſchrieb; aber er ging weiter. Wenn er es aus der Welt ſchaffen könnte, meinte er, wäre alles gut. Er dachte daran, das Buch zu ſtehlen, aber es mißlang jedesmal. —

Da kam in einer Nacht Feuer im Hauſe des Randars aus, die Flammen loderten ſchon an der Scheuer auf, als die Glocken Sturm läuteten. Die Flammen griffen glücklicherweiſe nicht weiter; es brannte nur die Scheuer nieder, die ſchon mit der Ernte des Sommers gefüllt war.

Sonderbar! Der Randar kam ſogleich auf den Gedanken, kein anderer könne den Brand angelegt haben, als Waczlav. Er ging aufs Amt und erſuchte, den Bauer in Verhaft zu nehmen. Waczlav wurde ins Verhör genommen; er geſtand Alles, nämlich, daß er aus Rache gegen den Juden und um das Schuldenbuch aus der Welt zu ſchaffen, das Feuer ins Haus geworfen habe. —

Es war dies kurz vor der Klaſſenleſung. Moritz und Honza gingen eines Tages, im Geſpräche begriffen, aus der Schule. Als ſie auf den „Ring" kamen, da wo das große Kriminal-

gebäude steht, sahen sie davor eine Menge Leute, die sich um einen eben gebrachten Verbrecher herumdrängten. Aus Neugierde traten sie näher; wie aber Honza den ersten Blick auf ihn geworfen, stieß er einen gellenden Schrei aus, und stürzte ohnmächtig zu Boden. Er hatte seinen eigenen Vater erkannt.

Mitleidige Leute trugen unter Leitung unseres Moritz den Honza in dessen Wohnung. —

Als Honza aus seiner Ohnmacht erwachte, stand Moritz an seinem Bette und hielt seine kalte Hand in der seinigen. Mit einem Seufzer schlug der Unglückliche die Augen auf; sein Bewußtsein sammelte sich allmälig in einem einzigen Blick, den er auf Moritz warf. Moritz lachte ihm freundlich zu; aber dieses Zeichen seiner Theilnahme schien auf die Lebensgeister Honzas einen widrigen Eindruck zu machen. Mit aller Kraft, die ihm eigen war, stieß er seinen Mitschüler von sich weg, daß der in eine Ecke der Stube taumelte.

„Honza, Honza," schrie Moritz, „erkennst du mich denn nicht?"

„Geh' in die Hölle," schrie Honza wüthend, „denn Ihr Juden allein seid an meines Vaters Unglück Schuld."

„Das ist nicht wahr," sagte Moritz bleich, mit bebenden Lippen.

„Habt Ihr ihm nicht zu trinken gegeben?" schrie Honza, „habt Ihr ihn nicht ausgesaugt, bis er in Ketten kommen mußte? Ihr habt uns zu Grund gerichtet, dein Vater ist ein Blutigel, der das Blut des ganzen Dorfes aussaugt."

Dann warf er sich mit seinem Antlitz aufs Bette und blieb da schluchzend eine Zeit liegen. Moritz stand, Zorn und Empörtheit im Herzen, an der Thüre und sprach kein Wort.

„O weh, o weh," rief Honza, „vor keiner Menschenseele

darf ich mich jetzt blicken laſſen. Der Vater in Ketten! Die Leute werden mir ins Geſicht ſpeien. Die verfluchten Juden, ſie haben uns Alles genommen! der Donner ſoll ſie erſchlagen."

„Du biſt ein Lügner, Honza," ſagte Moritz, „wenn du das ſagſt; dein Vater iſt immer ein Trunkenbold geweſen."

„Geh' in die Hölle," ſchrie Honza darauf, „du biſt wie dein Vater und dein Vater wie du. Kein Unterſchied!"

Moritz ſchlug zornig die Thüre auf und ſprang hinaus.

Es waren noch zwei Tage zur Klaſſenleſung. Mit fieberhafter Unruhe erwartete ſie Moritz. Wie ein dunkler Schatten glitt ihm überall das Unglück Honza's nach, und er konnte ſich des Gedankens nicht erwehren, daß es in irgend einem Zuſammenhange mit ſeinem Vaterhauſe ſtehen müſſe. Es war ihm keine Nachricht zugekommen; Moritz fühlte ſich von Zweifeln und qualvoller Unruhe bewegt. —

In ſpäter Nacht kam er am ſelben Tage, als die Klaſſenleſung vorüber, im heimatlichen Dorfe an. Mit hochklopfendem Herzen trat er ans Hausthor; in der Schenkſtube brannte noch Licht. Als er eintrat, regte ſich nicht der mindeſte Laut; erſt ſpäter, als ſein Kommen einiges Geräuſch verurſacht hatte, ſah er wie ſich etwas an einem Tiſche bewegte. Es war Hannele, die in Erwartung ihres Bruders eingeſchlafen war. —

„Wer iſt das?" rief ſie und ſtarrte mit ſchläfrigen Augen nach Moritz hin.

„Ich bin's ja," ſagte Moritz.

Hannele flog ihm entgegen, ſie begrüßten ſich zärtlich.

„Was macht Vater und Mutter?" fragte Moritz.

„Der Vater iſt geſund und ſchläft ſchon. Die Mutter —"

„Nun die Mutter?" ſchrie Moritz in ſeiner Angſt.

„Weißt du denn nicht, was geſchehen iſt? Wir ſind ja abgebrannt."

Moritz starrte ihr erschrocken in's Angesicht.

„Und weißt du, wer das Feuer angelegt hat? Hättest du dir denken können, daß es der Bauer Waczlav sein wird?"

„Honza, Honza!" rief Moritz in schmerzlicher Erinnerung.

„Was sagst du, Honza?" schrie Hannele erschrocken, „sein Vater ist's ja gewesen — der Vater hat's gleich am andern Tag gesagt, es kann kein anderer als Waczlaw sein. Wie das Feuer bemerkt ward, hat schon die ganze Scheuer gebrannt, noch eh' sich ein Bauer im Dorf zum Löschen gerührt hat. Man hat bitten und schreien müssen, eh' einer Hand angelegt hat."

„Nicht Einer hat löschen wollen, sagst du?" rief Moritz und versank in Nachdenken. Dann raffte er sich auf und schrie: „Und die Mutter?"

Aber die Randarin hatte bereits die Stimme des geliebten Kindes erkannt; sie hatte sich leise vom Bette erhoben und erschien jetzt, ein Licht in der Hand, auf der Schwelle der Stube. Bei ihrem Anblick erschrak Moritz innerlich. Wie bleich und todtkrank sah sie aus! Mit einem lauten Schrei stürzte er ihr entgegen, sie hielt ihn minutenlang umschlossen. —

„Es ist nur gut," sagte sie, „daß du gekommen bist, du hätt'st mich bald nicht mehr angetroffen."

Moritz blickte sie traurig an.

„Ich weiß, ich trag' den Tod mit mir herum, und daran ist Waczlav der Bauer Schuld." —

„Wie redest du doch, liebe Mutter?" fiel Moritz ihr ins Wort.

„Ich weiß was ich weiß," sagte die Randarin mit einem trüben Lächeln. Moritz empfand einen tiefen Schauer, alles klang ihm wie eine traurige Vorbedeutung. —

In Thränen und Sorgen brachte er diese Nacht zu. Kaum dämmerte der Morgen, so erhob er sich eiligst, und ging zu

der abgebrannten Scheuer hinaus. Ihn drängte es, das hölliſche Werk des Bauers zu ſehen. Duftig lag der Morgen über Thal und Höhen, Bauern zogen zur Arbeit hinaus, ſie grüßten den wiedergekommenen Studenten; aber Moritz dankte ihnen kaum, finſter blickte er ihnen nach. —

„Nicht Einer hat löſchen wollen," wiederholte er in ſchmerzlicher Erinnerung, „nicht Einer!"

Als er aber die verbrannten, umherliegenden Trümmer, das ſchwarze Mauerwerk ſah, empörte ſich ſein innerſtes Weſen; ja ſelbſt der blaue Himmel, der ungehindert durchblickte, erfüllte ſeine Seele mit unausſprechlichem Zorn.

„Verflucht!" rief er, „dieſer hündiſche Waczlaw. Warum mußte er dieſes Unglück über unſer Haus bringen? was haben wir ihm gethan? Honza iſt ein Lügner, wenn er den Vater beſchuldigt. Es liebt uns keiner im Dorfe und das iſt's. Sie möchten uns in einem Löffel Waſſer ertränken, wenn ſie nur könnten. Und weil ſie uns nicht an den Leib können, wollen ſie uns an Hab und Gut ſchaden. Nicht Einer hat löſchen wollen!" —

Dann ſetzte er ſich auf einen verbrannten Balken und blickte träumeriſch in das Werk der Zerſtörung. Seine kranke Mutter kam ihm in den Sinn, und weil ſein Gemüth ohnehin in tiefſter Aufregung erzitterte, nahm er es als Gewißheit an, ſie könne gar nicht geneſen. Er ſah ſie ihren letzten Athemzug thun, dann ſterben, und in's Grab geſenkt werden.

Aus dieſen Träumereien weckte ihn Hannele, die ſchon eine gute Weile neben ihm ſtand.

„Warum ſo zeitig auf?" fragte ſie ihn.

„Ich hab' nicht ſchlafen können," ſagte Moritz düſter.

„Ich auch nicht," meinte Hannele, „ich hab' Sorgen."

„Sorgen? wie kommſt du zu denen?" fragte Moritz; er

konnte sich nicht enthalten dabei zu lächeln. Dann besann er sich und setzte mit einem Seufzer hinzu: „Ja, wegen der Mutter?“

„Auch wegen der,“ sagte Hannele erröthend und stockte. „Kommt Honza nicht nach Haus auf die Ferien?“

„Was geht dich der an?“ brauste Moritz wild auf, „der ist unser Feind, wie es sein Vater ist, wie sie es Alle sind.“

„Honza kann nichts dafür,“ sagte Hannele mit bewegter Stimme, „es ist nicht eine Ader vom Waczlaw in ihm. Honza könnte keine Fackel anzünden.“

„Das meinst du nur so,“ fiel Moritz bitter spottend ein, „aber hättest du gehört, was ich gehört habe, hättest du ihn fluchen hören unsern Eltern, uns Allen —“

„Mir auch?“ fragte ihn Hannele.

„Uns Allen,“ sagte Moritz zornglühend, „er hat dich auch gemeint.“

Nun erzählte er ihr in Worten, die von der Erinnerung berührt wie Wunden aufzischten, an die man heißes Eisen legt, die mit Honza erlebte Scene. Seine Stimme zitterte, als er so sprach, und in seinen Augen standen Thränen.

„Das kann Honza nicht gesagt haben,“ meinte Hannele kopfschüttelnd, aber mit fester Ueberzeugung.

„Du glaubst mir also nicht?“ rief Moritz mehr verwundert als zornig aus.

„Das kann Honza nicht gesagt haben,“ wiederholte das Mädchen leise und stand mit niedergesenkten Augen vor dem strengen Bruder. Dann wandte sie sich um und sagte: „Ich muß jetzt in die Schenkstub' gehen, es werden schon Bauern dort sein.“

Langsam ging sie darauf auf das Haus zu. Moritz blickte der Dahinwandelnden mit stummen Erstaunen nach. —

Es ist nichts Seltenes, daß uns das zunächst Stehende und natürlich Verbundene fremd wird. Wie wenig kennen wir oft unsere eigenen Geschwister! Ein ganzes Menschendasein gehen wir ihnen zur Seite, wir nehmen allen Antheil an ihren Schicksalen, wir fühlen das Unglück, das sie betrifft, so lebhaft mit, als wäre es über uns hereingebrochen; aber der tiefe, geistige Inhalt ihrer Naturen, das geheimnißvolle Walten ihrer innersten Individualität, das haben wir nicht gekannt, das entgeht uns oft. Es ist als wäre das väterliche Dach gerade zu dieser Erfassung des Allernächsten und Natürlichsten viel zu niedrig und eng, als müßten wir es erst durchbrechen, um ganz Fremdes an uns zu ziehen. Wie selten haben wir unter unsern Geschwistern unsere eigentlichen Herzens- uud Seelenfreunde.

So ging es auch dem Bruder Hannele's. Sie hatte erst jetzt Bedeutung für ihn, seitdem sie einen so hellen Strahl ihres innersten Gefühllebens vor ihm hatte aufleuchten lassen. Moritz hatte die Schwester früher gar nicht beachtet; er hatte als Student jene Selbstgenügsamkeit, die auf das Wissen Anderer mit stolzen Augen herabschaut. Der Vater sprach so oft davon, daß ein Mädchen nichts zu lernen brauche, daß Moritz es zuletzt selbst glaubte.

Mit Erstaunen bemerkte er nun, daß Hannele so gar nichts wußte; er sah sie nie mit einem Gebetbuch in der Hand, nicht einmal am Sabbat. Sie schien überhaupt wenig „Jüdisches" an sich zu haben. Dafür aber kannte sie alle Lieder, die im Dorfe gesungen wurden, und wenn sie nichts zu thun hatte, setzte sie sich hinaus in den Hof und sang sie mit frischer Stimme. So traf sie einst Moritz, wie sie eines jener Lieder, worin ein unglücklicher Liebhaber seine Sehnsucht nach dem fernen, über den Bergen weilenden Mädchen so rührend ausspricht. Es war das:

Horo, horo, vyoská jsi!
Má panenko vzdálena jsi.
Vzdálena jsi za horama
Vadne laska mezi nama!*)

Moritz horchte einige Augenblicke auf die traurige Weise dieses Liedes; es kam ihm sonderbar, beinahe unzüchtig im Munde seiner Schwester vor.

„Wer hat dich das gelehrt?“ fragte er sie mit strenger Miene.

„Ich hab's von den Mädchen und Jungen im Dorf' gehört,“ war die Antwort Hannele's.

„Verstehst du's?“

„Weißt ich denn nicht böhmisch? Du wirst mich's doch nicht lehren.“

„Du solltest das Lied nicht singen — es paßt nicht für ein Judenmädchen.“

„Sie singen es im Dorf,“ war die ganze Entschuldigung.

„Gerade deswegen.“

„Aber es gefällt mir.“ Sie sang noch die fehlende Strophe dazu. — —

Noch manches Andere, was im Hause vorging, machte unseren Moritz irre. Er war in jenen Zeitpunkt seines Seelenlebens getreten, wo es sich, wie zu einer großen Reise, auf echten Haß oder auf echte Liebe vorbereitet. Das Unglück mit dem Brande, so wenig es für die Vermögensumstände des Nandars zu bedeuten hatte, griff all sein Denken und Fühlen,

*) Zu deutsch:

Berg, o Berg, du bist so ferne!
Mein Liebchen, wie weit du bist!
Sie ist weit drüben über den Bergen;
Es welkt die Liebe zwischen uns.

ſein Lieben und Haſſen am innerſten Kern an und ſtellte ſie gleichſam zum Kampf ſich gegenüber. —

Er begriff beſonders ſeinen Vater nicht. Er glaubte einen Erzürnten zu finden, der ſich das hölliſche Unternehmen Wacz-law's zu Herzen genommen hatte und er war noch immer der-ſelbe. Mit den Gebetriemen um Kopf und Arm ging er noch jeden Morgen unter den Bauern umher; er ſprach mit ihnen nicht ſtrenger als zuvor, nichts ſchien auf einen Bruch des früheren Verhältniſſes hinzudeuten. Die Bauern nannten ihn noch immer den „Pan Schmul" und rückten die Gläſer zu-ſammen, wenn er betete. Dieſe Sorgloſigkeit ſeines Vaters war ihm in früherer Zeit erhaben wie nur etwas in der Welt vorgekommen. Ein böſer Gedanke raunte ihm aber jetzt zu, dieſe geprieſene Sorgloſigkeit ſei gar nicht echt, und könne es gar nicht ſein — er hielt ſie für Verſtellung. —

Moritz dachte über das Verhältniß ſeiner Eltern zum Dorfe nach; es erſchien ihm ſo ſeltſam als fremdartig. Im erſten Augenblick war er geneigt, alle Schuld auf die tückiſchen verdumpften Bauern zu wälzen. Er nahm angeborene böſe Triebe an, die ſie zum Haſſe gegen den „Juden" drängten. Sein mildes Herz ſprach aber bald gegen dieſe ungerechte An-klage. Woher aber dieſe innerliche Abneigung, dieſes verſteckte Lauern, die hämiſche Schadenfreude? Wo lagen die Wurzeln dieſes Stammes?

In der Religion gewiß nicht. Betete der Vater nicht unter ihnen? Trug er nicht die Zeichen ſeines Glaubens ungeſcheut zur Schau? Moritz ahnte mehr als er es ausſprach, daß keine Religion die Menſchen von einander fern halten könne. Viel-leicht aber, weil ſein Vater wohlhabender war? Alſo Neid. Aber im Dorfe gab es Bauern, die, wenn ſie alles zuſammen-nahmen, ſich mit ihm wohl meſſen konnten. Sie beſaßen Alles

eigen, der Vater hatte es in Pacht und selbst der Robotdienst, den sie für die Scholle Erde leisteten, schien ihm in keinem Verhältnisse zu der erpachteten und doch besitzlosen Stellung seines Vaters zu stehen. Auch die reichen Bauern im Dorfe wurden beneidet — etwas Besonderes, was sich gerade gegen seine Eltern aussprechen konnte, fand er nicht.

Aber zwischen beiden, Religion und Neid lag noch ein drittes mitten inne: Die geistige Ueberlegenheit seines Vaters. In ihr fand er alles Unheil, die ganze Lösung seiner Nachforschung. Es war nichts Gleiches zwischen seinem Vater und den Bauern; das Mittelglied fehlte. Er klug, überlegt, wachsam, sie dumpf, träge und beschränkt; wo sollten sie da in einander schließen und sich umfangen?

„Wenn die Juden nur um etwas weniger klug würden," dachte er sich, „und die Bauern um etwas mehr, so wäre beiden geholfen. Der richtige Einklang wäre gefunden."

Wie aber das erreichen? Kann man Menschen von einer seit lange behaupteten Denk- und Anschauungsstufe so schnell herabdrängen? Kann man wieder andere höher hinaufheben, wo sie zusammen treffen, ohne daß es nach Zwang und Nöthigung aussieht.

Es war eine unselige Halbheit in dem Verhältnisse seiner Eltern zum Dorfe; er wußte kein Wort dafür, das es näher bezeichnet hätte. Er war nahe daran, an der schlichten, einfachen Natur seines Vaters zu zweifeln; sie erschien ihm doppelt. Im Kreise der Bauern sorglos, aus einem Glase trinkend, unter ihnen betend — im Herzen sie verachtend.

In diesem Gedanken ward er einst durch seinen Vater selbst bekräftigt. Sie standen mit einander vor der bald ausgebauten Scheuer, auf deren Dachstuhl bereits der Blumenstrauß der Zimmerleute prangte. Hie und da waren zwischen dem Lattenwerk schon die Ziegel sichtbar.

„Es ist gut, Vater," sagte Moritz, „daß du die Scheuer von Stein aufführen ließest, und mit Ziegeln decken."

„Warum?"

„Sie kann jetzt nicht so leicht abbrennen."

„Meinst du?" sagte der Randar mit einem Lächeln, wie es Moritz nie an ihm gesehen, „morgen stecken sie mir vielleicht das Haus über dem Kopf in Feuer. Ich trau' keinem Bauer."

Also Mißtrauen von beiden Seiten? Wer war dazu mehr berechtigt? —

Gab es da Hilfe? Woher sollte sie kommen?

---

11. Die Kirchweih.

Mit jedem Steine, der sich zum Baue der neuen Scheuer fügte, schien die Randarin ein Stück Leben nach dem andern einzubüßen. Sie sagte oft, wenn sie nach dem Gebäude hinausschaute, daß sie das Brod nicht mehr essen werde, welches man im künftigen Sommer von dort holen dürfte. Wenn man ihr diese trüben Gedanken ausreden wollte, schüttelte sie den Kopf und meinte: Der Bauer Waczlav hat für mich gut gesorgt — es vergingen oft mehrere Tage, wo sie das Bett nicht verlassen konnte. Mit Thränen stahl sich oft Moritz davon, wenn er das zehrende Siechthum der Mutter täglich größere Fortschritte machen sah. Schmerz und Wuth wogten gleichmäßig durch seine Seele. —

Indeß war Kirchweih gekommen. Man traf im Hause die gewöhnlichen Vorkehrungen dazu. Man scheuerte den Boden, steckte Lichter auf die Wandleuchter und füllte vor

Allem die Flaſchen. Trotz ſeiner traurigen Lage konnte Moritz die Bemerkung nicht unterdrücken, wie es doch ſonderbar ſei, daß ſein Vater, ein Jude, der Feſtgeber eines chriſtlichen Heiligen ſein müſſe. —

Tags zuvor ſaß Hannele draußen im Garten, eines jener Dorflieder, die ſie immer im Munde hatte, vor ſich murmelnd. Plötzlich raſchelte etwas hinter den Bäumen — wie ſie um ſich blickte, ſtand Honza, bleich und in vernachläſſigtem Anzug vor ihr.

Tiefaufathmend rief er: „Gottlob, daß ich da bin.“

„Wo kommſt du her, um Gotteswillen?“ fragte ihn Hannele erſchrocken.

„Red' nicht ſo laut,“ ſagte Honza zuſammenſchauernd, indem er ſcheu umherblickte, „es könnte mich Einer ſehen.“

„Und warum nicht?“

„Weil ich keinem Menſchen ins Auge ſehen darf. Iſt dein Bruder nicht hier?“

„Was willſt du von ihm?“

„Nichts — nur ſoll er nicht hier ſein! Du biſt die Erſte, mit der ich ſpreche. Ich bin über die Felder weit gelaufen, um nicht durch's Dorf gehen zu müſſen. Nicht einmal meine Mutter weiß, daß ich gekommen bin.“

„Die wird ſich freuen,“ meinte Hannele, „daß du ſie wegen der Kirchweih' beſuchſt.“

„Eine ſchöne Kirchweih',“ lachte Honza bitter auf, „der Vater im Kriminal, die Mutter hat kein Geld und der Sohn darf keinem Menſchen ins Geſicht ſehen. Ich muß fortgehen, wo nur eine Geige zu klingen anfängt. Ich komme auch nur um von dir Abſchied zu nehmen auf lange, lange Zeit.“ —

„Wohin willſt du?“ fragte Hannele leiſe.

„Jetzt geh' ich nach Prag auf zwei Jahre, dann werde ich

ins Seminarium nach Leitmeritz kommen. Du wirst mich jetzt über sechs Jahre gar nicht vor Augen sehen."

„Das wird dir Leid thun, Honza?"

Hannele sowohl als Honza hatten bis dahin gesenkten Blickes mit einander gesprochen; bei der letzten Frage aber schaute Honza auf, Beider Augen begegneten sich, da überflog die Wangen Hannele's eine glühende Röthe.

„Leid thun, oder nicht," sagte Honza leise, „ich muß gehen. Hätt' ich nur" —

„Was denn?" fragte Hannele schnell.

„Ich kann dir das nicht sagen." —

„So sag's nur," drängte das Mädchen, „mir kannst du's doch sagen."

„Gut," meinte Honza halb ärgerlich, „vor dir hab' ich mich ja nicht zu schämen. Auch ist's keine Schande, wenn ich dir es anvertraue. Weißt du was? ich habe kein Geld und ich muß fort. Die Mutter kann mir keines geben."

„Ist's viel, Honza, was du brauchst?"

„Ueber zwanzig Gulden."

Hannele besann sich eine Weile, dann rief sie plötzlich: „Sorg' nicht, Honza, ich schaff' dir die zwanzig Gulden."

„Du?"

Hannele erschrak über den zweifelhaften Ausruf Honzas. Sie wurde bleich — aber sie sagte gleich darauf: „Nun ja, ich schaff' dir das Geld, willst du mehr?"

„Du?" fragte Honza noch einmal. Ueber sein ganzes Wesen leuchtete ein freudiger Glanz.

Da rief man in demselben Augenblicke den Namen Hannele's mehrmals im Hause, dazwischen ertönte heftiges Wehgeschrei. Hannele fuhr zusammen, sie raffte noch eilig das Tuch auf, das ihr entsunken war und sagte hastig:

„Ich muß jetzt gehen. Komm nur morgen um dieſelbe Stunde her, ſo wirſt du das Geld bekommen. Sorg' nicht und freu' dich auf die Kirchweih'." — Sie eilte ins Haus zurück. Honza's Augen brannten wie warme Sonnenſtrahlen hinter ihr; als ſie entſchwunden war, fuhr er ſich ſeufzend über die Stirn und ging dann langſam quer über die Felder. —

Bei ihrem Eintritt ins Haus fand Hannele Alles in größter Beſtürzung. Die Randarin war plötzlich todtkrank geworden. Sie hatte ſich ſo verſchlimmert, daß man eine ſtündliche Auflöſung erwarten konnte. Man war um den Arzt gelaufen, im Hofe ſpannte der „Junge" die Pferde ein, um nach dem benachbarten Ghetto zu fahren, um von dort die „frommen Weiber" zu holen. Die Schatten des Todes breiteten ſich allmälig über das Haus! —

Das Wehklagen erhob ſich, als nach einiger Zeit die „frommen Weiber" aus dem Ghetto kamen. Es waren das ſtämmige Geſtalten, die mit dem Tod wohl umzugehen wußten. Sie traten geräuſchvoll in die Stube; darüber wurde die Randarin unruhig, und ſchrie auf, man möge ſie nur zum Bett herantreten laſſen, es ſei ſchon Zeit. Auch der Arzt kam; er erklärte die Kräfte der Kranken für erſchöpft und empfahl nur Stillſchweigen und Unterdrückung jeder lauten Klage! Darauf wurde es im Hauſe ſtill, der Tod durchſchritt es auf leiſen Socken.

Die ganze Nacht dauerte bei der Kranken der Kampf um das Leben. Die Seele verließ nicht gern die Räume, an die ſie mit ſo ſtarken Klammern gefeſſelt war. Erſt gegen Morgen wurde ſie ruhiger; die „frommen Weiber," die in der Nacht mit ihr „geſagt" (die Todtengebete verrichtet), waren müde und wünſchten einen kleinen Schlaf zu thun. Die Randarin ſelbſt lag in einem heitern, faſt geſunden Schlummer.

Ins Dorf zog jetzt die Kirchweih' ein.

Von allen Seiten kamen Züge von Wallfahrern herbeigeströmt. Rothe Fahnen flatterten voran. Musik erschallte und vom Hause konnte man deutlich die sich kreuzenden Anfangsmelodien der Vorsänger und die darauf einfallenden Gesangsweisen des Volkes vernehmen. Dazwischen läuteten die Glocken und wurden Böller gelöst. Thal und Höhe schienen von Leben trunken. Alles schien seine Stimme zum Lobe des Heiligen zu erheben. Dann wurde es still im Dorfe. Der Gottesdienst hatte begonnen. Zuweilen läutete ein Glöcklein drein, oder die betende Gemeinde ließ ihre Gesänge wie ein gewaltiges Meer anschwellen. Orgelklang, Trompeten und Pauken wollten dann stärker sein, als die schwachen Menschenlaute und stürzten mit gewaltiger Kraft darüber.

Gerade in einem solch' schallenden Momente erwachte die Mandarin aus ihrem Schlummer; sie sah Niemand neben sich als Moritz, der in stummem Schmerz und mit verschränkten Armen an ihrem Bett saß. Sie rief ihn leise beim Namen; da fuhr er auf.

„Ich hätt' dir noch viel zu sagen," begann sie mit schwacher Stimme.

Moritz bat sie, sich zu schonen.

„Ein Wort mehr oder weniger," lächelte sie trübe, „damit hältst du den Tod nicht auf. Ich möcht' nur noch gerne etwas wissen."

„Was, liebe Mutter?"

„Ob du jüdisch bleiben wirst?"

„Ich schwör' dir's zu." —

Die Mutter sah ihm lange in das thränenüberströmte Antlitz, dann sagte sie: „Lang' mir jetzt den Brief von deinem Hausherrn hinter dem Kopfkissen her; er hat mir viel gebrochen Herz gemacht."

„Kenne ich ihn denn nicht?“ wagte Moritz zu fragen.

„Thu's nur, mein Kind,“ ſagte ſie mit ungeduldiger Haſt, „willſt du, daß ihn dein Vater zu Geſicht bekommt?“

Laut weinend ſtürzte Moritz zu ihr hin; er hatte dieſen letzten Liebesdienſt ſeiner Mutter wohl begriffen. — —

Es war Mittag geworden. Die Predigt war vorüber und der Ablaß Allen gegeben, die zur Verherrlichung des Heiligen herbeigeſtrömt waren. Nach der Kirche zog man vor das Haus des „Juden“ und die Schenkſtube füllte ſich in einigen Augenblicken mit durſtigen Gäſten. Es gab nun kein Mittelding mehr zwiſchen Kirche und Leben; wie an zwei Enden hielten der Pfarrer und der Randar die Kirchweih' — jenem gehörte der Vormittag, dieſem der weit wichtigere Nachmittag. —

Der Randar war gleich Anfangs entſchloſſen, die ganze Kirchweih' abzuſtellen; er wollte wegen ſeines ſterbenden Weibes Keinen ins Haus laſſen. Aber ſein Widerſtand war zu gering gegen eine von Wein, Andacht und Sinnenluſt aufgeregte Volksſtimmung. Er konnte nichts thun, als ſich verzweifelnd in das Unabwendbare fügen. Hannele mußte ſich jetzt von dem Bette der Mutter losreißen, um die Gäſte zu bedienen. Der Randar ging unter ihnen umher und bat jeden Einzelnen um Ruhe, aber im Taumel und in der Luſt verrauſchte und verklang die Mahnung.

Jetzt kam noch die Muſik. Der Randar hatte ſie ſchon einige Tage vorher beſtellt. Jetzt wollte er ſie nicht zum Spielen kommen laſſen. Die Muſikanten waren ſchon in die Stube eingetreten. Da rief des Dorfrichters Sohn, der wilde Pawel: „Nur aufgeſpielt!“ und warf ihnen einige blanke Zwanziger hin. Der Randar wurde zornig und ſchrie ſeinerſeits: „Ich leid' es nicht;“ der Pawel aber wiederholte ſeinen

Aufruf zum Tanze, und schob den starken Mann zur Seite. Die gewaltige Lärmtrompete war die Erste, die den Widerstand versuchte, sie begann mitten in das Gerede hineinzutönen, darauf folgten zögernd Fiedeln, Baßgeige und Clarinetten. Endlich fanden sich die zerstreuten Töne, sie klangen zusammen und der wilde Pawel führte den Tanz auf. —

Zwischen Thränen und Gebeten drängten sich in Moritz, der das Bett der Mutter nicht verlassen hatte, dunkle Flüche auf. Er verfluchte das Gewerbe seines Vaters, das die Mutter nicht einmal in Ruhe sterben ließ. Es schien ihm so schrecklich, mitten unter diesen Klängen wild aufgeregter Leidenschaften die Mutter scheiden zu sehen.

Zwischen Vater und Bruder aber ging Hannele mit dem Gedanken an Honza herum. Sie dachte an die zwanzig Gulden, die sie ihm versprochen und an die Freude, die er empfinden werde. Ihre Seele war zwischen Lust und Trauer getheilt.

Gegen Abend hatte sie das Geld beisammen; es gehörte zur Einnahme des heutigen Tages. —

Hannele benützte einen Augenblick, wo es in der Schenkstube stürmisch zuging. Der trunkene Pawel hatte die Tänzerin eines Andern an sich gerissen, was der nicht zugeben wollte. Darüber war eines jener gewöhnlichen „Geschläge" entstanden, wie sie der Randarhof schon lange kannte. Sie lief in den Garten, wo sie den bereits ihrer harrenden Honza im Grase liegend fand.

„Warteſt du schon lange?" fragte sie ihn athemlos.

„Ich wußte ja, daß du kommen wirst."

„Da hast du das Geld — es fehlt kein Kreuzer daran."

Sie warf ihm ein Beutelchen zu, das die zwanzig Gulden enthielt. Ihre Wangen brannten, und ihre Hand zitterte, als sie es ihm gab.

„Borgst du mir's auch gern?" fragte Honza.

„Nimms nur und versteck' es," sagte sie bebend.

„Weiß auch dein Vater davon?" —

Da schrie Hannele auf und bedeckte sich schamvoll das Antlitz. Ohne Antwort war sie wieder ins Haus zurückgelaufen.

Die Unterredung mit Honza hatte sie aber um die letzten Augenblicke der Mutter gebracht. Die Randarin hatte sie „benschen" (segnen) wollen; sie war aber nicht zugegen. Als sie jetzt in das Zimmer trat, woher mitten durch die Musik und die Rauferei das Wehgeschrei des Vaters und der Hausleute kam, war die Randarin schon verschieden. Die „frommen Weiber" bereiteten sich, die Todte auf den Boden zu legen. —

Der Randar fühlte jetzt Riesenkräfte genug in sich, um die Kirchweih' auseinander zu treiben. Es war bereits Blut geflossen, denn der wilde Pawel war durch ein gewaltiges Bierglas an der Schläfe verwundet worden; die Gemüther waren nun leichter zu bereden. Die Musik verstummte; allmälig leerte sich die Schenkstube. —

Die Todte sollte nun in Ruhe liegen.

---

12. Schaufäden.

Die Randarin schläft schon seit Jahren auf dem Münchengrätzer „guten Ort," inmitten der Kinder, die ihr in das Jenseits vorangegangen. Ihr weißer Grabstein hebt sich vor allen andern hervor, und wenn Moritz die Straße zur Heimath zog, hatte er ihn jedesmal vor Augen. Er konnte dann nie seine Thränen bemeistern. — Die schöne Sage von der Mutter Benjamins fiel ihm ein. „Sie hat nicht umsonst Rachel geheißen,"

dachte er, „gleich dem Grabmal der Patriarchin ſteht auch das ihre an der Straße, die ihr Kind zieht. Sie hat mich auch geliebt als ihren Benjamin! Als die Juden zum erſten Male aus dem gelobten Lande, gefangen und kettenbelaſtet zogen, ſtand Rachel draußen vor ihrem Grabe und winkte ihnen weinend Lebewohl zu. Gebe Gott, daß ſich der Schatten meiner Mutter nie zürnend gegen mich erhebe, wenn ich mich etwa ſelbſt aus der Heimath meines Glaubens ſtoßen wollte ... ich will ihren letzten Worten immer treu bleiben!“ —

Der Randarhof hatte ſich indeſſen ſehr verändert. Wie auf Ruinen lag der Geiſt der Trauer darauf. Es ging nicht mehr ſo luſtig dort zu, wie vor Zeiten. Der Randar war ſtill und mißmuthig geworden. Des Freitags ſtand er zwar immer noch vor dem Hauſe und lugte wie Abraham nach den Engeln auf die Straße, ob ſeine Schnorrer noch nicht kämen. Aber ſelbſt am Abend, wenn der Sabbat ſich wieder duftend eingeſtellt hatte, erſcholl nicht mehr das fröhliche Lachen, das hier einſt ertönt war. Die Schnorrer mochten die luſtigſten Stückchen erzählen, ſie mochteu „ſchmuſen“ ſo viel ſie wollten, Rebb Schmul blieb ernſt dabei. Nicht einmal für ſeine polniſchen Freunde zeigte er die alte Theilnahme mehr, und der Kaiſer Nikolaus, ſein Todtfeind, „mochte ſich auf den Kopf ſtellen,“ wie er oft ſagte, „oder alle Juden nach Sibirien ſchicken“ ſo ging es ihn nichts an; er blieb gleichgültig dabei.

„Das Haus iſt gar nicht zu erkennen,“ ſagten die Schnorrer, wenn ſie des Sonntags fortzogen, „Rebb Schmul iſt wie ausgewechſelt.“

Wie man nach Auffindung einer beſſern Straße die alten Handelswege vernachläſſigt, ſo verließen dieſe Bettler den Randarhof und gingen lieber zwei Stunden weiter, um auf den Sabbat bei einem andern Randar unterzukommen. Selbſt

der Arme genießt sein Mahl nicht gern unter dem Schatten des Mißmuthes.

An dieser Verwaisung des Hauses durch die Schnorrer trug übrigens Hannele viel Schuld. Sie begegnete ihnen stolz und herrisch und ließ sie durch Wort und That ihre Niedrigkeit fühlen. Dafür genoß sie auch weit und breit eines schlechten Rufes; die Schnorrer sagten von ihr, „sie hat kein' Ader von ihrer guten Mamme (Mutter), mit der der Friede sei, in sich!“ Stolz und Geringschätzung verzeiht der Jude selten seinem Glaubensgenossen. —

Auch die Vermögensumstände des Hauses hatten sich merklich verändert. Rebb Schmul hatte bedeutende Verluste erlitten; der frühere Name des „Dorfrothschildes“ paßte nicht mehr so recht auf ihn. Ein plötzliches Armwerden, der unvermuthete Einsturz eines bis dahin in aller Lebensfülle Bestandenen, bringt in dem Betheiligten bei weitem nicht jene moralische Wirkung hervor, als wo es sich allmälig vorbereitet, wo man den Wurm täglich, ja stündlich, hört, der an dem Gebäude unheimlich leise nagt. —

Im Zusammenhange mit dieser Abnahme seines „Glückes“ stand auch der Tod des alten Grafen, der einige Jahre nach dem Heimgange der Randarin plötzlich vom Schlagfluß getroffen ward. Auch dieser Beschützer weilte nicht mehr auf Erden! Wenn jetzt das Vierteljahr kam, ließ sich Rebb Schmul nicht mehr seine Kutsche vorfahren, die ihn sonst zu der „gnädigen Excellenz“ selbst geführt, um ihr den Pacht zu übergeben. Jetzt hatte er es mit einem „Bevollmächtigten“ zu thun, den der junge Graf aus Wien geschickt hatte. Rebb Schmul war gleich am zweiten Tage nach der Ankunft des „Bevollmächtigten“ ins Schloß gefahren, wo dieser jetzt statt des frühern Besitzers residirte. Schon das verdroß den Randar;

noch mehr ärgerte er sich, als ihn der „Bevollmächtigte," bei Nennung seines Namens, der in diesen Räumen sonst so gnädig genannt wurde, bureaukratisch-vornehm „anschnauzte" und ihn nicht einmal setzen hieß.

„Ihre eigene Equipage?" fragte er ihn, als er zufällig durch das Fenster schaute und die Kutsche bemerkte.

Der Randar bejahte es demüthig lächelnd.

„Schön," sagte der Bevollmächtigte. Der Ton, den er auf dieses einzige Wort legte, und die Geberde, die es begleitete, lassen sich nicht beschreiben. —

Darauf begann er mit dem Randar von den Pachtverhältnissen ein Langes und Breites zu sprechen, wovon Rebb Schmul nicht das zehnte Wort verstand, bis er endlich zu dem Schlusse gedieh, daß die bisher bestandenen nicht mehr bestehen könnten; zuletzt erklärte er, der bisherige Pachtschilling müsse erhöht werden, wenn — Rebb Schmul bleiben wolle; es hätte sich schon ein Anderer gemeldet. Diese Erklärung hatte der Randar Wort für Wort verstanden, sie war ganz „deutsch" gesprochen. Als der Bevollmächtigte geendigt, sagte Rebb Schmul, zitternd vor innerer Bewegung: „Was ein Andrer thun kann, das kann der Schmul auch, Herr Bevollmächtigter" — und empfahl sich.

Auf dem Heimwege aber machte er sich Vorwürfe, daß er mit dem Bevollmächtigten zu stolz gesprochen; er meinte, wenn er unterthäniger gewesen und „kleinere" Worte geredet hätte, so wäre auch seine Aufnahme besser ausgefallen. Ja er fiel sogar auf den Gedanken, wenn er nicht in der Kutsche gekommen wäre, so hätte der Bevollmächtigte kein Wort von einer Erhöhung des Pachtgeldes gesprochen. Besonders weh that ihm das Stehen vor dem Beamten. „Bin ich nicht sonst bei der Excellenz auf dem Kanapee gesessen," klagte er bitter,

„und so Einer, der einmal ein Schreiberl gewesen ist, läßt mich wie einen Bauer vor sich stehen. Was für Zeiten! Daß Gott sich soll erbarmen.“ —

Nach einigen Tagen ging der Randar wieder zum Bevollmächtigten ins Schloß. Er hatte diesmal die Kutsche zu Hause gelassen und wanderte zu Fuß dahin. Sogar den schweren goldenen Siegelring, der ihm seit vierzig Jahren nicht vom Finger gekommen war, hatte er abgestreift, vielleicht damit nicht das glänzende Metall sein demüthiges Gesuch überschimmere. Moritz, der sich damals nach dem „vierten“ Jahre der Medizin auf Besuch zu Hause befand, wollte ihn bis zum Schlosse begleiten. Auf dem Wege vertraute ihm der Randar das Mittel, wie er den Bevollmächtigten „umbiegen“ wolle, damit er den Pacht nicht erhöhe.

„Und wenn er nichts nimmt?“ fragte Moritz erstaunt über die arglose Unschuld, mit der der Vater seinen Plan aussprach.

„Der nichts nehmen?“ rief der Randar ganz ruhig, beinahe überzeugt lachend, „der nimmt dir vom Altar herunter.“

Sie waren gerade beim Schlosse angekommen. Moritz blieb draußen, Rebb Schmul aber ging in gebückter Stellung und mit bloßem Kopfe über den weiten Hof, trotzdem die Sonne heiß niederbrannte. Diese sich gleichsam vorbereitende Demuth schnitt dem Sohne des Randars tief durch die Seele.

„Warum diese Niedrigkeit,“ dachte Moritz seinem Vater nach, „warum nicht aufrecht und gerade? Wer hat doch dem Volke das Geheimniß verrathen, daß nur ein gekrümmter Rücken und gesenkte Augenwimpern Gnade finden vor dem Richter? Geheimniß? sie sagen es ja dem Volke, sie wollen es ja nicht anders. Aber die glühenden Kohlen mögen die großen und die kleinen Tyrannen nur selbst auf ihr eigenes Haupt sammeln. Wo ist der gepriesene Kinderglaube des Volkes? Herr

und Diener ſtecken in einer Sünde — das Volk weiß nur nichts davon. Da geht der Vater ſo ruhig zur Beſtechung hin. Iſt das nicht grauenhaft?“

Nach einer Viertelſtunde Wartens, während Moritz in tiefem Sinnen auf und ab wandelte, kam Rebb Schmul wieder heraus. Sein Geſicht war aufgeregt und bleich, er hielt die Hände kraftlos über den Rücken. Mit ſtarren Blicken ging er an ſeinem Sohne vorüber, ohne ihn zu bemerken.

„Nun Vater?“ fragte Moritz.

Rebb Schmul ſah ſich erſt um, ob er auch weit genug vom Bevollmächtigten ſei, dann ſagte er zornig: „Er hat nichts nehmen wollen.“

„Hab' ich dir's nicht vorausgeſagt?“ rief Moritz mit beinahe freudigem Tone; „du haſt's ja nicht glauben wollen.“

„Du redtſt was Schönes,“ meinte der Randar mit einem Anflug von Bitterkeit, „ſiehſt du denn nicht, daß es um Hab und Gut geht?“

„Das iſt nicht wahr,“ entgegnete Moritz heftig, „du bleibſt immer ein geborgener Mann, wenn du das Randargeſchäft auch aufgibſt. Mußt du denn Bier und Branntwein ausſchenken? kannſt du nicht Felder pachten und davon leben? Dein jetziges Geſchäft macht eben dein unſeliges Verhältniß zu den Bauern aus. Als man dir die Scheune anzündete, hat Einer löſchen wollen?“

Rebb Schmul ſah ſeinen Sohn mit einem ſtechenden Blicke an, dann ſagte er: „Mit Rath bin ich verſehen, ich brauch' deinen nicht. Mein größter Feind könnt' mir keinen ärgern geben. Ich geh' nicht fort aus dem Haus und wenn ſich tauſend Bevollmächtigte auf den Kopf ſtellen, ſo mach' ich keinen Schritt hinaus. Meinſt du, ich laß' mich ſo leicht fortſchaffen, wo ich geboren und erzogen worden bin, wo mein Vater und Großvater gelebt haben und alt geworden ſind! Nur mein ge-

schworener Feind kann mir das rathen. Eher zahl' ich sechsmal den Pacht." —

Diese Liebe zur heimathlichen Scholle, dieses plötzliche Aussprechen eines geheimnißvollen Gefühlslebens, das in dem Boden fußte, worauf sein Vater geboren ward, machte unsern Moritz ganz verlegen und schweigsam. In bitterer Verstimmung erreichten sie Beide das Haus.

Hannele war derselben Meinung wie der Randar. Sie bat ihn himmelhoch, das Geschäft ja nicht aufzugeben; es sei hier alles so schön, sie wisse gar nicht, wie sie aus diesem Hause gehen könne. Dann warf sie sich mit einer Heftigkeit, die nur der das Innere dieses Mädchens Ahnende begreifen wird, in einen Stuhl und rief schluchzend: „Ich geh' nicht weg, Ihr könnt thun, was Ihr wollt."

„Narrele, wer denkt auch fortzugehen?" sagte der Randar. „Dein Bruder und der Bevollmächtigte möchten's gerne sehen. Aber ich thu' es just nicht. Lieber zahl' ich den ganzen Pacht."

Hannele flog auf und küßte den Vater. Wehmüthig stand Moritz daneben, ihm war's, als gehörte er den Beiden nicht an. —

Uns wird es hier vergönnt sein, die Gedankenströme unseres Freundes, wie sie in jenen Jahren, die wir ungeschildert ließen, ihm durch die Seele flutheten, aufs Papier herzuleiten. Sie werden uns mit seinem durch Wissenschaft gekräftigten, über Vorurtheile hinausgehobenen Wesen am besten vertraut machen. Er überschrieb sie:

Schaufäden.

Gestern Abend sah ich Hannele zwei Kerzen anzünden. Während aber die erste der zweiten den leuchtenden Kuß gab, verlöschte sie selbst.

Ist's so mit dem Juden- und Christenthume?

Wenn zehn Perſonen, deren jede über das dreizehnte Jahr hinaus ſein muß, zuſammenkommen, ſo bilden ſie eine Gemeinde. Einer iſt dann Vorbeter. Das Gebet ſteigt aber wie von Tauſenden voll und rechtskräftig zum Himmel auf. Das iſt eine weiſe Maßregel des Talmuds, geſchrieben unter den Weiden Babylons.

Es kommt mir in manchen Augenblicken vor, als ſei jede ſogenannte Staatsreligion berechtigt, gegen die andern unterdrückten das Schwert in der Fauſt zu halten. Es iſt etwas Großes und Unläugbares an einer ſolchen Staatsreligion. Wir Juden hatten ſie einſt. Worin beſteht aber ihr eigentliches Weſen? was erhält ſie und führt ihr die meiſten Anhänger zu? Nicht ihre Dogmen — die können finſter, unfrei und beengend ſein, aber die große Freiheit ihres ganzen Auftretens. Eine ſolche Staatsreligion als Körperliches gedacht, iſt das Freieſte, was ich mir denken kann. Iſt das nicht Freiheit, wenn man ſeine Kreuze, Heiligenbilder und Statuen an jede Straßenecke, an jedes Feld und Haus ſtellen darf? wenn der Prieſter ungehindert mit der Monſtranz ſelbſt da erſcheinen darf, wo ſie fremd iſt? wenn die Fahnen der Proceſſion überall flattern, die Geſänge überall ertönen dürfen? Es iſt ganz natürlich, daß eine Religion, ſobald ſie der Staat auf den Thron gehoben, hart und unduldſam gegen die neben ihr beſtehende wird. Sie will Freiheit der Form. Die Form will Ausdehnung und Entwickelung. Eine Religion, die überall beten, überall ihre Banner aufpflanzen kann, überall auf eigenem Grund und Boden ſteht, gewährt ihren Anhängern gleichſam eine Aſſekuranz! Unter Tauſenden denkt kaum Einer über den Geiſt und Inhalt einer Satzung nach; die Uebrigen wollen

nur, daß ſie ſie aller Orten, in Stein meißeln, in Worte kleiden, malen und läuten dürfen. Aber auch das iſt Leben, denn es iſt die Freiheit!

(Zwei Tage ſpäter.) Willſt du die obigen Zeilen denn ſtehen laſſen? Sah dir nicht, als du ſie ſchriebſt, die ecclesia militans über die Schultern? Ein ſchauderhaftes Wort!

Das Kreuz vor der Kirche wird jetzt bald durch ein neues erſetzt werden müſſen. Die Dornenkrone des Heilands iſt ganz zerwaſchen und der Regen hat die Blutstropfen beinahe farblos gemacht.

Wird es eine Zeit geben, wo kein Kreuz mehr auf Erden ſtehen wird? Man ſollte keines aus Stein oder Metall aufrichten. Stein und Metall ſind zu ſpröde und widerſpenſtig, ſie liegen mit dem Elemente im ewigen Hader und ſind oft Sieger. Holz iſt der eigentliche Stoff; es iſt doch aus einem halborganiſchen Leben geſchnitzt worden. Der Baum mußte doch früher ſterben; aber vor dieſem ewigen, nie geſtorbenen, lebloſen Stein graut mir. Er iſt die Ewigkeit des Kreuzes. Wenn aber ein Friede, ein Oſtermorgen über die Welt wehen wird — dann werden die ſteinernen Vorwürfe noch ſtehen wollen. O keinen Stein, ich bitte Euch! Holz iſt der eigentliche Stoff!

Ich habe im Ghetto ſelten ein Kind — mit Blumen in der Hand geſehen. Fehlt es den Juden wirklich an Naturſinn? Sogar Kinder können ſchon die Blumen entbehren!

Schön iſt's, wenn am Abend des Neujahrstages der Hausvater über eine Frucht als den Erſtling des Bodens den Segen ſpricht. Schön iſt auch das Laubhüttenfeſt mit ſeinen grünen Hallen, ſchön das Wochenfeſt, wenn ſich die Synagoge zur Ehre der zehn Gebote mit dem Schmucke der Wieſen und Gärten ziert! Namentlich ihr holden Laubhüttentage gefallt mir, der Geiſt meiner Kindheit wandelt in euch herum wie in einem Paradieſe. — „Jom Kippur" iſt vorüber, der lange martervolle Tag! Ohne Prieſter und Abendmahl hat ſich die Seele ſelbſt Ablaß gegeben; im Himmel hat Gott den Schuldbrief zerriſſen und ſie kann nun wieder aufjauchzen in Luſt und — Sünde. Was kommt da natürlicher als das Laubhüttenfeſt? Grün iſt die Farbe des Lebens, grün die Freude des Auges! Die Zerknirſchung des Jom Kippur ſoll aufgehen unter der ſchwellenden Luſt der Laubhütten.

Ich bleibe bei dir, ſchönes Feſt! Welch ein fröhliches Getümmel vor Beginn im Ghetto! Bauern bringen Laubwerk und Reiſig aus den Wäldern gefahren — die wiſſen es gut, wenn ſich die Juden freuen wollen! Das iſt dann ein Handeln und Feilſchen und Drängen um den Waldesſchmuck! Beſonders gefallen mir die Kinder! Die gehören auch ganz eigentlich dazu. Mit dem Laubwerk auf dem Kopf und unter dem Arm rennen die Knaben und Mädchen durch die Gaſſe! Die alten hohen Häuſer mit den vielen Familien darin, ſcheinen jung zu werden und zu lachen. Nun werden die Laubhütten aufgeſchlagen. Kinder bringen den lange vorher bereiteten Schatz von vergoldeten Aepfeln, Nüſſen und Papierſchnitzeln, und ſchmücken die Wände. Um dieſe Zeit haben die herumwandernden Bilderhändler den beſten Markt. Die Kleinen geben ihren letzten Groſchen aus,

um einige farbige Kleckse zu erhaschen. Nun wird das Laub gelegt, zwischen durch leuchten und funkeln Sterne aus Gold, lange papierne Ketten und farbige Lämpchen. Dann kommt der Vater oder die Mutter und beschauen das Werk der Kinder, die stolze funkelnde Pracht an Laubwerk und Wänden. Zuweilen nimmt der Vater selbst noch eine Axt und zimmert daran den Schluß. Das gefällt mir, Vater! Die Hand, die sonst die Elle oder das Hasenhäutchen schwingt, soll nicht verlernen, die Axt zu führen.

Jetzt sind die Hütten fertig! Du kannst einziehen, Geist des Festes!

Hat Moses mit den Laubhütten wirklich die vierzig Jahre in der Wüste verewigen wollen? Oder kannte er den Sinn seines Volkes, das bei Ziegelbrennen und Steinhauen selbst spröde und hart wie Stein geworden war, daß er diesen Sinn unter den grünen Hallen der Laubhütten auffrischen wollte? Warum befahl er sonst den Ackerbau in so bestimmten Ausdrücken? Den Ackerbau befehlen? Mir graut davor. Und dem Propheten graute es auch. Denn als er vom Berge niederstieg, strahlend von der Sendung Gottes, sah er das Volk tanzen um das Thiergebilde aus Gold! Aus Gold macht man aber keinen Pflug — darum graute es dem Propheten; sie meinten vor dem Kalbe, ihn aber erschreckte das Gold!

Zum Laubhüttenfest gehört noch der Lulew (Palmzweige) und der Esrog.*) Es giebt im Ghetto eigene Kaufleute, besonders die Schuldiener und Bücherhändler, die sich mit dem

*) Sogenannte Aepfel aus Corfu.

An- und Verkaufe befaſſen. Kleinaſien und die joniſchen Inſeln ſind die Heimath des Eßrog's — und wohl duftet er wie das hohe Lied Salomos, das auch nur im Orient gedichtet werden konnte ...

Einſt hatten wir das Alles in unſerer Heimath, im Lande der Libanonscedern! Wir pflanzten ſelbſt, wir ernteten ſelbſt. Das Naturleben wucherte üppig unter dem ſchönen Himmel des Morgens! Jetzt kaufen wir Alles — fremde Hände brechen die Frucht für uns ...

Rührend iſt die Sorgfalt, die man ſo einem Eßrog angedeihen läßt. Da darf kein Makel daran ſein, ſonſt iſt ſein Gebrauch — Sünde. Reiche Leute prunken mit ſeinem Beſitze; ſie haben ſilberne Büchſen, worin die ſchöne Frucht auf weichem Flachs gebettet liegt. Bei dem großen Hoſianah in der Synagoge wird der Lulew mit dem Eßrog unter myſtiſchen Bewegungen auf und nieder geſenkt. Das iſt dann ein Rauſchen und Aufeinanderſchlagen der Blätter, als wäre es mitten im Wald! Dazu die königlichbrauſenden Worte Zions! Der ganze Orient ſpricht, duftet und rauſcht um uns ...

Iſt es nicht einerlei, welches Ideal in der Bruſt des Menſchen oder einer ganzen Nation glüht, wenn es ſie nur erhebt? Und wenn das dem Juden Jeruſalem wäre, die blaue duftende Blume, die er über allem Schmutz und Unrath, über zertrümmertem Mauerwerk und eklem Treiben ob ſeinem Haupte blühen ſieht, in nie geſehener, nie erreichbarer Schöne? Und wenn die weichſten Fäden ſeines Denkens, die innerſten Fibern ſeiner Seele in ihrem Dufte lebten? Wollt ihr ihm dieſen Duft nehmen? — Nur Kinder und Mendel Wilna glauben noch an

einen Wiederaufbau Jerusalems; das ist ihr Weihnachtsabend — reißt mir doch den aus dem Denken, Fühlen und Ahnen Euerer Kinder!

Wäre mein Vater ein schlechterer Dorfrichter, wenn er sich auch weniger über die „Erd' aus Jeruschalaim" freuen würde?

Der Sabbat ist so offenbar für den Ackerbauer gemacht, daß ich mich nur wundere, wie er sich gerade unter einem so entgegengesetzten Berufe — dem Handel — bei uns erhalten hat. Dieses stumme Ausruhen ohne die geringste Regung, diese feiernden Hände, die nicht einmal Licht anzünden sollen, passen vortrefflich zum umgestürzten Pflug und zur ruhenden Sense. Du sollst von deiner Arbeit ausruhen, sagt die heilige Schrift. Aber gerade der „Handel" ist keine Arbeit, schon das Wort sagt es. Handeln hat etwas von geistiger Rastlosigkeit an sich. Oder ist der Sabbat so puritanisch stumm bei uns geworden, weil man fürchtete, der Handel hielte die Lippen nicht genug geschlossen und das Auge, das den Geldsack sieht, könnte der Hand befehlen, danach zu greifen? ...

Auch die Engländer haben eine so strenge Sabbatfeier. Gerade unter Kaufleuten mußte sie sich in solcher Gestalt bilden.

Eine Schwalbe darf nicht beunruhigt oder gar getödtet werden. Als Jerusalem zerstört wurde, trugen die Schwalben Wasser herbei und wollten den Brand des Tempels löschen. Am Sabbat darf keine Blume gebrochen werden, nicht einmal der Duft einer eben gepflückten ist erlaubt ... Unter den Geschöpfen, denen der Herr am Sabbat Ruhe gönnen muß, ist auch das Vieh mitbegriffen.

„Hab Mitleid mit dem Lebenden“ hört man im Ghetto oft den Kindern zurufen, wenn sie einer gefangenen Maus oder einem armen Frosch zu Leibe wollen. Das Lebende hat überall Recht. Ueberall waltet Schonung und Mitleid, aber kein ägyptisches oder indisches. Das Geschöpf und nicht der Gott oder die wandelnde Thierseele wird geschont . . . Gott ist groß, aber auch sein Prophet!

Ueberall Naturleben und Naturdienst in Hülle und Fülle! Aber sie geben kein Ganzes mehr. Wie Trümmer einer untergegangenen Herrlichkeit trägt ihn jeder Jude in sich. Zerstückt und gebrochen ist Alles, Religion, Leben und Natur! Verzeihe es Gott denen, die dafür verantwortlich sind.

Ich klage nicht wegen Verstümmelung und Vorenthaltung aller unserer natürlichsten Rechte. Die Politik hat andere Sünden auf der Seele. Aber den Grundbesitz hätte man uns niemals verwehren sollen!

Naturgeschichte, besonders Botanik sollten die ersten Lehrfächer einer jeden jüdischen Schule sein. Wenn man mit keiner Blume spielen will, wenn man das stille Wachsthum in Feld und Garten nicht belauschen kann, sollte man es doch aus Büchern lernen. Nicht immer ist das Buch ein welkes Herbarium! Hier würden Blüthen, Blätter und Frucht aus dem Papiere aufsprossen.

Was unserer Religion fehlt ist das Weibliche. Streng genommen haben die Frauen gar keine Stellung in ihr! Mirjam, Deborah und Judith sollten höher in ihr stehen, lebendiger

hervorragen. Ich denke an keine Maria! Aber mich hat es immer gewundert, wie Moſes, dem doch in ſeiner Mutter und Schweſter ſo hohe Aufſchlüſſe über weibliches Weſen wurden, dasſelbe ſo wenig berückſichtigte. Er hätte Prieſterinnen beſtellen ſollen, wie er Prieſter und Leviten gemacht hat. Dann wäre ein Theil jener Starrheit weggefallen, die ſich erſt jetzt zu lindern anfängt. Die Frauen verſtehen überall zu mildern, ſie hätten den harten Stoff an ſich gezogen und körperlich weicher gemacht. So iſt das Judenthum nur eine Religion für Männer...

13. Hannele.

Der Bauer Wacław war ſchon ſeit mehreren Jahren aus dem „Kriminal" entlaſſen. Die lange Zeit hatte den einſt kräftigen Mann zum Greiſe gemacht. Der Randar ſchrak zuſammen, als er ihn zum erſten Male erblickte. Er hatte weiße Haare und ging jenen ſchleppenden Gang, den Sträflinge noch lange nach ihrer Entlaſſung beibehalten. In dem milden Herzen Rebb Schmuls regte ſich tiefes Mitleid, er ſchien ihm für ſeine That hinlänglich gebüßt zu haben.

Moritz war nicht ſo ſchnell im Verzeihen. Er hatte noch immer die abgebrannte Scheuer und die todte Mutter vor Augen. —

Seit einem Jahre war auch Honza aus dem Seminar heimgekehrt. Moritz weilte noch in Prag, um ſich für die „Rigoroſa" vorzubereiten; es ging noch eine geraume Zeit hin, ehe er über dieſe Berge kam.

Gleich nachdem Honza zum Prieſter geweiht worden, gelang es ihm, da zufällig der Pfarrer in einem benachbarten Dorfe geſtorben war, als Verweſer dort angeſtellt zu werden.

Er kam jetzt öfters zu seinen Eltern auf Besuch, bei denen sich wieder eine Art Wohlstand gebildet hatte. Der alte Waczlav hatte das Trinken aufgegeben; sein Sohn war wirklich zum Segen für ihn geworden. —

Man würde unsern Randar gewiß verkennen, wollte man annehmen, daß er sich über diese Veränderung nicht von Herzen freute.

Es ist das eine Eigenthümlichkeit des Juden, daß ihm ein „gut Kind" und das zugleich „gerathen" ist, als das Herrlichste und Beste der Eltern erscheint. Weil seine eigene Welt in der Familie abgegrenzt ist, weiß er diesen Segen des Himmels auch an anderen zu schätzen. —

Ueber den Glanz, der von dem Bauerssohne ausging, vergaß Rebb Schmul nun ganz und gar das Unrecht des Vaters. Er wußte sich vor Freuden kaum „aus," als der junge Kaplan einst unvermuthet auf Besuch kam. Hannele mußte auftragen, was sich an Wein und köstlichem Gebäcke im Hause nur vorfand; und sie flog darum, als gälte es einen Gott in Menschengestalt zu bewirthen. Dann stellte sie athemlos und mit verrätherischer Röthe im Gesicht den Teller mit dem Wein und dem bekannten Sabbatbrod vor ihn hin. Der junge Pfarrverweser lächelte, als er ein Stück vom „Barches," brach und zwischen den Fingern hielt.

„Denken Sie noch, Fräulein," sagte er zu Hannele, „wer auf dieses Brod immer so sehnlichst gewartet hat?"

„Sprechen Sie nicht davon, hochwürdiger Herr," sprach das Mädchen leise. — —

Der junge Geistliche kam jetzt öfters ins Haus. Er fand immer dieselbe Aufnahme; Hannele war an solchen Tagen lustig und ausgelassen, sie scherzte mit den Bauern; wenn aber ein Schnorrer kam, ließ sie es ihn bitter entgelten. —

Das geheimnißvolle Räthsel dieses Mädchens neigte sich seiner Lösung zu. —

Die öftern Besuche des Pfarrverweser fielen übrigens Niemanden auf. Es war nichts Seltenes, daß die „Herren“ vom „Amt“ niederstiegen, um sich den Wein und die Leckerbissen des „Dorfrothschilds“ schmecken zu lassen. Auch ging ja der junge Priester zum Juden! Unter allen Umständen verzeihen die Menschen den Fehltritt eines Standes, wenn er nur nicht aus seiner Sphäre greift, und so eigenthümlich ist noch die Stellung des Juden in unserem Vaterland, daß Niemand daran dachte, der junge Geistliche könnte beim Randar etwas anderes suchen, als ein Glas guten Wein und ein Stückchen Sabbatbrod. —

Der Kaplan kam jetzt auch, wenn Rebb Schmul nicht zu Hause war; ja ein geheimer Bote schien es ihm immer zu melden, wenn dies gerade der Fall war. Dann trat er leise und unhörbar in die Stube und stand plötzlich vor dem tieferröthenden Mädchen! Das erste Mal, als er sie allein traf, fühlte Hannele eine Art Schrecken, daß der Vater nicht zu Hause sei; dann freute sie sich wieder, mit dem Geistlichen so von Angesicht zu Angesicht sprechen zu können. Während eines unbedeutenden Gesprächs blickten beide oft nach der Thüre, ob der Randar nicht käme und wenn sich etwas im Hause regte, zitterte Hannele und der Kaplan stand dann jedesmal auf, als wollte er so eben fortgehen. —

Hannele sollte schon lange verheirathet werden. Dem Randar waren für sie schon mehrere gute „Partien geredet“ worden, aber die alte Sorglosigkeit behielt auch hier wieder, trotz aller Nothwendigkeit, bei ihm die Oberhand. Hannele selbst hatte immer Einwendungen zu machen, worunter stets die wichtigste war, daß sie der Vater nicht im „Geschäft“ ent-

behren könne. Darüber war sie vierundzwanzig Jahre alt geworden und Rebb Schmul kam jetzt selbst zur Einsicht, daß das Mädchen auf dem Punkte stand, eine „alte Jungfer" zu werden. Eines Tages war aber ein Mann aus Bunzlau gekommen, in welchem Hannele, wiewohl er nicht eingestehen wollte, was er mit Rebb Schmul zu sprechen hatte, sogleich einen „Schadchen" (Heirathsvermittler) erkannte. Ueber eine Stunde hielt sich der Vater mit jenem Mann in einer Stube eingeschlossen und sprach ganz leise von einem gar wichtigen Gegenstand. Indessen ging Hannele in Schrecken und Angst umher, sie wußte, daß jener Besuch in irgend einem Zusammenhange mit ihr stehe; sie konnte sich endlich nicht zurückhalten an der Thüre zu horchen. Da hörte sie folgendes:

„Sie können sich gar keine bessere Partie wünschen," sprach der Schadchen; „in ganz Böhmen wird man Ihre Tochter beneiden."

„Wenn sie aber kein Verlangen nach ihm hat?" meinte Rebb Schmul darauf.

„Sie soll ihn nur sehen," sagte der Schadchen und Hannele konnte sein heiseres Gelächter beinahe sehen, „er ist ein ganz schöner Jung'."

„Nu, gut," sprach der Randar nach einer langen Weile, während er darüber nachgedacht zu haben schien.

„Also „Masel Tow" (gut Glück)," rief der Schadchen, „lassen Sie Ihre Tochter sich vorbereiten. Auf Sukkot (Laubhüttenfest) kriegen Sie ihn zur Beschau." — Hannele schwankte von der Thüre weg; sie wußte nun, daß es ihr galt. Mit nassen Augen ging sie den Tag über im Hause umher. Der Schadchen war über Tisch geblieben, und wenn der Randar und er das Mädchen in seiner Traurigkeit ansahen, wie es keinen Bissen anrührte, lächelten sie sich verstohlen zu. Sie hielten das für schämige

Jungfräulichkeit, was nur der ſtumme Aufſchrei einer am Lebensmarke angegriffenen Neigung war. —

Nachmittags, als der Schadchen wegging, begleitete der Randar ihn bis zum Dorfe hinaus, als er zurückkehrte, ſagte er lächelnd zu Hannele: „Weißt du, wer auf Sukkot (Laubhüttenfeſt) kommt?“

„Geht's mich an?“ gab ſie zur Antwort.

„Wird dich ſchon angehen,“ meinte Rebb Schmul, indem er mit einem ſonderbaren Lächeln ſie anſah und ging. Hannele blieb in ihren Thränen zurück.

Gerade traf des Kaplans Beſuch auf den heutigen Tag; er fand das Mädchen in einem traurigen Zuſtande. Er fragte ſie um die Urſache, ſie weinte die Antwort.

„Bin ich Ihnen denn gar nichts mehr?“ fragte der Geiſtliche leiſe, und beugte ſich mitleidig zur Armen. „Vergeſſen Sie die zwanzig Gulden?“

Hannele fuhr heftig auf. „Das Geld,“ ſagte ſie, „hätte ich Ihnen nicht geben ſollen, Euer Hochwürden ... es war eine große Sünde von mir ... Die Mutter iſt auch in demſelben Augenblick geſtorben ...“

„Willſt du das Geld zurück?“

„Nein.“

„Und warum nicht?“

„Ich habe es Ihnen damals geſchenkt.“

„Man ſchenkt Einem nicht ſo viel Geld, ohne alle Abſicht — beſonders Ihr nicht.“

Als Hannele auf dieſe Bemerkung ſchwieg, fuhr der Pfarrer fort und ſeine Stimme wurde im Verlaufe ſeiner Anſprache immer inniger und ergreifender.

„Und das nennſt du Sünde,“ rief er, „närriſches Mädchen! was bei dir der Ausfluß eines reinen, unſchuldigen Herzens

war? Warum habe ich denn dir gerade damals meine Noth geklagt? und warum haſt du dich keinen Augenblick bedacht, ſie zu lindern? Nennſt du das Sünde? Das war Mitleid, und wem Gott wohl will, dem gießt er dieſe köſtliche Gabe ins Herz. Du erbarmteſt dich des Unglücklichen — Iſt es nicht ſo, Hannele?"

Mit wie zum Gebet ineinandergefalteten Händen ſaß Hannele vor dem Kaplan. Seine Worte fielen wie ein goldener Regen auf ſie herab. Sie wagte nicht aufzublicken oder zu athmen. Nun war das Geheimniß eines ganzen Lebens gelüftet; es ſtand auf den Lippen Desjenigen, der ſoeben mit ihr ſprach. Es lag nun keine Hülle mehr darüber. —

Der Kaplan aber faßte ſie mit einer Hand am Kinn und hob das in tiefer Röthe flammende Antlitz Hannele's auf, bis er ihr gerade in die Augen blicken konnte. Die Rechte legte er dann auf ihren Kopf.

„Siehſt du, Mädchen," ſprach er, „unſer Herr und Heiland, dem hatte Gott das ſtärkſte Mitleid ins Herz gegoſſen, drum ſitzt er auch an Gottes Seite und heißt ſein vielgeliebter Sohn. Dein Mitleid mit mir war auch echt chriſtlich. Drum wird deine Seele zum wahren Heil eingehen; und dazu muß ich dir verhelfen, ſonſt habe ich die Schuld, dem Himmel eine Seele geſtohlen zu haben."

Der Geiſtliche glaubte recht verſtändlich geſprochen zu haben, dennoch begriff ihn Hannele nicht. Er ſprach noch Manches vom ewigen Heil und der göttlichen Barmherzigkeit, die dazu leite; er ſprach innig und bewegt. Da wurden die Tritte des Randars hörbar und die ſo bedeutende Unterredung hatte für diesmal ein Ende. —

Wir können hier in dem frühern Leben Honza's nicht jene Blattſeite aufſchlagen, die uns ſein heutiges Verfahren

rechtfertigt. Der Sturm unſerer Geſchichte blättert darin und drängt zur Eile. Aber auch ohne dieſe fehlenden Blätter wird man das Verſtändniß finden. Es gibt Bücher, deren Anfang, Mitte und Ende jederzeit ein Ganzes bilden, man mag anfangen, wo man will. . . .

Erſt in der Nacht, als Hannele ſchlaflos war, fielen ihr die heute geſprochenen Worte Honza's ein. Einzeln und wie abgeriſſene Töne klangen ſie in ihr auf. Jetzt hatte ſie den ganzen Sinn ſeiner Rede; ſie ſollte Chriſtin werden und ſich taufen laſſen! Fünf Schritte weit von ihr lag der Vater ſo ruhig und glaubensſicher! —

Die Beſuche des Pfarrverweſers im Randarhof wiederholten ſich jetzt; er war beinahe ein täglicher Gaſt geworden. Jeder neue Beſuch brachte einen Tropfen des neuen Glaubens in die offene Seele des Mädchens. Der Boden, worauf der alte geſchritten, höhlte ſich immer mehr aus und Honza konnte den Augenblick voraus ſehen, wo er einſtürzen und das Reich des neuen Heils ſie in ſeine Arme aufnehmen mußte. —

Es iſt eigentlich ſchwer zu ſagen, wie der junge Prieſter allmälig zu ſeinem Ziele gedieh. Sein Hauptbeweis beſtand darin, daß er ihr darthat, ſie ſei von jeher eine Chriſtin geweſen. In eigentlichen Glaubensſachen leiſtete ſie keinen Widerſtand. Honza hatte nur zu denken, wie er das Band löſ'te, das ſie an das väterliche Haus knüpfte. Hier hatte er Faſer um Faſer zu zerreißen, das innerſte Seelenleben des Mädchens blutete da unter ſeinen Händen. Er mußte ſich es oft geſtehen, wie ſchwer ſo eine „jüdiſche Seele" von ihrem Standpunkt zu verrücken ſei, ſelbſt wenn ſie nicht feſtgeſtützt ſteht. —

Hannele ging wie nachtwandelnd umher. Sie kümmerte ſich wenig um das „Geſchäft", denn der Kaplan hatte es ihr verhaßt gemacht. Rebb Schmul aber ſchrieb das den „Hoch-

zeitsſorgen" zu und war ſelbſt ganz unbeſorgt. Den Kaplan erbarmte dieſer Zuſtand; aber er hielt ihn für nöthig, damit ihr die Blume des wahren Heiles daraus erblühe. —

Mittlerweile war wieder das Neujahrfeſt gekommen. Der Geiſt dieſer Tage waltete wie immer im Hauſe. Hannele's böſer Genius wollte, daß der Pfarrer gerade da nicht auf Beſuch kam. Gewiß hätte er jetzt Widerſtand, vielleicht ein gänzliches Zurückſchlagen des zu Ergreifenden gefunden. Es mag ſonderbar klingen, ſelbſt das Backen und Kochen, die Vorbereitungen zum Feſte zogen ſie in die Kreiſe des alten Glaubens. Als ſie die Feſttagskleider des Vaters aus dem Kaſten nahm, benetzte ſie ſie mit Thränen. Erſt Tags darauf kam wieder Honza; er fand Gehör; der gewöhnliche Werkeltag herrſchte im Haus! Indeſſen rückte auch die Zeit heran, die den Bräutigam aus Bunzlau auf die „Beſchau" bringen ſollte. Hannele empfand ein immer heftigeres Grauen; es waren nur noch zwei Wochen bis zum Laubhüttenfeſt. Wenn ſie ungeſehen war, rang ſie ſchmerzlich die Hände; zuweilen ging ſie weit auf die Straße hinaus bis zu jener Stelle, wo man auf dem Münchengrätzer „guten Ort" den weißen Grabſtein der Mutter erblicken konnte. Aber ſie fühlte keine Erhörung, keinen Troſt, wenn ſie den Winden auch ihr ſtummes Leid anvertraut hatte. Gott war aus ihr gewichen — dennoch wollte ſie einen neuen in ſich aufnehmen. Wie ſich Neſſel an Neſſel hängt, daß es eine Kette von Dornen und Stacheln giebt, ſo ſchlangen ſich hier Gott, Geliebter und Furcht in einen Knoten. Nur Ein Entſchluß konnte ihn löſen.

14. Jom Kippur.

Die Ankunft des Bruders aus Prag, wo er glücklich die „Promotion" überstanden, änderte nichts in der Lage Hannele's. Es waren jetzt zwei Augen mehr im Hause, sie wagte kaum die eigenen aufzuschlagen.

Es ist im drängenden Weltleben nichts Seltenes, daß oft ein großes Ereigniß überhört wird, während ein kleines wie ein stolzes Schiff die Wellen des Zeitstromes aufrührt, daß sie über die Ufer branden. Aber auch das stille Haus bietet dieselbe Erscheinung. So brachte eigentlich der „Doktor" wenig Bewegung hinein; man war schon zu lange darauf vorbereitet. Ja, wenn die Randarin noch gelebt hätte! Die hätte den schönen Traum ihres Daseins glorreich erfüllt gesehen! Der Randar freute sich nur, daß Moritz endlich „fertig" geworden, und daß die vierzehn Jahre, die so viel Geld gekostet, endlich zu Ende wären.

„Was wirst du jetzt anfangen?" fragte er ihn gleich in der ersten Stunde.

„Kuriren," sagte lächelnd der Doktor.

„Aber wo denn?"

„Das weiß ich noch nicht. Vor Allem bin ich Doktor."

„Hat man das davon," rief eifernd der Randar, „daß, wenn man 14 Jahre studirt hat, man zuletzt nicht weiß, was man anfangen soll? Unser Aeltervater Jakob hat doch wenigstens nach vierzehn Jahren Dienstzeit gewußt, was er nach dieser Zeit zu erwarten hat. Auf dem Dorf darfst du mir übrigens nicht bleiben, auf keinen Fall!"

„Warum nicht?"

„Weil ich nicht will, und ich hab' mein Geld nicht ausgegeben, daß du Waczlav oder Pawel Bauer um ein Paar

Eier oder um einen Korb Erdäpfel kurirst. Das leid' ich nimmermehr!"

Moritz schwieg. Gleich beim Eintritt ins Haus der Widerspruch alter Vorurtheile. —

Der Vortag des „Jom Kippur" war gekommen; im Hause geschahen mancherlei Vorbereitungen. Es ist das immer ein Tag, der jedes Gemüth, wie den Wanderer ein gewappneter Mann überfällt. Er läßt sich nicht wegscherzen und weghöhnen; gleich der Glocke, die dem Kinde nachging, weil es sie nicht hören wollte, wenn sie zur Kirche läutete, folgt er überall hin, und wo er auf eine verwandte Seele trifft, ladet er sie zum Stillstehen und Bedenken ein. Auch Moritz wurde betroffen.

Er konnte bemerken, wie der Jom Kippur allmälig einzog; Vorboten schickte er genug. Das ist das Eigenthümliche der jüdischen Feste, daß die meisten einen Vor- und Nachtag, wie Himmelstrabanten mit sich führen. Erst Vorbereitung, dann Lust oder Schmerz, endlich Erholung. —

Früh Morgens nach dem Gebet sagte Rebb Schmul zu Hannele: „Jetzt mach', daß du heut' zeitlicher fertig wirst mit dem Essen. Denn der Jom Kippur versteht keinen Spaß; er kann auch einen Riesen umbringen, wenn man sich nicht gehörig versorgt."

Hannele beging alle Befehle des Vaters; sie flog in die Küche und spornte da die alte Channe zur Eile an. Dann nahm sie aus dem Kasten den Sterbekittel des Vaters, den er heute Abend und morgen den Tag über in der Synagoge tragen sollte. Als sie bemerkte, daß die feine Spitze an dem einen Aermel losgetrennt war, nahm sie Nadel und Zwirn und verbesserte den Fehler. Zwischen dem Nähen fielen brennende Thränen auf die Leinwand!

Eine Stunde darauf wurden die Hühner gebracht und das „Kaporahſchlagen“ begann.

Alle Hausleute, mit Ausnahme der chriſtlichen Knechte und Mägde wurden in die große Stube berufen. Da ſollte die Sühnung aller Sünden, von denen man ſich morgen durch Gebet und Kaſteiung löſen wollte, ſinnbildlich vor ſich gehen. Als Alle beiſammen waren, blickte der Randar erſt lange im Kreiſe herum, ob auch Keiner fehle. Dann nahm er das Gebetbuch und begann mit lauter Stimme das auf die Ceremonie bezügliche Gebet abzuleſen. Wie er zur Stelle kam, wo man ſich ſeiner Sünden gleichſam auf das Thier entledigt, das man in Händen hält, ergriff er den Hahn und ſchlug ihn ſich gewaltig dreimal um den Kopf, wobei er die Gebetformel ſagte: „Dieſer Hahn geht für mich zur Sühnung in den Tod.“ Das Aehnliche thaten die übrigen Hausleute, nach Rang und Würden, der Reihe nach. Der alten Channe, die nicht „iwre“ (hebräiſch) leſen konnte, mußte man das Gebet vorſagen. Sie fuhr ſich erſt mit der Schürze über das rußige Geſicht, um ſich gleichſam zu heiligen; dennoch wußte ſie von langer Uebung her, bei welcher Stelle ſie ſich die Henne um den Kopf ſchlagen mußte. — Als Alle „Kaporah geſchlagen“, wurden die Hühner an den Füßen zuſammengebunden und zum „Schlächter“ ins Ghetto geſchickt. —

Eben wollte wieder Jeder an ſein Geſchäft gehen, da öffnete ſich plötzlich die Thüre und auf der Schwelle blieb ein Mann in beſtaubt polniſcher Kleidung unſchlüſſig ſtehen.

„Komm ich noch recht zum Kaporahſchlagen?“ fragte die Stimme des Angekommenen, indem er lächelnd auf den Randar ſchaute.

Rebb Schmul blickte dem Bettler, der kein anderer als unſer Mendel Wilna war, lange ins Angeſicht. Dann rief er freudig bewegt: „Ich will ſterben, wenn das nicht Mendel Wilna iſt.“

„Nu, da werden Sie gewiß noch hundert Jahr' leben, denn ich bin's wirklich," sagte der alte Hausfreund, indem er auf das kräftige „Salem Alechem" des Randars in dessen Hand die seinige legte. Auch Moritz hieß den Bettler willkommen, Hannele aber, sobald sie den Gast erkannt hatte, floh scheu zur Stube hinaus.

Für Mendel Wilna wurde ebenfalls ein Hahn gebracht; er schlug unter denselben Worten die „Kaporah."

„Nu, Rebb Mendel?" fragte der Randar später, als der Bettler sein Gepäck abgelegt hatte, „habt Ihr noch nicht genug am Wandern? Ich hab' geglaubt, Ihr seid schon ein dicker, reicher Mann."

„Vom Wandern wird man nicht dick und reich, Rebb Schmul," entgegnete drauf der Bettler mit einem trüben Lächeln.

„Und wozu wandert Ihr hernach?" rief der Randar eifernd aus. „Daheim habt Ihr Weib und Kind und könnt Euch ernähren. Mit dem Herumwandern bringt Ihr nichts heraus; Ihr seid so kein Kind mehr, Rebb Mendel, und wenn man alt wird und kriegt graue Haare, so muß man mit dem Stecken in der warmen Stub' herumgehen und nicht auf des Kaisers Heerstraße."

„Rebb Schmul," sagte der Bettler darauf mit starker Stimme, indem er sich erhob, „Gott, der allmächtig ist und des Menschen Herz und Nieren prüft, ist mein Zeugniß, daß ich nicht um Gut und Geld herumwandere in der Welt. Sie haben Recht, Rebb Schmul; ich könnt' mich pflegen auf mein Alter, ich aber bin ein Schnorrer, dem die Leute von Gott's-wegen ein Stück Brod geben und der keine Nacht recht weiß, wo er den Kopf hinlegen soll. Bin ich aber wegen dem auf der Welt? Geld ist Geld und Weib und Kind sind Menschen; ich bin da wegen Jeruschalaim!"

„Er läßt noch nicht von der alten Narrethei," ſagte der Randar mit Achſelzucken und ging zur Stube hinaus.

Schweigend ſaß Moritz dem gekränkten Manne gegenüber; er bedauerte den abenteuerlichen Schwärmer, der mit einer bis zum Wahnſinn geſteigerten Idee ſchon ſeit ſo vielen Jahren überall Schiffbruch litt.

„Verzeiht es dem Vater, Rebb Mendel," ſagte er leiſe, „daß er ſo harte Reden gegen Euch geführt hat. Er meint's doch gut mit Euch."

„Weiß ich denn das nicht?" ſprach der Bettler mit thränenerſtickter Stimme, „Gott, Gott! warum ſchickſt du mir das grad' von ſolchen zu, die ich gern habe wie mein Leben!"

Dann ſtand er plötzlich auf und ergriff den Stab, der an den Stuhl angelehnt war. Er ließ ihn aber wieder aus der Hand.

„Wär' nicht Jom Kippur vor der Thür'," ſprach er dumpf vor ſich hin, „bei meinem Kopf, ich bliebe keine Minute im Haus. Rebb Schmul iſt jetzt auch mein geſchworener Feind. Bin ich nicht ein Narr bei ihm, hat er mich nicht ſo geheißen?"

„So nennen uns Alle wie zum Trotze," ſagte Moritz, „die eine Idee nicht faſſen können. Erſt werden ſie davon ergriffen, ſie horchen darauf, dann kommt ſie ihnen lächerlich vor. Was klagt Ihr, Rebb Mendel, wenn von dieſer Art Leute auch bei Euch Keiner eine Ausnahme machen will? Auch ich möcht' keinen Stein zu Jeruſchalaim aufheben, und ſo ſchlagt auch Ihr Euch die Idee heraus, der Baumeiſter zu ſein!"

„Nein, nein," ſchrie der Bettler, indem er wieder den Stab ergriff und ihn heftig an ſich drückte, „ich geb's nicht auf; wer will's mir da herausnehmen aus der Bruſt? Gott kann's, aber Sie nicht und auch Ihr Vater nicht!"

„Und hat er nicht Recht, wenn er meint —" wollte Moritz

lächelnd ſagen, aber das Lachen verging ihm, als er den Schnorrer auf den Stuhl ſinken und in heftiges Schluchzen ausbrechen ſah. — Es gelang ihm kaum, ihn zu beruhigen.

Im Laufe des Tages erfuhr Moritz von ihm, daß ſein Antrag bei Rothſchild, dem er gleichſam den Aufbau Jeruſchalaims ſchon „ehrenhalber" gewidmet hatte, bisher noch keinen Erfolg gehabt; er hoffe aber, Rothſchild werde ihn bald berufen; dann werde das große Werk um ſo ſchneller gefördert werden! — —

Indeſſen war der Vormittag beinahe vergangen; man ging heute früher zu Tiſche als gewöhnlich, weil ſchon in drei Stunden die letzte Mahlzeit vor dem großen Faſten gehalten werden mußte. Während des Eſſens war von nichts anderem die Rede, als vom Jom Kippur, Jedem erſchien er unter einer andern Geſtalt. Der Eine meinte: „Wär' man nur ſchon über den Berg drüber." Der Hausjunge aber entgegnete: „Was doch der Menſch nicht für ein Geſchrei macht, wenn er einen Tag faſten muß" — ſchluckte dabei aber ſo gewaltige Biſſen hinab, daß Rebb Schmul lachend ausrief: „Deswegen trachteſt du dich ſo zu verſorgen, Jung'?" —

Ueberhaupt ging man mit vieler Heiterkeit dem „langen Tag" entgegen, Laune und Scherz herrſchte im Haus und doch grenzte ſo nahe Buße und Kaſteiung daran. —

Gegen 5 Uhr wurde zur letzten Mahlzeit gegangen. Jetzt wurden die Hühner gleichſam als Opferthiere verzehrt, die Vormittags zur „Kaporah" gedient hatten. Jetzt waltete ſchon ein höherer Ernſt vor; man ſputete ſich auch, um zur rechten Zeit in die Münchengrätzer Synagoge zu kommen. Nachdem abgeſpeiſ't und „gebenſcht" war, rüſtete man ſich zum Aufbruch. Vor dem Weggehen ſchärfte Rebb Schmul noch Hannele ein, das Haus wohl zu hüten, damit nichts „wegkomme" und

auch fleißig zu „oren" (beten). Er blätterte ihr zu dieſem Behufe die Gebete auf, die ſich auf heute und morgen bezogen. Dann bat ihn Hannele, nach alter Weiſe, um Verzeihung jeder Beleidigung und weinte unerklärlich heftig als ſie ihm die Hand küßte.

„Nu, nu," ſagte der Randar, „wein' nicht ſo ſtark. Wenn du fleißig orſt, kriegſt du bald einen guten Mann!" — —

Nun waren Alle fort. Hannele war „mutterſeelenallein" im Hauſe; ſie verſperrte alle Thüren und ſchloß auch die Schenkſtube, weil doch heute kein Bauer mehr kommen dürfte. Stille des Todes legte ſich über den Randarhof. Dann nahm ſie das Gebetbuch und begann die vom Vater für den Abend beſtimmten Gebete. Ehe ſie zu Bette ging, lief ſie noch zur Waczlavin hinüber und bat ſie die Lichter auszulöſchen, „weil ſie heute kein Licht berühren dürfe." Sonderbares Räthſel der Seele! Sie trug den Meineid und den Verrath an der Religion ihrer Väter in ſich und wagte es doch nicht, gegen ein kleines Gebot derſelben zu fehlen!

Der Randar und Moritz, ſowie Alle, die mitgegangen waren, blieben über Nacht im Ghetto, da der Gottesdienſt bis gegen zehn Uhr dauerte. Sie ſollten erſt morgen auf den Abend heimkommen. —

Wie Hannele am andern Tag, als ſie ſpät aufſtand, ſich ſo allein ſah, überkam ſie das Gefühl der Furcht in der Oede des Hauſes. Sie kleidete ſich ſchnell an und ging zum Beten. Aber heute wußte ſie nicht mehr, welche Gebete ihr geſtern der Vater angewieſen hatte. Darüber gerieth ſie in Verwirrung; ſie meinte, wenn ſie das unrechte Gebet ergriffe, hätte es keine Geltung! Darum betete ſie lieber nicht. Nun war ſie müßig und die Geiſter der Erinnerung trugen ihr geſchäftig Alles zu, was ſie von Gott und Gebet abwenden konnte!

Wie glänzendes Sonnenlicht ſtand nun der Kaplan vor ihrer Seele! Sie ſehnte ſich nach ihm; ſie wollte ſeine Worte wieder hören, ſein Antlitz wieder ſchauen. Der Gedanke regte ſich dunkel in ihr, wie Zeit und Umſtände trefflich wären, aus dem väterlichen Hauſe zu gehen. Dann war ſie von Allem frei ... und was würde der Honza ſagen, wenn ſie ſo auf einmal zu ihm käme, ſo treu und folgſam ſeinen Worten? ...

Jeden Augenblick erwartete ſie, daß er kommen werde. Er wußte ja, daß ſie heute allein war! In dieſem Sehnſuchtsdrange kam ihr an dem Pfarrverweſer Alles wie lauterſte Wahrheit vor. Sie verſtand ihn erſt jetzt, ſie wollte ihm angehören. —

Gegen Mittag ging ſie zu den Eltern Honza's, um unter einem nichtigen Vorwande nachzuſehen, ob der Herr Kaplan noch nicht da ſei. Sie fand ſie beim Eſſen und es mußte den Leuten jetzt gut gehen, denn es ſtand Fleiſch auf dem Tiſch. Die Waczlavin wunderte ſich ſehr, daß das „Fräulein" heute am „langen" Tag zu ihnen käme; Hannele aber meinte, ihr ſei in dem öden Hauſe bang geweſen. Als ſie einmal auf das Fleiſch in der Schüſſel ſah, ſagte der alte Waczlav, der das bemerkte: „Nicht wahr, Fräulein, das wundert Sie bei uns zu ſehen?"

„Mich wundert das gar nicht," meinte Hannele verlegen.

„Und das Alles," fiel die Waczlavin ein, „das haben wir von unſerem hochwürdigen Herrn Sohn! Gott ſoll ihm Glück und Segen geben, denn unſer Honza iſt auch von oben gekommen, drum hat ihn der Herrgott ſo gern!" — —

Sie ging wieder nach Hauſe. Honza, der gute treffliche Sohn, ſtand leuchtend wie ein Engel des Himmels vor ihr.—

In einem Athem unternahm Hannele jetzt Alles, womit ſie Gott, Glauben und Zukunft zerriß. Sie war der Macht eines unaufhaltſam drängenden Geſchickes verfallen. —

Zuerst nahm sie das Gebetbuch, das noch aufgeblättert auf dem Tische lag, und warf es auf den Boden. Dann öffnete sie stürmisch einen Kasten und riß einige Kleidungsstücke heraus, aus einem andern nahm sie Wäsche. Sie band das Alles in ein Tuch zusammen. Kleinere Dinge raffte sie eilig zu sich. Das Knarren der Thürangeln, die lautlose Stille um sie, erschreckte sie. Sie wollte schon gehen, da erinnerte sie sich, daß sie kein Geld bei sich habe. Noch einmal nahm sie den Schlüssel und schloß den Schreibkasten des Vaters auf. Silbergeld glänzte ihr entgegen, sie nahm es und erschrak nicht. Als sie das Geld in einer der Taschen verbergen wollte, fand sie keinen Raum mehr darin. Emsig suchte sie noch in den Schubfächern nach etwas, worin sie es bewahren könne. Da fiel ihr das Säckchen mit der theuren Erde aus Jerusalem auf, das dort schon seit zwei Jahren lag. Sie prüfte nicht lange; schnell war die Schnur herabgerissen, die es zusammenhielt — der kostbare Inhalt auf den Boden verschüttet. Das Geld that sie in das nun leere Säckchen. Erst jetzt überkam sie das Grauen der That, sie ließ Thüre und Kasten angelweit offen und floh zum Hause hinaus. —

Einer jener sonderbaren Lichtpunkte der Seele gab ihr in der Hausflur einen Augenblick der Ueberlegung. Die Waczlavin stand gerade vor der Thüre. Athemlos lief Hannele zu ihr über die Gasse. „Gebt acht auf das Haus, Waczlavin," sagte sie zu ihr, . . „und wenn meine Leute nach Hause kommen und nach mir fragen . . sagt ihnen, ich bin zu Euerem Honza gegangen . . und werde nie mehr kommen . ."

Ohne ein weiteres Wort lief sie wieder ins Haus zurück. Dort nahm sie das Bündel unter den Arm und schlug über den Hof den Weg nach den Feldern ein.

Die Waczlavin sah ihr erstaunt nach. —

15. Schluß.

Als die Männer bei eingebrochener Nacht, matt und hungrig, ins Dorf zurückkamen, fiel es dem voranschreitenden Randar schon von ferne auf, warum er denn in der großen Stube kein Licht brennen sehe.

„Sie wird in der Küche sein und anrichten," meinte der Hausjung'.

Im Stillen freute sich Rebb Schmul über die Vorsicht Hannele's, daß sie das Licht nicht „allein" brennen ließ. Unter mannigfaltigen Gesprächen und Scherzfragen, wer am besten das Fasten überstanden, und über den „Berg" des Jom Kippurs gekommen, erreichte man das Haus. Der Randar vergaß auch heute nicht, wie immer nach einem Fasten, die Mahnung auszusprechen, im Genusse der Speisen mäßig zu sein, sonst könne der Jom Kippur ein Gift für den Magen und nicht eine Wohlthat für die Seele werden. Moritz, als Doktor, mußte ihm das bestätigen. Lautbilligend versprachen die Andern seinen Rath zu befolgen; innerlich jedoch fand Rebb Schmul rebellischen Widerstand.

Vor ihrem Hausthor, im Schatten der Nacht stand noch immer die alte Waczlavin und bewachte die Wohnung des Randars. Sie selbst war der finstere Nachtgeist, der nur das Zauberwort auszusprechen hatte, um das ganze Haus in eine Stätte des Jammers und Unheils zu verwandeln. Mit dem Abendgruße schritten die Männer an ihr vorüber. Die Waczlavin schlich näher. —

Auch die Hausflur war dunkel, in der Küche brannte kein Feuer. Noch überkam den Randar nicht die leiseste Ahnung.

„Sollt' sie denn noch nicht wissen," fragte er sich selbst,

„daß man schon Feuer anzünden darf? Ich wett', sie ist vor Hunger eingeschlafen."

In der Finsterniß tappten sie durch die weiten Stuben. Auf vielfältiges Rufen nach Hannele regte sich kein Laut, ward kein Schritt hörbar; stille Angst, die sich auf das Ungeheuerste vorbereitete, überfiel jeden.

„Lebendiger Gott!" rief der Randar, „dem Kind wird doch nichts zugestoßen sein?"

Der Jung' war in die Küche hinausgegangen, um das Feuerzeug zu holen; er brachte Licht in die Stube. Nun hatte man den grausen Anblick: Schränke und Kasten weit offen, am Boden verstreute und vergessene Kleidungsstücke, überall Unordnung, das heilige Gebetbuch auf dem Boden liegend.

„Sieht's da nicht aus," meinte der Jung' ganz ohne Arg', „als wären, Gott behüt', Diebe eingebrochen?"

„Wer sagt das?" schrie der Randar und ergriff den Jung' heftig beim Arm. Währenddem hatte er selbst die Augen in der Stube herumgeworfen und die Unordnung bemerkt. Aus dem Schreibtische fehlte das Geld, die kleinen Schubladen standen offen.

„Da müssen Diebe gewesen sein!" sagte er halblaut, als fürchtete er noch seinen Ausspruch bestätigt zu finden. Um so heftiger wiederholten sich jetzt die Rufe nach Hannele; man suchte sie mit Lichtern in dem weiten Hause, jeder Winkel ward untersucht, jeder Spur nachgegangen. Die rechte hatte noch Keiner gefunden.

Mittlerweile hatte Rebb Schmul den Kasten näher besehen. Er fand mit Abgang des Silbergeldes, das aus den hölzernen Schüsselchen fehlte, und nur wenige Gulden betragen hatte, nichts vor, weshalb er auf einen gewaltsamen Einbruch schließen sollte. Er riß die Fächer auf, worin mehr Geld und

Kostbarkeiten lagen; nichts fehlte. So war er auch zu der Stelle gekommen, wo einst die Erde aus Jeruschalaim aufbewahrt lag; da hörte man ihn plötzlich schreien: „Die Erd', die Erd' ist fort. Das hat kein Dieb gethan."

Auf das Geschrei war die Waczlavin wieder näher getreten, sie stand jetzt auf der Schwelle der Stube.

„Die muß wissen, wo Hannele ist," rief der Jung' und zog die Bäuerin in die Mitte der Stube.

Die Waczlavin meldete nun in einfachen Worten den Auftrag Hannele's.

„Wehgeschrien!" rief der Randar, „sie ist zur Taufe gegangen."

Wie eine von Brandfackeln erhellte Gegend stand jetzt mit einem Male das Leben Hannele's vor Aller Augen, besonders Moritz erkannte es deutlich mit allen seinen Umrissen. Noch zitternd von dem Gehörten sagte er: „Das kann nicht sein! Hannele kann sich nicht so vergessen haben."

„Die Erd', die Erd'!" schrie der unglückliche Vater, „sie hat mich kränken wollen, das überleb' ich nicht!"

Vor gewaltigem Schmerz stand er dann lange sprachlos da, händeringend, das Gesicht beinahe versteinert. Wie die Seele in solchen Augenblicken keine ihrer Empfindungen deutlich erkennt und oft nur das Unbedeutendste ihres Wehes ergreift, so rief Rebb Schmul nur: „Die Erd', die Erd'!" er konnte nicht einmal weinen.

„Und gerade am heiligen Jom Kippur!" murmelte Mendel Wilna vor sich.

Moritz meinte schnell gefaßt, der Schritt Hannele's dürfe noch nicht geschehen sein, nach dem Gesetze müsse der Vater doch zuerst befragt werden und Hannele sei noch nicht großjährig. Dieser Zuspruch war vom Randar nicht überhört worden, er war nun schnell entschlossen.

„Gieb mir den Stecken her," sagte er beinahe ruhig zu Moritz, „ich will sie mir selbst abholen."

Damit knöpfte er schon den Rock zu und langte nach dem Stocke, den ihm Moritz noch nicht gegeben hatte.

„Mich laß gehen," rief Moritz, „ich bring' sie eher zurück."

Wüthend drückte der Randar ihn zurück. „Den Stecken her!" schrie er, „sie soll mir nicht lebendig aus der Hand. Todt will ich sie schlagen, den Bankert. Sie bringt mich so ins Grab."

Unsägliche Gewalt mußte Moritz, der die Furchtbarkeit der Scene überdachte, wenn der Vater selbst ging, um die Entflohene zurückzuholen, anwenden, um ihn zu beschwichtigen. Mendel Wilna und der Jung' baten und hielten ihn ebenfalls, bis er endlich durch Aller Anstrengung und eigentlich mehr körperlich erschöpft nachgab.

„Ich geh' auch mit," sagte Mendel. Der Jung' ging in den Stall, um die Pferde anzuschirren. Es war das Werk weniger Augenblicke. —

Sie fuhren in die finstere Nacht hinein, die Rosse konnten deswegen nur langsam vorwärts. Der Jung' verfehlte mehr als einmal den rechten Weg. Sterne und Mond leuchteten nur unsicher; die ganze Fahrzeit dehnte sich zur Unendlichkeit aus. —

Keiner sprach ein Wort. Es war spät in der Nacht, als sie in das Dorf einfuhren. Alle Pulse hämmerten in Moritz, und wie vor einer ungeheuren That war er bewegt. Seine ganze Kindheit war ihm vor die Seele getreten; er habe doch mehr, meinte er, aus dem Becher der Erkenntniß getrunken, und doch sei es Hannele, die die Wege des alten Glaubens verlassen. Dann sagte er sich, daß das Mädchen nicht aus besserer Erkenntniß den ungeheuern Schritt gewagt hatte. In diesem

Gedanken wurde er beinahe muthlos, er wußte nicht, wie er der Schwester begegnen solle. Solch' eine Kluft hatte ein einziger Tag zwischen seinem Nächsten und ihm aufgeworfen. —

Vor dem Wirthshaus machten sie Halt. Moritz ließ da den Jung' mit den Pferden zurück; denn trotz seiner Lage, hatte er die Klugheit, nicht bis zum Pfarrhaus vorzufahren. Zu Fuß gingen er und Mendel Wilna durch das Dorf. Die Kirche mit der Pfarre liegt am äußersten Ende; es brannte noch Licht darin.

Dort angekommen, blieb Moritz zögernd stehen. Die ganze Last seiner Sendung überkam ihn mit einem Male. So nahe am Ziele überfiel ihn Zweifel und Muthlosigkeit.

„Nu, gehn wir oder nicht?" fragte Mendel den Zögernden; „sagen muß ich aber, wenn nicht Ihr Vater wäre, sollt' man sie da lassen, das wär' am besten; denn was werden wir an ihr haben? Eine Jüdin wird sie doch nicht. Wer mal fortgegangen ist aus einem Judenhaus, der kommt nicht mehr zurück. Wer kein Jud' bleiben will, soll fort, Gott braucht solche Fortgelaufenen nicht!"

„Das ist schon wieder so ein Rath," sagte Moritz grimmig, „wie der mit Aufbauen von Jeruschalaim." —

Nun schlug er mit beiden Händen kräftig an die Thüre, daß das Haus erdröhnte. Anfangs regte sich kein Laut, dann kam Licht über den Gang und die Haushälterin schob den schweren Riegel zurück. Als sie der beiden Männer ansichtig wurde, erschrak sie nicht im Geringsten, sie schien auf ihr Kommen vorbereitet.

„Was wollt ihr?" fragte sie.

„Ich will mit dem Herrn Kaplan sprechen."

„Der hochwürdige Herr ist schon zu Bett gegangen," sagte die Haushälterin zögernd, „kommt morgen."

„Das geht nicht," ſchrie Moritz, „ich muß jetzt mit ihm ſprechen."

Die Haushälterin, erſchreckt über ſeine wilde Geberde, ſtieß einen wilden Schrei aus, da ging eine Thür auf und der Kaplan ſelbſt im geiſtlichen Hauskleid trat heraus. Er war noch nicht in Schlaf geweſen, das ſah man ihm an.

Einige Augenblicke ſtanden ſich die beiden Männer ohne ein Wort gegenüber, dann ſagte der Kaplan beinahe tonlos: „Ich weiß, warum Sie kommen."

„Um meine Schweſter."

Der Geiſtliche bat die Männer, in die Stube zu treten. Hannele war nicht da.

„Sie wird nicht mehr zurückkehren," ſagte er mit finſterer Stirn, „ſie hat es mir ſelbſt vertraut."

„So will ich mit ihr ſelbſt ſprechen."

„Sie hat mir ihren Willen deutlich und ohne Vorbehalt erklärt, zur chriſtlichkatholiſchen Kirche überzutreten. Dagegen kann kein Menſch etwas einwenden."

„Lächerliche Anmaßung!" ſchrie der am ganzen Leibe zitternde Moritz, „eine Seele losreißen zu wollen, wie einen Baum, wenn er noch mit allen Wurzeln im Boden ſteht. Das Mädchen iſt noch nicht majorenn."

„Und meinen Sie denn", fiel der Bettler ein, „man kann ſeine Religion wechſeln wie man die Hand umdreht?"

„Es iſt ihr freier Wille."

„Sie hat keinen," ſprach Moritz feſt, „und der Vater erlaubt es nicht. Ich mache Sie auf das bezügliche Geſetz aufmerkſam."

„Das ſagſt Du? Du ſprichſt von Geſetzen? Sie gelten für uns nicht!"

„Ja!"

„Sie wird nicht mehr zurückkehren," ſagte der Kaplan, „und es kommt mir auch ſonderbar vor, daß gerade du ſie zurückforderſt. Du ſollteſt doch wiſſen, daß ſie einem reinen, ſchönen Glauben entgegengeht. Und da ſie ſich aus freier Willenskraft danach ſehnte, wäre ſie eher zu beneiden. Du haſt dich auch geändert, Moritz!"

„In meiner Ueberzeugung nicht — erinnern Sie mich übrigens nicht an die Zeiten des du. Die Schweſter muß zurückkommen."

Da brach in Honza der lang verhaltene Grimm hervor. „Und wenn Ihr Alle kommt," ſprach er heftig, „ich gebe ſie nicht heraus."

Währenddem war die Haushälterin hereingekommen und raunte dem Kaplan etwas ins Ohr, was Moritz und Mendel nicht verſtehen konnten. Der Pfarrer ſchien beſtürzt und wollte eiligſt zur Stube hinaus. An der Thüre jedoch trat ihm Hannele entgegen.

„Iſt es wahr, Mädchen," rief er und wollte ſie bei der Hand faſſen, „daß du wieder nach Hauſe gehen willſt?" Hannele riß ſich aber los, ſie ſtand jetzt in der Mitte zwiſchen dem Kaplan und Moritz. —

Bei ihrem Anblick fühlte Moritz allen Zorn und Groll von ſich gewichen. Laut weinend ſtürzte er auf ſie zu. „Willſt du dem Vater das Herzeleid anthun, Hannele?" rief er, „hat er dich nicht immer geliebt, mehr als mich? Was ſoll er nun anfangen, wenn ſein liebſtes Kind ſo an ihm handelt?"

Der Kaplan biß ſich in die Lippen. Mendel Wilna rannen Thränen über das Angeſicht. Auch er ſprach ihr zu.

„Wenn einmal Auferſtehung der Todten ſein wird, da werden ſie alle die zuſammentreffen, die im Leben zu einander gehört haben! Vater und Mutter werden ſich mit ihren Kin-

dern freuen, wo wirst aber du sein, Hannele? Wo wird dein Gebein liegen? Wer wird dich anerkennen? dein Vater nicht, deine Mutter nicht, zu wem willst du dann gehen?"

Eine schwüle Stille lagerte sich über die Stube nach diesen Worten. In Hannele war aber schon der Kampf entschieden. „Redet nicht länger," sagte sie mit fester Stimme, „ich geh' schon, der Vater soll mit mir machen, was er will."

„Geh'," sagte der Kaplan mit Bitterkeit, „du bist immer falsch gewesen, wie Ihr's Alle seid," und ging in eine andere Stube, deren Thüre er heftig hinter sich zuschlug. —

Als sie draußen vor dem Hause standen, warf die Wirthschafterin das Bündel mit Kleidern, das Hannele mitgebracht, zum Fenster hinaus.

„Geh'," rief sie ihr giftig nach, „du verfluchte Jüdin!"

So fuhr Moritz mit der Schwester wieder heim. Das Mädchen lag weinend auf seinen Knieen. Der Jung' trieb die Pferde gewaltig an, sie flogen beinahe so schnell wie die Gedanken in Moritz. Um Mitternacht kamen sie an.

Als der Randar die gewonnene Tochter wieder vor sich sah, sprach er kein Wort, er blickte sie nur starr an und wandte sich zur Seite. Moritz erschrak über dieses Schweigen; es schien ihm nichts Gutes zu bedeuten. Lieber hätte er Sturm und Vorwürfe gehört. Kaum wußte er, was er von dieser Wandlung denken sollte.

Es bestätigte sich auch. Die Flucht Hannele's hatte an den Lebensbaum des Randar's die Axt angelegt. Am andern Tage konnte er sich vom Bette nicht erheben, und als Mendel Wilna wieder seines Weges ziehen wollte, bat er ihn mit schwacher Stimme noch zu bleiben, bis er gestorben sei. Kein Zuspruch nahm ihm diesen Wahn, er blieb hartnäckig dabei, daß er nicht mehr aufstehen würde. Das lange Fasten am

Jom Kippur und der darauf folgende Gram zehrten und nagten an seinem Leben. Er lag stets gegen die Wand gekehrt, sprach selten und nur zuweilen hörte man ihn die in seiner Seele stehend gewordenen Laute: „Die Erd', die Erd'!" leise vor sich hinstöhnen.

Zu Sukkot kam kein Bräutigam auf „die Beschau," wohl aber war eine Leiche im Hause; der Randar war am zweiten Tage des Laubhüttenfestes gestorben. —

Beim Weggehen sagte Mendel Wilna, der für immer Abschied nahm: „Nach Allem, was ich bis jetzt gesehen und gehört hab', sollt man Jeruschalaim doch aufbauen. Ich werd' erst jetzt recht anfangen." —

Moritz ist Arzt in einem stillen Ghetto Böhmens. Er heilt kranke Leiber und Seelen. Seine Schwester Hannele ist ein lebender Beweis dafür. Sie wird ehelos bleiben. Sie, die schon auf „fremden Wegen" gewandelt kann, sie vergessen, wer einst ihr Jugendgefährte gewesen?

Ohne Bewilligung.

Einen ſchönern Anblick als heute hat die Gaſſe ſchon lange nicht gewährt. Es iſt „Cholemoed", und wie ein luſtig-toller Junge, der in ſeiner Seligkeit nicht weiß, was er früher anfangen ſoll, geht er im Ghetto auf und nieder und lacht und ſcherzt und treibt ausgelaſſene Poſſen. Wir bemerken für Diejenigen, denen die Sprache der Offenbarung — wie hottentottiſch klingt, daß der Cholemoed jene ſchöne Zeit der Halbfeiertage iſt, die jährlich zweimal, am Oſtern- und am Laubhüttenfeſt einfällt. Denn wie man weiß, ſind dieſe beiden Feſte ſehr langathmiger Natur; ſie dauern durch volle acht Tage. Da hat aber der kluge Geſetzgeber, der ſehr wohl wußte, daß es der Menſch in Leid und Freud nie lange aushält, den Cholemoed hineingeſchoben. Das iſt ein Tag wie jeder andere; man kann ſeinen Geſchäften nachgehen wie ſonſt, auch nimmt die Synagoge nicht den größten Theil des Vormittags weg; wie überhaupt tauſend Zeichen, die man aber mehr empfinden als ſehen muß, es beweiſen, daß heute nicht „Jontef" (Feiertag) iſt. Dennoch blickt eben derſelbe „Jontef" überall hin-

durch; es ist, als ob man den Leuten verboten hätte, davon zu sprechen, und sie ließen nun in Ermangelung dessen, ihre Kleider, Gesichter und Geberden es einander zurufen. Ueber allem Thun und Treiben liegt ein eigenthümlich festlicher Duft, nirgends tönt der grelle Schrei des „Geschäftes," und nur, um gleichsam nicht aus der Uebung zu kommen, geht der tägliche Erwerb auch heute seine gewöhnlichen Wege. Aber es waltet nicht der sonstige Geist der Betriebsamkeit; man sieht es dem Rücken, der sich unter dem Packe mit Kattuntücheln und Westenstoffen krümmt, an, daß er sich lieber an die weichen Polster eines Sabbatsitzes lehnen, und den Augen, die einen Sack Wolle mustern oder ein Stück Seidenband abrauschen lassen, daß sie sich weit lieber am Dufte der Jontefspeisen weiden möchten! —

Der Cholemoed ist, um „hoch" zu sprechen, gleichsam das vermittelnde Prinzip zwischen den stummen Lippen des Sabbats und der hastigbeweglichen Gestikulation eines gewöhnlichen Werkeltages. Daher auch sein so eigenthümlicher Charakter!

Muß man es nicht geradezu sagen, daß selbst die Natur heute Cholemoed hält? Singen die Vögel nicht lauter, scheint nicht die Sonne freudiger? Wie goldene Knäuel wirft sie ihre Strahlen über die engen Giebeldächer des Ghetto's! Oben ist Licht, unten halbe Dämmerung. Wo aber die Gasse breiter ist, da lösen sich die goldenen Fäden auf und fallen gewaltig hinab; wer dann zufällig darunter geht, dessen Gesicht wird ganz angestrahlt und sonnig, beinahe ganz vergoldet! —

Da kommt mir gerade so ein sonnigvergoldetes Gesicht in den Weg! Ich kenne und grüße dich, Jaikew Lederer, und möchte dir gerne „Salem Alechem" zurufen, wüßte ich nicht, daß der Friede schon in deinem Herzen ist! Die ganze Woche hat er sich auf den Märkten herumgetrieben, und mit schlechtem

czechiſchen Accent ſein: laczini, laczini! (wohlfeil) geſchrien, die Elle hat in ſeiner Hand geklappert, und vielleicht hat er doch nichts „gelöſt.“ Aber heute iſt er zu Hauſe geblieben und der „Cholemoed“ findet kein gläubigeres, ihn tiefer ehrenderes Gemüth als das gehetzte Menſchendaſein unſeres Jaikew Lederer!

Wie er da geht mit den nachläſſig ineinander ſchlenkernden Händen auf dem Rücken, ein „Jontefliedel“ vor ſich hin murmelnd, das der Vorſänger geſtern zum erſten Male in der Synagoge angeſtimmt, auf ſeinem Haupte den wohlausgebürſteten Sabbathut, und auf dem Leibe den alten, auf ſo vielen Dorfwanderungen erprobten, etwas fadenſcheinigen Rock, über den jedoch ein weißes Halstuch die milde Poeſie des Feiertags herableuchtet, mit dieſem lächelnden, auseinandergefalteten, ruhig ſichern Antlitz – iſt Jaikew Lederer nicht der leibhaftige „Cholemoed“ ſelber?

Wahrhaftig jenes alte Mütterchen, das dort an der großen Stiege einen Detailhandel mit ſchimmeligem Käſe und runzligen Citronenſchalen treibt, hat uns ganz aus der Seele geſprochen, wenn es dem Vorbeiſchreitenden zuruft: „Gehſt du heut' nicht auf's Dorf, Jaikew?“ weil wir zugleich wußten, welche Antwort er geben werde.

„Wo fallt ihr aus, Muhm Gitel?“ ſagt er, „heut' aufs Dorf gehen!! Soll denn der Bauer das ganze Jahr keine Ruh' vor mir haben? Oder ſoll nur der reiche Schmul Brandeis bei Weib und Kind daheim bleiben können und Küchel*) eſſen, und ich, Jaikew Lederer, mit dem Pack herumlaufen, weil ihm Gott ein paar „Pehm“**) mehr beſcheert hat, als mir? Heut'

*) Eine Art jüdiſches Feſttagsgebäcke.

**) „Pehm“ ſtatt Böhm, wie man die nun außer Brauch gekommene Groſchen noch jetzt nennt.

ist Cholemoed und mich bringt kein Mensch aus der Kille (Gemeinde) fort!"

Damit schreitet er weiter und das Jontefliedel auf seinen Lippen, das er wieder angestimmt hat, verhallt in dem muntern Getöse des Ghetto's.

Denn auch anderwärts erblicken wir die Lebenszeichen des Halbfeiertages. In den Gewölben stehen die geputzten Hausfrauen, oder sitzen in Gruppen, plaudernd und scherzend davor. Das „Geschäft" ist heute Nebensache; aber seht nur diese buntbebänderten Hauben, diese goldenen Halsketten, diese schimmernden Perlschnüre! Gönnt ihr diesen armen Frauen nicht ebenfalls ihren Cholemoed, wo sie das Alles ins gehörige Licht stellen können? —

Zwischendurch rennen lärmende Knaben; die brauchen heute keinen Schulstaub zu schlucken. Da steht eine Mutter umringt von drei Schreiern, die Geld zum Spielen begehren. Der eine rankt sich hinauf, ihr freundlich liebkosend, der andere hätschelt ihr die Hände, während der dritte und kleinste feinlistig an der Schürze zerrt, wo sich die klingende Münze befindet. Sie widersteht lange, endlich ergiebt sie sich.

„Und was werdet ihr mit dem Geld anfangen?" fragt sie.

„Heut' ist Cholemoed," antworten die Schreier im Dreiklang und rennen mit ihrer Beute davon. —

Man müßte die ganze Tiefe eines Mutterherzens zu deuten wissen, wollte man jenes Lächeln verstehen, wenn die Mutter, nachdem sie einen langen Blick den davoneilenden Knaben nachgeworfen, sich zu einer nebenan stehenden, reichgekleideten Frau wendet und zu ihr spricht:

„Sehen Sie, Madame Vögele, das hat man davon, wenn man Kinder hat?"

Und warum fällt aus den Augen jener Reichgekleideten

bei dieſen Worten ein ſo gallicht grüner Schein? Wurde ſie beleidigt? — Die Frau hat nämlich keine Kinder. —

Dort an der alten Synagogenmauer, wo die drei Nußbäume ſtehen, die dem Schuldiener ſo gute Nüſſe auf's ganze Jahr geben, iſt ein Haufe ſpielender Knaben beiſammen. Sie üben ſich im „Kopf und Adler." Eine Münze nämlich wird an die Wand geworfen und da muß man entweder auf den „Kopf" des Kaiſers oder ſein Wappen, den „Adler" gewettet haben, um wie eines von beiden fällt, zu gewinnen oder zu verlieren. Dem rothhaarigen Burſchen mit dem ſommerfleckigen Geſicht lacht eine häßliche Freude aus den Augen; er trägt das Geld ſeiner meiſten Spielkameraden in der Taſche. Einem andern mit ſanften lieben Zügen rinnen helle Thränen über die Wange. Er hat Alles verloren, was ihm die Mutter zum Cholemoed gegeben . . .

Die Scene ändert ſich mit einem Male. Am Anfang der Gaſſe zeigt ſich eine Kutſche, auf dem Bocke ſitzt ein rothgejackter Poſtillion, der die Peitſche luſtig knallen läßt. Einen Augenblick darauf ſieht man einen jungen Mann herausſteigen, der kommt gerade auf das Ghetto los! Bei ſeinem Anblick geht ein Ziſcheln ſtiller Verwunderung durch die Gewölbe, durch die geputzten Hausfrauen. Neugierige Mädchenköpfe erſcheinen an den Fenſtern; ſelbſt die Knaben raſten für einen Augenblick. Der junge Mann, wie ein „Prinz" gekleidet, blitzende Ringe an allen zehn Fingern, die einen magiſchen Glanz um ſich werfen, um den Hals eine vornehm atlaſſene Cravatte geſchlungen, iſt vor einem Gewölbe ſtehen geblieben und hat ſich dort nach der Wohnung des „Herrn" Schmul Brandeis erkundigt.

Bei dieſer Frage ſieht man plötzlich aus dem Rudel der Knaben einen herausſtürzen, der gleichſam mit verhängten

Zügeln auf das Haus des „Herrn" Schmul Brandeis losrennt. Der Glückliche! Er wird der Erste sein, der dort die Nachricht von der Ankunft der Kutsche verbreiten wird. Das schönste „Beckenbrod" wartet dann seiner! —

„Dort wird's heut einschlagen," meinte die Mutter jener drei Schreier zu der Reichgekleideten; „ich hab' den Schadchen das ganze Jahr da hinauflaufen sehen."

„Es wär' auch an der Zeit," entgegnete die andere darauf mit spöttischem Lächeln, „mit ihren zehntausend Gulden klaubt sie sich schon lang genug herum. Die schönsten Partien sind ihr schon gered't worden; vielleicht bleibt sie doch einmal hängen."

„Kriegt sie denn wirklich zehntausend Gulden?"

„Baare zehntausend Gulden und eine Ausstattung — eine Prinzessin kann sie nicht schöner haben."

Die beiden Frauen hatten es getroffen; der junge Mann in der atlassenen Cravatte mit den blitzenden Ringen war wirklich zu der Tochter von Schmul Brandeis auf die „Beschau" gekommen. —

Das alles aber, der junge Mann und die Tochter des reichen Hausherrn und ihre zehntausend Gulden und die „Beschau" wird jetzt über einen andern Anblick vergessen. Aus dem Hause des Rabbiners kommt jetzt eine Schaar Bräute und Bräutigame heraus. Die gehen jetzt einen schweren Gang — sie müssen nämlich aufs „Kreisamt," wo sie aus dem „Bne-Zion"*) werden geprüft werden. Diese Furcht

*) Nach den damals bestehenden Gesetzen — wir schrieben das Jahr 1847 — mußte jede Braut und jeder Bräutigam des Ghettos, bevor sie an das „Einkommen" um die Heirathsbewilligung denken durften, zuvor aus dem religiös moralischen Lehrbuch „Bne Zion" in Gegenwart des Kreishauptmanns und des Kreisrabbiners geprüft werden.

ist besonders einigen unter ihnen, stämmigen Gestalten, die man an der bäuerischen Aussprache des Jargons als „Dorfmaden" und „Landmotzen" erkennt, nicht zu verargen. Sie treten vielleicht zum ersten Male aus dem stillen Bereich ihrer Heimath und sollen nun in Gegenwart des Kreishauptmanns Rechenschaft ablegen, was sie von der Religion ihrer Väter wissen oder nicht wissen. Bei andern ist der Blick wieder stolzer und sicherer. Denen ist die Prüfung nichts, sie haben das „Bne Zion" im kleinen Finger; sie lachen auch die furchtsamen „Dorfmaden" aus. Mit denen hat sich auch der Hauslehrer nicht durch ein halbes Jahr geplagt, ehe ihnen die „Moral" in den Kopf ging. Sie werden auch hochdeutsch antworten und schon im Voraus freuen sie sich auf die verkehrten Antworten so einer „Dorfmad" oder eines „Landmotz" — die glücklichen, eingeschulten hochdeutschen Mädchen und Jünglinge des Ghetto's! —

Durch alle diese Auftritte und gleichsam wandelnden Bilder war das lächelnde Cholemoedgesicht Jaikew Lederer's durchgeschritten. Er hatte sich nirgends aufgehalten, keinen Augenblick war das Jontefliedel auf seinen Lippen verstummt; wie ein Grundton zog es sich durch die verschieden klingenden und tosenden Laute des Ghetto's. Nur als er an den zur Prüfung gehenden Bräuten und Bräutigamen vorüberkam, war er still geworden; er sah ihnen lange nach, bis sie um die Ecke des „Kriminals" verschwunden waren. Jetzt war er in die Nähe der spielenden Knaben an der Synagogenmauer gekommen; es war gerade ein heftiger Streit unter ihnen ausgebrochen.

Der Rothhaarige nämlich, der mit dem sommerfleckigen Gesicht, hatte falsch gespielt. Als er sah, daß sich die kugelnde Münze nicht zu seinem Vortheil erwies, hatte er ihr durch eine schnelle Bewegung des Fußes eine ihm günstige Wendung

gegeben. Die anderen schrien Verrath und Betrug. Namentlich der Knabe mit den sanften lieben Zügen war darüber untröstlich; denn er stand gerade mit dem Rothhaarigen in der Wette. Der wollte sich aber nicht so ruhig ergeben, er behauptete seinen Betrug. Wie feurige Streiter für Recht und Wahrheit stürzten die Andern auf ihn los und bald war der Rothe eingekeilt zwischen den Fäusten der jugendlichen Rächer.

„Wart' nur," rief er zähneknirschend dem sanften Knaben zu, „wart nur, du Bankert; denn so einer bist du, dein Vater hat so ohne Bewilligung geheiratet!"

Der Knabe fing laut zu weinen an. —

Jaikew Lederer war nun ganz nahe getreten; er hatte den Schimpf des Rothhaarigen und das Geschrei des sanften Knaben vernommen. Mit einer hastigen Bewegung fuhr er in den Kreis, ergriff den Weinenden beim Arm und führte ihn, ohne ein Wort weiter zu sprechen, mit sich fort.

Und wie er jetzt durch das Ghetto ging, den Knaben an der Hand, der sein eigenes Kind war, ihr hättet den frühern Jaikew Lederer nicht mehr erkannt. Verstummt war das Jontefliedel auf seinen Lippen, dafür zuckte darauf ein bitterer Schmerz, der sich sogar bis in die Augen zu erstrecken schien, weil sie so feucht glänzten — verschwunden war das lächelnde Cholemoedgesicht!

Diese plötzliche Wandlung unseres Jaikew Lederer hatte ihren guten Grund. Wir hätten den auch früher schon erwähnen sollen, aber es ging wahrhaftig nicht an! Wie konnten wir dem seeligen schönen Cholemoed so etwas gerade ins Gesicht hineinsagen?

Dieſer Jaikew Lederer hatte wirklich ohne Bewilligung geheirathet, und da der Rothhaarige in ſeinem Grimme einige Blätter aus Jaikew Lederer's Leben und Daſein zurückgeſchlagen hat, ſo wollen wir ſie ſchon feſthalten und nicht eher weitergehen, bis wir ſie geleſen haben. —

Durch eine ſonderbare Fügung des Schickſals hatte Jaikew Lederer eine ganz auffallende Aehnlichkeit mit ſeinem Urahnen gleichen Namens, nämlich dem Patriarchen Jakob. Ja, wenn das ſchöne duftige Stück Romantik von der Liebe Jacobs zu Rahel nicht als verbürgte Thatſache verzeichnet ſtünde im erſten Buche Moſes, im ſo und ſo vielten Kapitel, man wäre verſucht zu glauben, das Ganze ſei nur eine Allegorie auf die künftigen Schickſale unſeres Jaikew Lederer!

Auf viel Romantik darf man ſich freilich nicht gefaßt halten, denn wir ſind im Ghetto! und da haben die Leute etwas ganz anderes zu thun, als müßig an den Ciſternen zu ſtehen und den ſchönen Rahel's die ſchweren Brunnenſteine wegwälzen zu helfen. Die Leute ſind da ſelbſt Steine und müſſen ſich ſchieben und wälzen laſſen, wie man nur will. Dergleichen Unähnlichkeiten werden überhaupt noch mehrere vorkommen. Das iſt aber nicht unſere Schuld. Eines hatten ſie aber Beide gemein; ſie hatten jeder ihren Laban; — den unſeres Jaikew wird man alſogleich erkennen.

Wie ſein Aeltervater, der Patriarch, hatte auch unſer Jaikew das Unglück ein Spätgeborner zu ſein, ja er übertraf ihn noch; er war der Viertgeborne unter ſeines Vaters Söhnen. Die alten jüdiſchen Mütter, die noch im Lande Kanaan ihre Kinder ſäugten, wie freuten ſie ſich und prieſen den Herrn, wenn ſie ſich an der Kraft vieler Söhne weiden konnten! Sie würden es kaum glauben, wenn wir ihnen den Jammer unſerer Mütter erzählten, die ſich weit mehr nach Mädchen als nach

Knaben sehnten. „Wo wird mein Jüngel eine Familie*) hernehmen?“ hörte man sie oft rufen und dieselbe Frage hat auch die Mutter unseres Jaikew schon in den ersten acht Tagen nach seiner Geburt — ohne Beantwortung an sich gerichtet.

Sein Vater, David Lederer war zwar ein „Familiant,“ das berührte aber unsern Jaikew gar nicht. Denn nach dem Gesetz mußte sein ältester Bruder Ruben die Familie ererben. Der war wirklich beneidenswerth, er hatte schon eine Familie, noch ehe er im Stande war, den Begriff dieses Wortes aufzufassen. Sein zweiter Bruder Nathan war noch ebenfalls glücklich zu nennen, er war ein Gelehrter, d. h. Doktor geworden und konnte ohne Familie heirathen. Anschel, sein dritter Bruder, genoß als ehrlicher Schneider dieselbe Begünstigung wie der Doktor; er hatte gleichfalls ohne Familie sich eine schaffen können, nur Jaikew selbst, der weder Erstgeborner noch Doktor, noch Handwerker, sondern ein „Dorfgeher“ geworden war, durfte von „Staatswegen“ auf keine Familie Anspruch machen! —

Es ist sonderbar, wie man so geboren werden und fortleben kann, wenn man eigentlich weiß, daß man ein Staatsverbrecher ist. Denn so einer war doch unser Jaikew, man mag nun sagen, was man will. Es ist wahr, die Erstgeburt konnte man ihm so wenig als Rebekka ihrem zweiten Sohn

*) Die Zahl der ansässigen Juden in Böhmen war seit langer Zeit auf einige tausend „Familien“ beschränkt; sie reichte aber nicht mehr aus, da sich die Populationsverhältnisse seitdem so verändert hatten. Die „Besitzer“ solcher Familien, die erblich waren, genossen mancherlei Begünstigungen; sie waren auch verkäuflich oder wurden von den Gutsherren und Magistraten vergeben. Oft ging die halbe Aussteuer für den Ankauf einer solchen Familie hin und nur der diplomirte Gelehrte oder der besteuerte Handwerker unterlagen dieser Bestimmung nicht. Ihre Kinder waren deswegen doch „familienlos.“ —

verſchaffen, aber warum wurde er nicht gleichfalls „Doktor“ oder „Schneider?“ warum verkannte er ſo Zweck und Abſicht der „Familien?“ Da er nun aber, vielleicht ſchon der Abwechſelung wegen, den Beruf eines „Dorfgehers“ gewählt hatte, was ließ ſich da an der Sache ändern? War Jaikew alſo, da ihm ſchon von vornherein jede Ausſicht auf eine „Familie“ benommen ward und er doch nach aller menſchlichen Berechnung den Willen hatte, ſich eine zu verſchaffen, nicht ſchon beim Eintritt in die Welt ein ſogenannter „Staatsverbrecher?“

Jaikew war auch wirklich in jene Jahre getreten, wo er dieſen Willen und auch den der Natur thätig beurkunden wollte. Er hatte ſeine Augen auf ein ſchönes „Reſele“ geworfen; ſie war die Tochter eines armen Dorfgehers, wie er ſelbſt war. Dieſe Wahl machte unſerm Jaikew alle Ehre, denn ſeine Reſel war wirklich eine holde Blume des Ghetto's, als „Partie“ war ſie aber nicht die beſte; denn die Ausſteuer betrug nur etliche hundert Gulden. Dennoch, als bei der Verlobung nun ſchon die Schale zum Zerbrechen hergelangt wurde, zum Zeichen, daß Jaikew und Reſel Bräutigam und Braut geworden ſeien, fragte man: „Wo wirſt Du aber eine „Familie“ hernehmen, Jaikew? Du biſt ja ein Viertgeborner.“ „Erſt will ich ein Bräutigam ſein,“ antwortete er, „für die Familie wird Gott ſchon ſorgen!“

Giebt es nicht eine Menge Leute, die alt werden und grau und dann ſterben, ohne einen richtigen Begriff vom „Staate“ mit ſich zu nehmen? Zu denen konnte ſich unſer Jaikew wahrlich nicht rechnen. Er trat nur zu bald in eine genaue Bekanntſchaft mit dieſem räthſelhaften Weſen, dem ſich keiner ſo ganz entziehen kann, weil man es vor, hinter und neben ſich hat — wie jenen berühmten Zopf. — —

Die erſten drei Jahre ſeines Brautſtandes waren vorüber

und Jaikew hatte noch keine „Familie." Es waren zwar während dieser Zeit eine Menge „Familianten" gestorben, aber die zweiten und dritten Söhne der reichen Hausherren waren ihm immer zuvorgekommen; nicht eine Familie war für ihn geblieben. Sein „Resel" war indeß zu einer schönen Rose erblüht.

Das war es auch vielleicht, was unsern Jaikew bewog, Erde und Himmel in Bewegung zu setzen, damit er seinen „Reschojin" oder die Heirathsbewilligung erhalte. Wenn nur nicht der „Staat" gerade in der Mitte zwischen beiden gelegen wäre! Auf eine „Familie" konnte er sich nun einmal keine Hoffnung machen; sie flog ihm immer hart am Munde vorüber. Da wollte Jaikew es versuchen, ob es nicht auch ohne „Familie" gehen würde. Er stellte also die Zeugnisse zusammen, die er zur Heirathsbewilligung nöthig hatte, und da selbst das Kleinste und Unbedeutendste unserer Wißbegierde etwas zuführen kann, so wollen wir das ziemlich dicke Bündel von „Atteſten, Gutachten und Bestätigungen," die alle auf theure Stempelbogen geschrieben sein mußten, ein wenig durchblättern.

Zuerst der „Conscriptionsbogen," worin bestätigt wurde, daß Jaikew vom Soldatwerden frei sei. Er war schon einmal bei der Assentirung gewesen — hatte aber eine schwache Brust. Nun, das war in der Ordnung!

Dann kam das „Blutverwandtschaftszeugniß," ein sehr nöthiger Beweis, daß Jaikew in keinem unerlaubten Grade mit seiner Braut verwandt war.

Hierauf das „Bne Zionzeugniß," von dem wir bereitswissen.

Das „Schulzeugniß," daß er lesen und schreiben gelernt, und

Ein „Geburtszeugniß," was eigentlich unnöthig war; denn wozu ward er geboren?

Ein „Wohlverhaltungszeugniß," daß er ein wohlgesitteter Mensch sei. Nun, in diesem Punkte konnte man wahrhaftig ruhig sein. Jaikew that das ganze Jahr nichts Schlechtes: er betrank sich nie und machte Nachts keinen Lärm. Wir fragen noch, wer verhält sich im Ghetto nicht wohl?

Endlich kam noch das „Religionszeugniß," als nothwendige Ergänzung zu dem Geburts- und den anderen Zeugnissen, und endlich

Der „Todtenschein," daß sein Vater bereits das Zeitliche gesegnet.

Mit so vielen Zeugnissen, Bogen und Scheinen sollte man glauben, hätte Jaikew eben so viele Heirathsbewilligungen erlangt; — aber er bekam nicht eine! Denn das Wichtigste fehlte in dem dicken Bündel; nämlich der Auszug aus dem Judenfamilienbuche — Jaikew war leider kein „Familiant."

Die Zeugnisse wurden eingereicht; ein halbes Jahr verstrich, während Jaikew schon wähnte, das Gubernium hätte längst sein großes Amtssiegel auf die Bewilligung gedrückt. Da brachte ihm an einem Sabbat der „Magistratspolizei" das ganze Bündel zurück, in Begleitung noch einer andern „Zustellung," deren ganzer Inhalt sich auf die wenigen Worte beschränkte, wie: „Da dem Jakob Lederer, Handelsjud', wohnhaft sub N, G 15 wohl bekannt sein solle, daß man ohne den Auszug aus dem Judenfamilienbuche, wenn man sonst nicht durch die Bestimmungen der Gesetze (die hier nach ihren Paragraphen angeführt waren) befreit sei, um die Heirathsbewilligung nicht einkommen dürfe, wie also der Jakob Lederer schon wegen Unkenntniß der Gesetze und Unterlassung ihrer Befolgung für diesmal gänzlich abzuweisen sei." —

Unter der Zustellung stand der Name eines Magistratsrathes unterfertigt, zum Beweise, daß das dicke Bündel mit Zeugnissen

während eines halben Jahres noch keinen Fuß über das Rathhaus hinausgesetzt hatte. —

Jaikew Lederer und seine „Rose" sahen dadurch ihre nächste Zukunft wie mit einem scharfen Messer durchschnitten; es vergingen wieder drei Jahre, ehe sie sich von der ersten Abfertigung erholt hatten. Eines hatte aber die Zustellung abzufertigen vergessen, nämlich, daß sie aufhören sollten, einander anzugehören, sich zu lieben und zu hoffen, wiewohl das „implicite" ebenfalls verstanden war. —

Es ist etwas Rührendes um so ein altgewordenes Brautpaar. Nur ganz schämig tritt da die Liebe auf, sie drückt sich verstohlen die Hände und erröthet nur, wenn es die Leute nicht sehen. Sie kennt das Geheimniß, das sie in den ersten blühenden Jahren erwachen hieß, beinahe auswendig und kann doch nicht sagen, wie es nach gänzlicher Lösung aussieht — ihr Sehnen grenzt so nahe an Befriedigung, und ist doch nur ein peinliches Mittelgefühl zwischen beiden. Die Leute hatten ihren Spaß daran, wenn sie über das alte Brautpaar spotten konnten. Am Sabbat gingen Jaikew und Resel gewöhnlich ganz allein spazieren, denn sie paßten weder zu den „Jungen", noch zu den Eheleuten. Die Leute meinten dann, warum man denn die Zwei so allein gehen lasse? ob denn das nicht gefährlich sei? —

Jaikew hatte noch einmal „eingereicht" und diesmal ließ die „Zustellung" nur vier Wochen auf sich warten. Dafür war sie diesmal in einem weit weniger zärtlichen Tone abgefaßt, als das erste Mal; es stand darin von einer „Nichtmehrbehelligung" des Gerichtes und andern „Zurechtweisungen," wie diese lieblichen Ausdrücke lauten. Es war im vierzehnten Jahre ihres Brautstandes, Jaikew war ein alter Jung' mit sechs und dreißig Jahren, Resel zählte nur um drei weniger.

Jaikew brachte die Zustellung ins Haus seiner Braut, sie lasen sie zusammen und der „alte Jung'" und die „alte Mad" weinten zusammen wie Kinder oder etwa wie Jakob und Rahel, als ihnen Laban ebenfalls seine Abfertigung zugeschickt hatte.

In Jaikew artete die vierzehnjährige Geduld zuletzt in stille Wuth aus. Eines Tages sprach er zu seiner Resel: „Ich seh' schon, mit der „Bewilligung" ist nichts, der Magistrat will nicht und ich will auch nicht länger warten. Möchtest du nicht Hochzeit machen, Resel?"

Resel schwieg dazu und noch sonderbarer, sie erröthete nicht einmal bei einer so zarten Frage. War sie denn mit dem Klange und dem Begriff der Hochzeit so gar nicht in der langen Zeit vertraut worden?

„Nu, möchtest du?" fragte er noch einmal.

„Ich möcht'," sagte sie leise.

„Gut," rief Jaikew, „in vierzehn Tagen machen wir Hochzeit und wenn auch ohne Bewilligung." —

Kann man nach vierzehn Jahren auch etwas anderes anfangen? Die Eltern des alten Brautpaars hatten gegen diese Selbstbewilligung auch nichts einzuwenden, nach zweimal sieben Jahren läßt man schon die „Familianten" fahren. Die Hochzeit ward auf den Lag Bomer*) festgesetzt.

Die Hochzeit wurde nicht in der Gemeinde, sondern auf

*) Die sieben Wochen zwischen dem Pesach (Ostern) und Schebuoth (Wochenfest) haben eine gewisse Aehnlichkeit mit dem „Fasten" nach dem Aschermittwoch. Jede Art Lustbarkeit wird aus Scheu vor der Einwirkung gewisser böser Kräfte, die um diese Zeit walten, unterlassen. Nur der dreiunddreißigste Tag ist davon ausgenommen; da fallen Hochzeiten und sonstige Unterhaltungen vor. Dieser Tag heißt Lag Bomer oder auch Schülerfest.

einem Dorfe gehalten, weil man jede Oeffentlichkeit vermeiden mußte. Es wurden nur so viel Gäste dazu geladen, als man nöthig hatte, um ein Minjan (zehn Personen) herauszubringen. Es ging überhaupt ohne alles Gepränge dabei zu. Die Chuppe oder der Traghimmel, worunter die Zwei getraut werden sollten, wurden nicht unter freiem Himmel, sondern in der Stube aufgerichtet und da sprach ein armer Rebbe,*) weil der Kreisrabbiner als öffentliche Standesperson sie nicht vermählen durfte, den Segen über den alten Jung' und seine Braut. —

Bei dem großen Hochzeitsmahl, das darauf folgte, war die junge Frau besonders traurig. Unter der goldenen Haube, mit der sie früher zum Zeichen, daß sie nun nicht mehr zu den Mädchen gehörte, bedeckt war und deren Fransen ihr tief in die Augen hingen, rannen heiße Thränen hervor. Es kränkte die Arme, daß sie so heimlich und hinter aller Welt ihre Hochzeit haben mußte, als hätte sie, Gott behüt'! früher etwas „angestellt."

„Sei still, Resel," flüsterte ihr der weit lustigere Jaikew zu, „ich hab' dich auch ohne Bewilligung gern."

Am andern Tage war aber Jaikew Lederer ganz seelig — zu seinem Glücke fehlte nicht einmal — die „Bewilligung."

„Verstummt war," sagten wir, das Jontefliedel auf seinen Lippen, dafür zuckte darauf ein bitterer Schmerz, der sich sogar bis in die Augen zu erstrecken schien — verschwunden war das lächelnde Cholemoedgesicht. —

Wißt ihr nun, warum Jaikew Lederer den Mädchen und Jungen, die zur „Bne Zionprüfung" gingen, so lange nach-

*) Nach talmudischer Ehegesetzordnung innerhalb des Ghetto's vollkommen gültig.

blickte? warum er sein Kind so stürmisch bei der Hand nahm und es mitführte? woher seine plötzliche Wandlung?

Der Mensch betrübt sich oft maßlos über ganz unbedeutende Dinge, die ihm bei kälterem Blut oft eben so lächerlich erscheinen. So hätte Jaikew Lederer sich eigentlich aus dem Schimpf des Rothhaarigen nichts machen sollen, denn sein Kind war doch „ehrlicher" Leute Kind, wenn auch ohne — Bewilligung! —

Vielleicht war es eine dunkle Ahnung, die ihn plötzlich wie ein Räuber überfiel, daß der eben gehörte Schimpf nur die Unterlage eines weit größeren Unheils sei. —

Mittags, als Jaikew Lederer mit Weib und Kind bei Tisch saß, klopfte es an der Thüre und auf das „Herein," trat der „Magistratspolizei," einen Zettel in der Hand, in die stille Behausung. Wer kennt nicht aus eigener Erfahrung den Schrecken, der von der exekutiven Gewalt ausgeht? Jaikew Lederer und sein Weib waren blaß wie der Tod geworden.

Die eingetretene „Polizei" war übrigens eine alte Bekanntschaft von Jaikew; sie hatte ihm immer die „Zustellungen" und „Abfertigungen" vom Magistrate zugebracht und dafür, so traurig gewöhnlich der Inhalt war, etwas in die Hand bekommen. Die Polizei grüßte bei ihrem Eintreten auch ganz familiär und entledigte sich ihres Auftrages nicht in jener bärbeißigen Weise, die schon mit der Kralle nach Einem greift, wenn man noch zehn Schritte von ihr steht.

„Jaikew Lederer", sagte sie, indem sie ihm eine „Zustellung" überreichte, „Ihr müßt Euch Dienstag früh, Schlag 9 Uhr aufs Rathhaus stellen. Ihr seid vom Herrn Bürgermeister vorgeladen."

„Wer? ich?" fragte Jaikew mit jener lächelnden Unschuld, wie sie die Angst erpreßt, „was will der Bürgermeister von mir?"

Die Polizei entschuldigte sich, daß sie diese Frage nicht beantworten könne, und setzte sich währenddem ganz breit an den Tisch hin, als wollte sie sagen: wenn ich will, so habt Ihr das Alles nicht! Resel verstand diese stumme Sprache der ausübenden Gewalt, sie schnitt sogleich ein großes Stück „Jontef"-kuchen ab und stellte es ihr, wie einen schuldigen Tribut, hin. Mehr und weniger schmeicheln wir ja alle der „Gewalt," Resel wollte sie mit einem Stücke Kuchen kirren!

Im Angesichte der essenden Polizei hatte Jaikew eine mühsame Fassung erheuchelt; kaum war sie aber fort, so stieß er Gabel und Messer von sich und bedeckte sich mit beiden Händen das Antlitz.

„Wehgeschrien," rief Resel, „was hast Du angestellt, Jaikew? Du hast doch keinen Diebstahl gekauft?"

Zu jeder andern Zeit würde eine solche Frage, selbst von seinem Weibe, unsern Jaikew höchlichst aufgebracht haben, jetzt war sein Denken und Fühlen im Schmerz untergegangen.

„Lebendiger Gott," schrie er, „hast Du vergessen, daß wir uns ohne Bewilligung genommen haben? Ich wett' meinen Kopf, es ist wegen dem. Durch was hab' ich mich denn so versündigt?"

Es ist ein eigenthümlicher Zug im Charakter guter Menschen, daß sie alles Unglück aus ihrer Schuld ableiten wollen. Dieses Fatum der „Sünde" übt namentlich im Ghetto seine dunkle Macht. Vielleicht haben das die Propheten des alten Bundes verschuldet, die das Kleinste wie das Größte in das gemeinschaftliche Gefäß der „Sünde" warfen, bis sie es überschäumen ließen. Der Niedersatz des verschütteten Maßes ist im Ghetto geblieben. Und doch liegt unser Unglück sehr selten in uns; denn was hatte sich z. B. Jaikew Lederer „versündigt," daß ein neuer König über Aegypten, d. i. ein neuer Bürgermeister gekommen war?

Der neue Bürgermeister nun, voll Begierde, sich auszuzeichnen, wollte dazu auf den Schultern unseres Jaikew Lederer gelangen. Das Verhältniß des Ghetto's zum „Staat" war damals noch immer der Art: es gab so viele nicht aufgehobene, sondern nur „eingeschlummerte" Bestimmungen und Verordnungen, die über dem Nacken eines Jeden wie unsichtbare Schwerter hingen, daß selbst niedere Beamte sich in der Rolle eines kleinen „Haman" gefallen konnten. Im Ghetto waren daher die Blicke, wenn so ein „Neuer" kam, stets in ängstlicher Erwartung auf ihn gerichtet. Was bringt er mit? Wird er sich auszeichnen wollen? Wie wird er gegen das Ghetto sein? Denn die drin sind sicher die Ersten an der Reihe — erst später und wenn ein langer Wirkungskreis ihn mit der eigentlichen Milde des Richters vertraut machte, sah man ihn gleichsam von der Strenge „nachlassen" und man hat Beispiele, daß er das Ghetto oft zu seinen besten Freunden bekehrt hat.

Für jetzt ist aber keineswegs daran zu denken. Der neue Bürgermeister will streng sein, er bekleidet seine Würde erst seit zwei Wochen — und darum wird es Jaikew Lederer büßen müssen, daß er ohne Bewilligung geheirathet hat! — —

Ein stummer Schmerz, der sich nur zuweilen in laute Klagen Jaikew's und in Thränen Resel's auflöst'te, wogte durch die kleine Stube. Die beiden Eheleute sahen die eiserne Hand der „Gerechtigkeit" vor ihren Augen auf- und niedergleiten, sie fühlten ihre unsichtbare Macht und wußten dennoch nicht, wie ihr entgehen. Nach langem Brüten und Jammern, das sie zu keinem Entschluß gelangen ließ, rief endlich Jaikew, als wäre ihm ein Gedanke von Gott gekommen, freudig aus: „Weißt Du was, Resel, mir fällt da was ein! Schicken wir um den „Advokaten," der muß uns einen guten Rath geben." Resel war's zufrieden.

Der Advokat aber, das müſſen wir früher ſagen, war etwa kein gelernter und ſtudirter, ſondern ganz einfach Rebb Lippmann Goldberger, von dem die Leute rühmten, „er hat einen Kopf von Eiſen.“ Nun, dieſer eiſerne Kopf war nicht ſo ganz ſein Werk, ſondern war erſt in Folge vieler Erfahrungen im juridiſchen Weſen herangebildet worden. Lippmann gehörte zu jener Gattung Staatsbürger, die das ganze Jahr in Prozeſſen „bis über den Hals“ ſtecken. Es verging nicht eine Woche, wo er nicht etwas auf dem Magiſtrat oder beim Kreisamt, oder ſonſt wo zu thun hatte. Dadurch und auch aus einem angeborenen Hange zur Rechthaberei, hatte er ſich eine ſolche Kenntniß der „äußern“ Gerechtigkeit erworben, daß er ſich getraute, ſeine meiſten Prozeſſe auf eigene Fauſt durchzufechten. Bei den Leuten im Ghetto ſtand er deshalb in großem Anſehen, denn er ließ ihnen aus dem reichen Schatze ſeiner Kniffe und Drehereien Manches zukommen, was ihnen bei ihrem Rechtſuchen zu Gute kam. Er zeigte ihnen die „Gänge,“ die ſie zu thun hatten, legte geſcheidte Ausflüchte in ihren Mund, und wenn man ihm ein gutes Wort gab, ſo erfuhr er ſogar von den Kanzelliſten und Amtsdienern, mit denen er überhaupt auf dem beſten Fuße ſtand, wann der und jener an die Reihe kommen werde, oder wann eine „Eingabe“ befördert und „abgegangen“ ſei. Das Alles hatte ihm und zwar oft mit mehr Recht, als manchem Gelernten, den Beinamen des „Advokaten“ zugezogen.

Der Advokat erſchien. Er war nicht groß, ja eher unanſehnlich, aber er hatte ein Geſicht, das wie lauter offene Meſſerklingen funkelte und blitzte. Man begriff ſehr leicht den Kopf von Eiſen. Bei ſeinem Eintreten fühlten ſich die Eheleute ſogleich um ein Merkliches erleichtert, ſo beruhigend wirkt die Nähe eines guten Rathes, ſelbſt wenn er noch nicht gegeben iſt.

„Nu," fragte der Advokat und antwortete auf das „Boruch Habo"*) Jaikews nichts, „was geht denn vor bei Euch? Machst Du nicht ein Gesicht, wie 'n dreitägig Regenwetter?"

Jaikew begann nun seine Noth zu klagen, und wie er befürchte nur wegen der Bewilligung die „Zustellung" erhalten zu haben.

„Wo hast du die?" fragte ihn unterbrechend der Advokat.

Die Zustellung lag noch auf dem Tische; Lippmann nahm sie zur Hand und trat damit zum Fenster, um sie besser lesen zu können. Da sah man ihn wohl eine Viertelstunde darin studiren; denn nach Art kluger und auf das Rechtswesen sich verstehender Leute, meinte der Advokat in jedem Komma und in jedem Pünktchen über dem i müsse ein geheimer Sinn wie eine Fallgrube versteckt liegen, den man durch Kopfzerbrechen und Nachdenken herausbringen könne. Man sieht, der Advokat verstand sich auf das „Recht." Nachdem er die Zustellung mehr als einmal durchgelesen und jedes Wort wie auf einer Goldwage zehnmal abgewogen, ehe er zu dessen Nachbar überging, warf er das Papier mit einer hastigen Geberde auf den Tisch und sagte:

„Kein Bröfele braucht Ihr Furcht zu haben, ich sag's."

Die Zustellung enthielt auch wirklich nichts, als die einfache Vorladung, daß sich „der Jakob Lederer, Handelsjub', und die ledige Resel Turnauer Dienstag früh um 9 Uhr auf der Rathsstube Nr. 5 um so sicherer einzufinden hätten, widrigenfalls u. s. w. Es war die gewöhnliche Sprache des Magistrats.

„Meinen Sie das im Ernst, Rebb Lippmann?" fragte Resel auf die Beruhigung des Advokaten.

„Kein Bröfele braucht Ihr Furcht zu haben," wiederholte der noch einmal, „das sagt Lippmann Goldberger!"

*) „Gesegnet sei der Kommende."

Jaikew wollte aber der so kühn ausgesprochene Trost gar nicht einleuchten, er sagte etwas kleinlaut: „Wenn aber doch, Herr Goldberger?“ —

„Narr,“ entgegnete jener mit einem überlegenen Lächeln, das sich über die Bedenken Jaikew's mit einem Sprunge hinwegsetzte, „Narr, wenn man dir etwas möcht' thun wollen, hätt' man dir denn eine Zustellung ins Haus geschickt? Da wär' der Polizei gleich gekommen und hätt' dich eingeführt. *) Meinst du der Magistrat schreibt erst lang, daß er dich erst in zwei Tagen sehen will, wenn er dich sogleich beim Kragen nehmen möcht'? Auf keinen Fall brauchst du dich zu fürchten, ich versteh' mich schon darauf.“

Damit ging er er schon auf die Thüre zu, denn er hatte sich seiner Pflicht als Rathgeber bereits entledigt. Aber die beiden Eheleute fühlten sich durch die so kluge Auseinandersetzung des Advokaten zwischen „sogleich packender und sich erst eine Weile geduldender Gerechtigkeit“ nicht im Mindesten getröstet.

„Wenn aber doch, Rebb Lippmann?“ fragte Jaikew, „Sie wissen ja, wir haben ohne Bewilligung uns genommen. Wenn man uns doch etwas thun will?“

„In der Zustellung steht's nicht,“ sagte darauf der unbarmherzige Advokat, der wieder nach kluger Leute Art fest auf dem „Buchstaben“ des Gesetzes fußte, und drückte schon auf die Thürklinke, um fortzugehen.

„Wenn aber doch?“ schrie die ängstliche Resel und lief ihm nach, die Thränen brachen ihr stürmisch aus den Augen; „wenn man uns wegen der Bewilligung fragt, um Gotteswillen, Rebb Lippmann, was sollen wir thun? was sollen wir reden? Helfen Sie uns, rathen Sie uns!“

*) Provinzialismus, statt: Ins Gefängniß führen.

Der tiefe Jammer der Eheleute schien auf das juridische Herz des Advokaten denn doch einen Eindruck zu machen, er kehrte sich langsam um und setzte sich an das obere Ende des Tisches, wo er eine Weile nachdenkend vor sich niederblickte. Die beiden Eheleute standen in Angst und Erwartung.

„Gut," begann er dann, „positus, ich nehm' den Fall an, man wird Euch zwei nach der Bewilligung fragen, was sollt Ihr da anfangen? Dich, Jaikew, wird man fragen: Ist's wahr, Jakob Lederer, daß Ihr die da hier stehende, besagte Jungfer Resel Turnauer zu Euerm ehelichen Weib genommen habt? Was wirst du darauf antworten?"

„Ja!" sagte Jaikew.

„Nein, nein," schrie der Advokat und schlug heftig auf den Tisch, „nein, tausendmal nein, wie Du nur einmal Ja sagst, bist du kriminalisch. — Dann wird man dich ins Verhör nehmen, Resel, und da wird's wieder heißen: Ist's wahr, Resel Turnauer, daß Euch hier stehender, besagter Jakob Lederer zum ehelichen Weib genommen hat? Was wirst du darauf antworten?

„Nein," entgegnete die weinende Resel, die hier dem Advokaten zu Lieb' eine offenbare Unwahrheit sagte.

„Gut," meinte Rebb Lippmann, „alle beide müßt ihr Nein sagen, das schreibt euch gut auf und irrt euch nicht. Dann wird man Euch aber fragen: Also, Jakob Lederer, da Ihr die besagte Resel Turnauer nicht wollt zum Weib genommen haben, was ist sie Euch dann? Denn du darfst nicht meinen, daß die auf dem Magistrat keinen Kopf auf sich haben! Was willst du da drauf antworten?"

„Sie ist mein Weib, mein ehrlich genommen Weib!" rief, sich vergessend, Jaikew. Er hätte selbst vor dem Gericht keinen andern Ausruf gethan. Resel brach in Jammern aus.

„Red' du nur zu," sagte der Advokat ruhiger, als man erwarten sollte, vielleicht weil Jaikew geschrien hatte, „laß' dich nur nicht „lernen!" Dann aber erhob er seine Stimme mächtiger und voller, nun schrie er ebenfalls: „Will Dir denn das nicht in deinen vernagelten Kopf eingehen, daß du nicht Ja sagen darfst? Willst du denn gleich weg*) sein? Wenn man dich fragt: Ist also besagte Resel Turnauer nicht Euer Weib, was ist sie Euch dann? so mußt du darauf antworten: Sie ist meine Haushälterin oder Wirthschafterin, — und du, Resel, mußt sagen: Der Jakob Lederer hält mich aus. So kommt ihr Beide aus der Klemme."

„Seine Haushälterin," jammerte Resel, „ich soll nur deine Haushälterin vorstellen, Jaikew? Hast du das dein Leben gehört?"

„Helft Euch anders," sagte der Advokat und stand auf, „ich hab' gerathen, was in meinem Vermögen steht. Ich sag's noch einmal, Resel muß deine Haushälterin sein und sie muß sich von dir aushalten lassen. Anderes weiß ich nicht."

„Gott, Gott," rief Jaikew, „was hat denn nur der Kaiser davon, daß er mich mit Weib und Kind nicht in Ruh' läßt? Was hab ich ihm denn Leid's gethan? Er kennt mich nicht, und ich kenn ihn nicht!"

„Ist das eine Red'!" schrie der Advokat zornig, weil sich seine ganze juridische Natur gegen diesen einfältigen Ausspruch sträubte. „Willst du denn haben, der Kaiser in Wien soll etwas von Jaikew Lederer wissen? daß der ohne Bewilligung sich ein Weib genommen hat? Der Kaiser hat seine Magistrate und die haben wieder Vorschriften, der Kaiser selbst kann nicht hinausgehen über sie. Nu, das wär noch gut, wenn der Kaiser von Jaikew Lederer's Herzeleid was wüßt'! Er hat andre

*) Für: willst du denn verloren sein? oder in dein Verderben stürzen?

Sorgen im Kopf! Er denkt jetzt vielleicht an Krieg mit dem Engländer oder mit dem Ruſſen."

Nach dieſer kurzen aber genügenden Belehrung über „abſolute und beſchränkte Monarchie" verließ der Advokat das Haus; aber er hinterließ dort keine Beruhigung, keinen Troſt. Was nützte jede noch ſo kluge Verhaltungsmaßregel, wie ſie ſich vor dem Gerichte benehmen ſollten, bei Leuten, die nun einmal ohne Bewilligung geheirathet hatten?

Reſel wollte ſich beſonders mit dem Gedanken, daß ſie nur die Haushälterin Jaikew's vorſtellen ſollte, gar nicht befreunden. Wir wollen nicht einmal ſagen, daß ſie zwei kummervolle Tage in Thränen zubrachte; denn die „Männer der Geſchichte" werden es ohnehin nicht glauben wollen, wie die Nacht oft nicht finſter genug war, um die brennende Röthe auf Reſel's Wangen zu bedecken, wenn ſie an die „Haushälterin" und an das „ausgehalten werden" dachte! —

Dienſtag in der Frühe, Schlag 9 Uhr, begleiten wir die beiden Eheleute nach dem Rathhaus. Wir gehen nicht geradewegs aus dem Ghetto über den Marktplatz, weil wir, der Schande wegen, nicht durch das große Thor eintreten wollen, was die Gewölbsfrauen unter den Lauben ſehen könnten, ſondern ſchleichen an der Hinterſeite des Rathhauſes vorüber, wo das Kriminal ſich befindet und gehen dann mit klopfendem Herzen die enge Wendeltreppe hinauf, über die ſchon Mancher unter dem Geläute des Henkerglöckleins den letzten Weg gegangen iſt, bis wir uns dem Bureau Nr. 5 gerade gegenüber befinden. Da laſſen wir Jaikew Lederer und ſein Weib von der freundlichen Polizei in Empfang nehmen, die Thüre ſchlägt krachend zu. Wir bleiben draußen.

„Jaikew Lederer," ſagte der Bürgermeiſter, „Ihr habt ein Kind. Wie iſt ſein Name?"

„Benjamin, gestrenger Herr Bürgermeister."

„Wie alt?"

„Acht Jahr' wird er auf unsere Ostern." —

„Wer ist seine Mutter?"

„Ich, gestrenger Herr Bürgermeister!" rief Resel mit hervorquellendem Gefühl. Die alte „Rose" sah in diesem Augenblicke wunderbar rührend aus.

Der Bürgermeister sah darauf eine Weile starr vor sich nieder, er schien auf neue Fragen zu sinnen. Man konnte auf dem Bureau No. 5 die Herzschläge der armen Mutter beinahe hören.

„Bekennt Ihr Euch zu der Vaterschaft des Kindes, Jakob Lederer?" fragte er dann.

„Ich bin ja sein Vater!" —

Der Bürgermeister sann wieder nach.

„Und in welchem Verhältnisse lebt Ihr Resel Turnauer zu Jakob Lederer?"

„Das versteh' ich nicht, gestrenger Herr Bürgermeister."

„Ich meine, gibt er Euch den nöthigen Unterhalt zur Verköstigung und Erziehung Eures Kindes?"

Resel machte große Augen. „Er ist ja mein" — wollte sie sagen, sie besann sich aber schnell und verbesserte: „er ist ja sein Vater."

„Wessen Zunamen führt das Kind?"

„Lederer, gestrenger Herr" —

„Lebt Ihr im Hause Jakob Lederer's, Resel?"

Vor Resel's Augen that sich in diesem Augenblicke ein ungeheures Meer auf, das sie zu verschlingen drohte. Ihr Herzschlag wurde hörbarer, unter Thränen und Schluchzen rief sie endlich: „Ich bin ja seine Haushälterin, gestrenger Herr!"

Der Bürgermeiſter ſah auf; ſein Herz war nicht ſo böswillig, daß er den ſchmerzhaften Ausruf Reſel's überhören konnte. Er ahnte wohl den Zuſammenhang der Sache, aber wir müſſen zu ſeiner Ehre geſtehen, daß er es bereute, die „armen Juden" ſo weit getrieben zu haben — ein freudiger Beweis, daß wir uns in unſerer früheren Hoffnung nicht getäuſcht haben. —

Viel milder lauteten nun ſeine Fragen und nach dem Klange ſeiner Stimme konnte man beinahe vermuthen, er ſei gerührt. Er erkundigte ſich ſogar theilnehmend nach den Vermögensumſtänden Jaikew's, dann entließ er ſie und als ſie ſchon an der Thüre waren, rief er den Jaikew noch einmal zurück und ſagte:

„Ich rathe Euch übrigens, Jakob Lederer, daß Ihr für Euer uneheliches Kind und für Euere Haushälterin ſo Sorge tragt, als wäre es Euer eheliches Kind und ſie Euer Weib."

Nur nicht geſorgt, geſtrenger Herr Bürgermeiſter! So was vergißt ein Vater des Ghetto's nicht!

Unten vor dem Rathhauſe wartete der Advokat auf den Ausgang der Sache. Als er die beiden Eheleute mit heiler Haut zurückkommen ſah, rief er ihnen ſogleich entgegen: „Nu, bin ich ein Lügner geweſen? Habt ihr Euch ein Bröſele zu fürchten gehabt?"

Jaikew erzählte ihm nun freudeſtrahlend das ganze Verhör, und wie er ſich wundere, daß von der Bewilligung nicht einmal die Rede geweſen ſei.

„Narr," meinte der Advokat, „das wundert dich nur, weil du das Juriſtiſche nicht verſtehſt. In jeder Frage, die er an dich geſtellt, iſt auch die Bewilligung gelegen; das muß auch der

Magiſtrat ſo machen, weil er ſonſt niemals die Wahrheit möcht' herausbringen. Denn jeder Menſch, wenn er einmal vor Gericht kommt und wenn er noch ſo unſchuldig iſt, hat Luſt zu leugnen. Eben deswegen muß der kluge Magiſtrat ſeine Fragen ſo ſtellen, daß er Einen herumkriegt, bevor man's merkt." —

Stillſchweigend und in Gedanken ſchritt Reſel neben den beiden Männern; ſie ſchien auf die Rechtsauslegungen des Advokaten nicht Acht zu geben. Mit einem Male rief ſie:

„Rebb Lippmann, ſagen Sie mir, was iſt das, ein „uneheliches Kind?" Der Bürgermeiſter hat's geſagt; ich hab's aber nicht verſtanden.".

„Das iſt ein Kind wie jedes andere," entgegnete der Advokat — „nur daß es keinen rechten Vater hat."

„Was heißt das?"

„Weil es vor der Hochzeit auf die Welt gekommen iſt —"

„Alſo ein Bankert?"

„Ja."

„Wehgeſchrien!" rief die unglückliche Reſel und hob ihre Hände zum Himmel auf, „mein Kind iſt alſo ein Bankert, mein Kind iſt nicht ehrlich? Der Bürgermeiſter iſt ein Lügner, wenn er das ſagt, mein Kind iſt ſo ehrlich wie nur eines in der Gaſſe iſt, ich bin ſeine Mutter und Jaikew iſt ſein ehrlicher Vater, wer will mir das abſtreiten?"

„Närriſch Weib," ſagte der Advokat, „wiſſen wir denn das nicht ganz gut? Aber der Magiſtrat darf's nicht wiſſen, und zu was hätt'ſt du denn jetzt zum Bürgermeiſter eingeſtanden, daß du nur die Haushälterin vorſtellſt von Jaikew Lederer?"

„Wehgeſchrien! was hab' ich da gethan?" jammerte Reſel,

„ich hab mein eigen Kind vor Gericht beschimpft, jetzt meint der Bürgermeister im Ernst, ich sei nur Jaikew's Wirthschafterin und mein Kind ist — Gott sei davor, ein unehlich Kind? Was hab ich gethan?"

„Mit dem Weib läßt sich gar keine Weisheit ausreden," murmelte der Advokat vor sich, und da er gerade an seiner Wohnung vorüberkam, sprang er hinein und ließ die Beiden stehen. —

Unter Wehklagen und schmerzhaften Ausdrücken ihres Jammers, die Jaikew nicht zu beschwichtigen wagte, ging Resel durch die Gasse. Die Leute sahen verwundert auf sie. Aber erst zu Hause brach ihr Schmerz maßlos hervor; sie wußte sich lange nicht zu fassen. Das war ein trauriger Cholemoed! Hatte schon die „Haushälterin" sie so tief gekränkt, so erfaßte sie das „uneheliche Kind" beim Marke ihrer Seele.

„Aber, närrisch Weib," sagte Jaikew zu ihr, „sollten wir denn nicht Gott im Himmel danken mit aufgehobenen Händen, daß uns der Bürgermeister so hat fortkommen lassen? Was schreist du noch und jammerst so?"

„Weil du das Kind nicht geboren hast," entgegnete Resel, „so kannst du auch so reden. Liegt dir denn etwas dran auf, daß man dein Kind auf dem Rathhaus einen Bankert schelten thut? Und mein schmeckedig*) Jüngel soll so heißen? Nein, Jaikew, ich stell' mich eher auf den Thurm und schrei's herunter, daß es alle Leut' hören können. Die ganze Welt soll's wissen, daß Resel Lederer ein ehrlich Weib ist und ihr Kind auch. Ich will mir das schon richten, und wenn ich bis zum Kaiser nach Wien gehen müßt'." — —

Wer kennt nicht jenes wunderbare Spiel der Seele, wenn

*) Schmeckedig statt schmeckend, ein beliebtes Schmeichelwort, das man den Kindern giebt.

sie auf hundert Gedanken zugleich wie auf eben so vielen Instrumenten die weite Tragkraft ihrer Fittige versucht? Halbangeklungen tönen sie durcheinander, der eine kräftiger, der andere stiller, bis ein einziger großer Gedanke, der früher bedeckt lag, allmälig anzuschwellen und immer mächtiger zu tönen anfängt. Dann muß man stille stehen, die andern müssen verstummen und nur der eine, große Gedanke behauptet das Feld.

So ging es dem Weibe Jaikew Lederer's mit dem „zum Kaiser nach Wien gehen." Einmal angeklungen, wollte die Vorstellung, daß ihr Benjamin von der Majestät des Kaisers zu einem „ehrlichen" Kind könnte umgestaltet werden, sie nicht mehr verlassen. Immer kam sie wieder, Resel hörte sie gleichsam in sich wachsen, Gestalt annehmen und ans Tageslicht streben. „Der Kaiser, nur der Kaiser konnte ihr helfen!"

Es mag uns seltsam dünken, wie dieses einfache Weib aus der Tiefe seines Jammers sogleich zu dem „Höchsten," was es nächst Gott im Himmel fassen konnte, so schnell gelangte. Aber im aufgeregten Zustande kennt die Seele keine allmäligen Uebergänge; sie verzweifelt entweder oder sie erhebt sich. Wie hoch und herrlich geht auch der Kaiser im Ghetto umher! Ihn hält das Volk nicht für verantwortlich; er ist Bindung und Lösung, Gesetz und Willkür — das Unmögliche kann er schaffen, das Mögliche unwirksam machen. Vielleicht verlieh er dem Jaikew Lederer eine „Familie." —

Resel wollte also nach Wien gehen. In stiller Nacht war's, als sie ihren Mann weckte, um ihm ihren reiflich überdachten Entschluß mitzutheilen.

„Jaikew," sprach sie, „ich geh' zum Kaiser nach Wien, ich will ihn um eine Familie bitten."

„Gut Glück auf die Reis'!" sagte er schlaftrunken und sank wieder in die Kissen zurück. —

Am folgenden Tage trat sie ihm mit denselben Worten entgegen; er lachte dazu. Da ward sie böse und begann wieder ihre Klagen. In Jaikew selbst begann nun die Vorstellung von dem „Höchsten" ebenfalls sich zu regen und zwar ging das ganz natürlich zu. Er bewunderte die Kühnheit seines Weibes, das so „mir nichts, dir nichts" zum Kaiser nach Wien gehen wollte, und er bewunderte so lange, bis er sie auch anerkannte. Ohnehin ist das nur ein Sprung.

Wieder wurde um den Advokaten geschickt. Er kam, man theilte ihm den Entschluß mit. Jaikew meinte, er würde ihn mit Spott überschütten und gänzlich verwerfen, aber da kannte er keineswegs die juristische Natur Lippmann Goldberger's. Ihm, der mit den Handhabern der irdischen Gerechtigkeit auf so vertrautem Fuße umging, der zu Kanzelliſten und Amtsdienern freien Zutritt hatte, wie mußte ihm erst dieser Gang zum Kaiser, dem Höchsten aller Richter hoch und erhaben vorkommen!

„Wer hätt' das in Resel Turnauer gesucht," sagte er mit eingestemmten Händen und schaute das kühne Weib lange an. „Man hat gemeint, sie kann nicht zwei zählen und jetzt will sie geradwegs zum Kaiser gehen! Nur zugegangen, Resel; ich will dir früher nur Einiges vorsagen, wie du mit dem Kaiser wirst sprechen müssen, denn das ist kein Spaß, und ist auch etwas ganz Anderes, als wenn du mit dem Gemeindevorsteher Schmul Brandeis reden würdest."

„Ich bitt' Euch, Rebb Lippmann," entgegnete Resel, die noch die „Haushälterin" nicht verschmerzt hatte, „lernt mich nur nichts, wie ich reden soll; ich will schon mit dem Kaiser sprechen, wie mirs Gott wird auf die Lippen legen."

Der Advokat lächelte; ihn freute diese sichergehende Entschlossenheit des Weibes, die er selbst am besten zu schätzen

wußte. Man ersuchte ihn noch, die Bittschrift an Se. Majestät „wegen einer Familie“ aufsetzen zu lassen und die ganze Angelegenheit geheim zu halten. Der Advokat versprach sogleich zu einem bekannten Kanzellisten zu gehen. — Abends wußte man jedoch im ganzen Ghetto, daß Resel Lederer, recte Turnauer nach den Feiertagen zum Kaiser „auf Audienz“ fahren wolle.

Zur Zeit, als Resel aus dem stillen Böhmen nach dem lustigen Wien reiste, kam man dort nicht so schnell an, wie heutzutage. Man mußte drei Tage und zwei Nächte in einem fort fahren, ehe man die Spitze des Stephansthurms vor sich auftauchen sah.

Das Erste, woran nun Resel in der großen Weltstadt denken mußte, war auf's „Judenamt“*) zu gehen, um dort Paß und Aufenthaltskarte zu holen. Das lag auch ganz in der Natur der Sache — die Polizei war außerordentlich neugierig! In der schmutzigen Vorstube des „Judenamtes“ fand Resel wohl an achtzig Männer, Weiber und Kinder ihres Glaubens, sie alle harrten auf den ersehnten Augenblick, daß der Polizeisoldat, der die Thüre zur Kanzlei hütete, sie ihnen öffnete. Das geschah endlich und von einer solchen Menschenwoge, die durch das offene Heiligthum einströmte, wurde auch Resel mitgespült. Nun wurde Einer nach dem Andern aufgerufen; bei Manchem wurde ein vollständiges Verhör vorgenommen über Zweck, Absicht und Länge des Aufenthaltes und dann nahm der strenge Schreiber zuweilen Anstand, ihm die „Wiener“ Luft zu erlauben. Wieder Andere schienen in

*) Damals eine Abtheilung der Wiener Polizeidirektion.

großer Gunst bei dem Schreiber zu stehen, denen wurde die Aufenthaltskarte schnell ausgefertigt. Keiner konnte sich aber über Zartheit und Höflichkeit der Aufnahme beklagen; dem Schreiber waren Alle gleich, wie das auch vor dem „Gesetz" recht und billig ist!

„Wo kommt Sie her?" fragte er eine „vazirende" Köchin, die an der Schranke des Bureaus stand.

„Aus Nr. 108,"*) sagte diese mit gesenkten Augen.

Ein unsterbliches Gelächter kam aus dem Munde des Schreibers.

„Hab' mir's gedacht," wiederholte er mehrmals vor sich hin und lachte so „unsterblich" weiter, bis er mit der Aufenthaltskarte fertig war.

Die Reihe kam endlich auch an Resel. Sie trat an die Schranke vor, der Schreiber sah ihren Paß durch. Resel zitterte, mehr noch als vor dem Bürgermeister.

„Ledig?" fragte er und blickte zu gleicher Zeit in den Paß, wo Jaikew's Ehefrau so bezeichnet stand und auf Resel, die bei dieser Frage in tiefer Röthe erglühte. Sie glich übrigens in der Haube und ihren „weib" gewordenen Gesichtszügen keineswegs einer „Ledigen."

„Ja," sagte sie stockend.

„Wann ist Sie denn zum letztenmal ledig gewesen?" rief der Schreiber, indem er auf das betreffende Wort einen besonderen Nachdruck legte, und lachte dabei noch unsterblicher als bei der Köchin aus Nr. 108. Resel schwieg gekränkt, die Zeichen tiefer Entrüstung lagen in ihren Augen und auf ihren Wangen.

„Was will Sie hier thun?" fragte wieder der Schreiber.

*) Bekanntlich das k. k. Findelhaus in der Alservorstadt.

„Zum Kaiser gehen —"

„Sie?"

„Auf Audienz!"

Der Schreiber that nun keine weitere Frage; er schrieb die Aufenthaltskarte und händigte sie ihr ein. Mit erleichtertem Herzen verließ Resel die dunklen Bleikammern des „Judenamtes."

Nahe an zwei Stunden irrte sie dann in den großen Gassen umher, ehe sie zu dem „Trakteurhause" in der „Preßgasse" gelangen konnte, wo sie eingekehrt war. Es ist das eigenthümlichste Gefühl, sich so mit den Menschen, die man antrifft und um den Weg befragt, in offene Bekanntschaft zu setzen. Das ist gleichsam für solche, die Nöthiges zu thun haben, eine Brandschatzung in Worten, der sich nicht Jeder gern unterwirft. Nach vielem Her- und Hinschlendern kam Resel endlich in die „Seitenstättengasse," von wo sie noch einige Schritte zu dem Trakteurhause hatte. Als sie an dem großen Hause, worin sich der jüdische „Tempel" befindet, vorüberging, stand ein Mann davor, der, als er der Vorbeischreitenden ins Gesicht gesehen hatte, plötzlich rief: „Ist das nicht Resel Turnauer, meines leiblichen Vetters Tochter?" Resel erkannte nun den Mann auch ihrerseits, es war Szimche Wolf, ihrer Mutter Brudersſohn, der schon seit vielen Jahren in der großen Kaiserstadt wohnte, in deren Gassen und Häusern er einen Hausirhandel trieb.

„S' Gottswillkumm' in Wien!" rief Vetter Szimche freudig, nachdem sich die Verwandten richtig als solche befunden hatten, „was thust Du hier?"

Resel erzählte ihm die Absicht ihrer Herreise, und daß sie zum Kaiser auf Audienz gehen wolle. Der Hausirer zeigte darüber nicht die geringste Verwunderung, denn seit längerer

Zeit in der Residenzstadt lebend, war ihm der „Kaiser" kein ungewöhnlicher Gedanke mehr, er konnte ihn ja alle Tage, wenn er nur wollte, auf der „Bastei" oder im Prater spazieren gehen sehen. Dann fragte er sie um ihre Wohnung und da ihm Resel das Trakteurhaus als solche bezeichnete, bestand er fest darauf, sie müßte in seine eigene ziehen, wo sie unter „Freunden" leben könne. Mit Freuden nahm Resel diesen Vorschlag an. —

Mit ihrem Gepäcke unter dem Arm ging sie nun an der Seite ihres Vetters zur Stadt hinaus. Denn der Hausirer wohnte draußen in der Rossau.*) Seine Frau und Kinder hießen die Angekommene freundlich willkommen, wiewohl sie selbst in zwei kleinen Stuben sich ganz enge behelfen mußten. Auch ihnen mußte Resel den Zweck ihrer großen Fahrt nach Wien berichten, aber auch sie wunderten sich nicht im Geringsten. Nur der Student, der den Lehrer der Kinder Szimches vorstellte und dafür Kost und Quartier bekam, zeigte darüber einiges Befremden.

„Haben Sie sich auch eine gute Bittschrift aufsetzen lassen?" fragte er; denn man muß wissen, daß der Student sich auch mit diesem Fache beschäftigte.

Resel bejahte es und holte die Bittschrift. Der Student nahm sie zur Hand und begann darin still zu lesen. Kaum war er aber über die ersten Zeilen, als er in ein lautes Gelächter ausbrach. Resel erschrak und fragte ihn, warum er denn lache und ob er was Unschickliches darin gefunden habe.

„Wer hat denn die Bittschrift aufgesetzt?" fragte er noch immer lachend.

„Ein Kanzellist vom Magistrat."

*) Eine Vorstadt am Donauufer.

„Und mit der Bittschrift wollen Sie zum Kaiser gehn?“

„Warum nicht?“

„Weil man Sie mit der Bittschrift hinauswirft beim Kaiser.“

Das konnte aber Resel nicht glauben; sie hielt sich für versichert, daß der Kaiser jede Bittschrift, sie laute wie sie immer wolle, gnädig aufnehme, wenn man ihm nur die Sache gehörig ans Herz lege.

„Das ist's ja eben,“ rief der Student, „was das Papier da nicht enthält. Die Bittschrift ist ein elendes Machwerk, das nicht ein Kanzellist, sondern ein Ofenheizer beim Kreisamt gemacht haben muß. Vom Styl will ich gar nicht reden.“

Jetzt wurde Resel wirklich geängstigt. Denn was sollte sie mit einer schlechten und nahezu verwerflichen Bittschrift anfangen; wenn schon der Student dazu lachte, was mußte erst der Kaiser dazu thun? dachte sie. Da kam ihr der glückliche Gedanke, daß sie den Studenten bat, ihr doch das Papier vorzulesen. Denn in der Hast ihrer Abreise hatte Resel mit ihrem Manne die Vorsicht vergessen, sich mit dem Inhalt bekannt zu machen. Wie konnten sie auch daran denken, daß aus des Advokaten Händen ein „Machwerk“ statt einer Bittschrift hervorgehen werde?

Der Student bereitete sich mit einer gewissen höhnischen Freude zum Vorlesen, und indem wir selbst bei dieser Gelegenheit die ganze Bittschrift viel besser als bei der Audienz hören können, wo sie der Kaiser nur stille durchsehen wird, schicken wir auch voraus, daß wir sie ohne die spaßhaften und kritischen Bemerkungen des Studenten über Rechtschreibung und Styl vollständig und unverstümmelt an den Fürsten selbst wollen gelangen lassen. Die Bittschrift lautete:

„Allergnädigſter und durchauslauchtigſter Herr Kaiſer,
Euer kaiſerlich königliche Majeſtät!

Ich ergebenſt Unterfertigte bin nur ein ganz gemein Weib, und thu' mich doch erdreiſten vor das Angeſicht Euer kaiſerl. königl. Majeſtät hinzutreten. Was hätt' ich aber anders anfangen ſollen? Euere kaiſerl. königl. Majeſtät ſein wie das Sonnenlicht am Himmel, was überall thut Wärme und Glanz ausbreiten und warum ſollt' ſich ſo ein arm Judenweib nicht auch getrauen, ein Stückel von dieſem Licht zu bekommen? Ich hab' mich auch nicht lang bedacht und hab' die weite Reiſ' von Böhmen auf Wien gemacht und komme Euer kaiſerl. königl. Majeſtät fußfällig und auf meinen Knieen bitten, dem Jaikew Lederer eine „Familie" zu geben. Dieſer Jaikew Lederer, Euer kaiſerl. königl. Majeſtät, iſt der beſte Menſch von der Welt und er iſt ſchon in meinem zwanzigſten Jahre mein Bräutigam geweſen. Aber bei allem dem hat ihn Gott unſchuldigerweiſ' mit Unglück geſchlagen; denn ich frag' Euer kaiſerl. königl. Majeſtät ſelber, was kann der Jaikew Lederer dafür, daß er ein Viertgeborner iſt? und der Magiſtrat hat ihm darum auch keine „Familie" gegeben. Der Jaikew Lederer iſt einmal mein Bräutigam geweſen; hätt' er mich denn in ſeinem Leben nicht nehmen ſollen? Jeder Bauernjung und Holzhacker bei uns kann das thun und der arme Jaikew Lederer, weil er ein Jude iſt, ſoll ſich kein Weib nehmen dürfen? In unſern Synagogen thut man eben ſo für Euer kaiſerl. königl. Majeſtät Leben und Geſundheit zu Gott dem Allmächtigen bitten und da ſteh' ich und Jaikew Lederer immer auf und thun auch mitbeten, wenn unſer Vorſänger anfängt zu ſingen. Alſo thu' ich Euer kaiſerl. königl. Majeſtät, meinen allergnädigſten und allerdurchlauchtigſten Kaiſer auf meinen Knien anflehen, wie daß Euer kaiſerl. königl. Majeſtät ruhen möge, dem Jaikew Lederer eine Familie zu geben. Es

soll das nicht geschehen wegen ihm oder wegen meiner; denn ich leb' schon mit dem Jaikew über ein und zwanzig Jahre, sondern wegen dem Kind, was ich von ihm hab' und das ist als ein uneheliches eingeschrieben worden auf dem Rathhaus. Ich schwör aber zu Gott, Euer kaiserl. königl. Majestät, daß mein Kind ein ehrlich Kind ist und braucht nicht roth zu werden vor der Welt. Geben nur mein allergnädigster Herr Kaiser dem Jaikew Lederer eine Familie, so ist uns Beiden und dem Kind auch geholfen. Also thu ich noch einmal und auf fußfällig anflehen, Euer kaiserl. königl. Majestät möcht den Jaikew Lederer begnadigen, weil er ein sehr guter Mensch ist und will auch auf meine Thränen herunterſehen, die ich vor Herzeleid schon geweint habe. Euer kaiserl. königl. Majestät sein so gut und helfen so vielen Menschen, was soll denn aus der allerunterthänigst Unterfertigten werden, wenn ihr nicht geholfen wird? Wenn Eine auf Erden ist und lebt, die zu Gott betet für Euer kaiserl. königl. Majestät Leben und Gesundheit und glorreiche Regierung, so ist es gewiß die allerunterthänigst Unterfertigte,

die in Ehrfurcht ersterbende
vor Euer kaiserlichen königlichen Majestät
ergebenste und niedrigste Unterthanin
Resel Turnauer eigentliche Lederer."

Wer den Verfasser der Bittschrift bis jetzt noch nicht erkannt hat, dem können wir wahrhaftig nicht helfen. Der Kanzellist vom Magistrat war es nicht. — —

„Und mit dem da wollen Sie zum Kaiser gehen?" rief wieder der Student, als er zu Ende gekommen und brach in ein neues Gelächter aus.

Auf Resel hatte aber die vorgelesene Bittschrift einen gewaltigen Eindruck gemacht; sie hatte die Augen voll Thränen. War denn ihr tiefes Weh darin nicht hinlänglich geschildert?

brauchte der Kaiser mehr? Eine innere Stimme, die ihr schon zur Reise nach Wien angerathen, sprach mächtig in ihr, sie hielt die Bittschrift für gut genug. Als der Student zuletzt seine höhnische Bemerkung ausstieß, stand sie rasch auf und nahm ihm das Papier aus der Hand.

„Ich will gar keine andere;" sagte sie mit der Freudigkeit eines gewissen Stolzes, „die Bittschrift ist gut genug, sie meint's, wie ich's mein, der Kaiser wird sie schon verstehen."

„Meinetwegen," entgegnete der Student mit Achselzucken, „die Bittschrift ist, um mich nur gelinde auszudrücken, ein elendes Machwerk ohne Styl und Form; ich hätte Ihnen jedenfalls eine bessere gemacht."

Trotz dieser nun offen ausgesprochenen Absicht blieb Resel dennoch bei ihrem Vorsatze, sie wollte mit keiner andern zum Kaiser gehen. Der Student lächelte nur verächtlich und zuckte ein über das anderemal die Achseln. —

Später ließ sie sich in die kaiserliche Burg aufs Oberhofmeisteramt führen, wo sie den Zettel zur Audienz erhielt, die auf morgen um 8 Uhr anberaumt war. Resel war die Achte an der Reihe. —

Abends wollte man sie in's Leopoldstädter Theater führen, wo sie gerade eine lustige Posse aufführten. Man versprach ihr ungeheuren Spaß davon, sie aber sprach wie Hannah, die Mutter Samuels: „Wie kann ich lachen gehen in die Komödie, wenn mein Herz voll Traurigkeit und Bängniß ist? Weiß ich denn schon, ob ich beim Kaiser was werd' ausrichten? Meine Seel' ist so voll Angst und Schauer, daß mich das eigene Wort erschreckt, was ich spreche." Sie wollte sich auch nicht in der Stadt herumführen lassen, um die Merkwürdigkeiten zu besichtigen. „Bin ich denn dessenthalb auf Wien gekommen?" meinte sie, „ich muß an mein Kind denken. Das ist mir das Merkwürdigste."

Nachts konnte das arme Weib lange nicht schlafen. Die morgige Audienz, die Erinnerung an Mann und Kind, der Bürgermeister und der Advokat, ihr ganzes Weh, aber auch die Hoffnung seines baldigen Endes zogen in wirren Bildern an ihrer Seele vorüber. Sie wachte noch, als die Töchter ihres Vetters aus dem Leopoldstädter Theater zurückkamen; sie traten lachend und singend ein, und erzählten sich im Bette noch lange nachher von den Späßen des Komikers und wie lustig das ganze Stück gewesen sei. Resel beneidete halb diese Sorglosigkeit und dachte sich, wie glücklich doch diese Leute in Wien sein müßten, die Tag für Tag in die Komödie gehen könnten, immer heiter und vergnügt, die das Leben genießen, wie kein Anderer. „Was hat man aber in der Khille (Gemeinde)? Nichts als Kummer und Verdruß." Mit diesen Gedanken schlief sie ein. —

Es war gegen zwei Uhr in der Nacht, als sie plötzlich durch ein heftiges Pochen an der Hausthüre aus dem Schlafe geweckt wurde. Sie schlug erschrocken die Augen auf, da sah sie ein seltsames Schauspiel in der Stube. Ihr Vetter Szimche lief halbnackt mit einem Licht in der Hand, wie wahnsinnig auf und nieder; Frau und Kinder waren ebenfalls aus ihren Betten aufgesprungen und standen mit bleichverstörten Gesichtern um ihn herum. Das Pochen an der Thüre dauerte fort. —

„Um Gotteswillen," schrie Resel, „was ist geschehen, ist wo Feuer im Hause?"

„Still, still," flüsterte man ihr zu, „die Polizei ist vor der Thür', wir haben keine Aufenthaltskarte."

Das Klopfen wurde immer stärker und heftiger, dazwischen tönten drohende Stimmen von draußen. In der Stube stieg die Verwirrung aufs Höchste, Szimche lief noch immer mit dem Licht in der Hand wie sinnenverwirrt in der Stube herum, Resel konnte deutlich hören, wie ihm die Zähne knackend auf

einander schlugen. Der Student schien noch die meiste Geistesgegenwart zu behaupten, er schrie ihm zu, sich doch zu besinnen, oder zu öffnen. Die Schläge an der Thüre wiederholten sich. Da ermannte sich endlich Szimche von seinem Schrecken; er riß das Leintuch aus dem Bette, wickelte es rasch um den ganzen Leib und warf sich in der Mitte der Stube auf den Boden nieder. Resel sah diesem Beginnen mit ängstlicher Erwartung zu.

„Jetzt stellt mir ein Licht zu Kopf," befahl Szimche, „und macht auf. Sagt der Polizei, daß ich todt bin."

Das war ein furchtbarer Augenblick! Der Student nahm das Licht und stellte es dem Todtlebendigen zu Häupten. Eine der Töchter schlug ihm das Leintuch über das Gesicht, die Frau war zur Thüre gegangen, um der Polizei zu öffnen. Gleich darauf traten zwei „Vertraute" in Begleitung mehrerer Soldaten ein; ihr erster Blick fiel auf die Leiche am Boden. Es sah wirklich wie in einem Todtenhause aus. Bleiche verstörte Gesichter rings herum, die der Polizei ihren Schmerz um ein soeben Verlorenes, Theueres, deutlich genug erzählten.

„Wann ist er gestorben?" fragte der eine Vertraute und trat zur Leiche hin.

„Grad vor einer Stund'," sagte die Frau, zitternd vor Angst.

Der Vertraute schlug der Leiche das Tuch vom Antlitz weg und ließ es sogleich wieder sinken.

„Der ist todt," sagte er zu den anderen, „wir haben hier nichts Weiteres zu thun." Sie gingen darauf fort, ohne um die Aufenthaltskarte gefragt zu haben.

Kaum aber war die Polizei zum Hause hinaus und man konnte noch den Schall ihrer Tritte in der einsamen Gasse vernehmen, als Szimche aufsprang und das Leintuch von sich abwarf.

„Nu," rief er, „hab ich den Todten nicht gut gemacht? Kein Federl hat an mir gezuckt. Schön sind sie angekommen."

Und als wäre er wirklich auferstanden aus den Banden des Todes, standen die andern freudig um ihn und lachten und scherzten über die Gefahr, die sie einen Augenblick vorher so sinnlos gemacht hatte. Das Licht wurde wieder ausgelöscht, man suchte die Betten auf und eine Viertelstunde später war es still in der Stube. Keiner hätte es geahnt, daß die Menschen so eben in den Rachen einer furchbaren Gefahr geblickt hatten.*)

Resel aber lag vom fieberhaften Frost der Angst befallen und konnte die übrige Nacht kein Auge mehr schließen. Mit Thränen benetzte sie ihr Lager, denn es ahnte ihr nichts Gutes für morgen. Wie wollte sie in einer Stadt, wo sich ihr Vetter Szimche todtstellen mußte, um der Polizei zu entgehen, eine „Familie" und einen ehrlichen Namen für ihren Benjamin bekommen? Auch beneidete sie nicht mehr die Töchter ihres Verwandten — litten sie für das Vergnügen, tagtäglich ins Leopoldstädter Theater gehen und da die Possen des Komikers belachen zu können, nicht Angst und Jammer genug?

Der Kaiser hatte die Bittschrift gelesen — er hatte gelächelt. Resel war in der Thür des Audienzzimmers in die Knie ge-

*) Nur die „tolerirten" Juden, das sind solche mit Genehmigung der Regierung geduldete, genossen ihren Aufenthalt in Wien ohne sonstige Behelligung und Störung, die übrigen mußten „Aufenthaltskarten" lösen, denen besonders die armen Hausirer, die oft seit ihrer Kindheit schon in Wien lebten, schon um des Zeitverlustes willen, den ein jedesmaliger Besuch des „Judenamts" mit sich brachte, auf mannigfache Weise zu entgehen wußten. Die Polizei — und was sollte ihr unbekannt sein? — kannte und wußte das Alles. Dafür hielt sie nächtliche Hausuntersuchungen — die ohne Karte Betretenen erwartete der „Schub."

sunken, sie war einer Ohnmacht nahe. Da trat der milde Herrscher auf sie zu und mit einer Stimme, die wie ein goldener Strom auf sie fiel, sagte er ihr: „Steh' auf mein Kind, man muß nur vor Gott knien.“ Aber Resel stand nicht auf; aus der Tiefe ihrer Seele rief sie zu dem Herrscher auf: „Gnade, Gnade, Euer Majestät, geben Sie meinem Jaikew eine Familie!“

Da fragte der Kaiser:

„Ist's wahr, daß du schon einundzwanzig Jahre mit ihm lebst?“

„Es sind schon bald zweiundzwanzig,“ entgegnete sie — „und ich hab' auch ein Kind.“

Der Kaiser ging hierauf zum Tische, worauf die Bittschrift lag und schrieb etwas auf die Rückseite derselben.

„Jetzt geh nur, mein Kind,“ sprach er dann mit echt menschlicher Milde, „dein Jaikew wird eine Familie bekommen. Verlaß dich darauf, es wird schon besser werden.“ —

Resel ging. Hätte ihre Seele in diesem Augenblicke das irdische Gewand abgestreift, ein Gebet für den Kaiser wäre das Erste gewesen, womit sie die Lichthallen des ewigen Lebens betreten hätte!

Vier Wochen darauf, nachdem Resel schon längst zurückgekehrt, hundertmal um die „Audienz“ befragt und angestaunt worden, erhielt Jaikew Lederer eine neue „Zustellung“ vom Bürgermeister, aufs Rathhaus zu kommen. Mit freudiger Ahnung im Herzen ging er diesmal die enge Wendeltreppe zum Bureau Nr. 5 hinan. Wie aber ward ihm erst, als der Bürgermeister mit freundlichen Worten erklärte, „es sei allerhöchster Befehl gekommen, dem Jaikew Lederer die erste beste Familie zu verleihen, und da gerade eine erledigt sei, so solle

er darum nur einreichen, sie solle keinem andern zu Theil werden!“ —

Vierzehn Tage darauf war Jaikew Lederer „Familiant.“ —

Nun entstand unter den Eheleuten die sonderbare Frage, ob sie denn — eine neue Hochzeit feiern sollten. Jaikew bezeigte wenig Lust, denn er meinte: „Jetzt bin ich Familiant, was scheert mich die Welt?“ Resel aber sagte: „Nein, Jaikew, so mein ich's nicht. Wenn ich auf Wien gegangen bin, für dich um eine Familie bitten, so will ich auch eine ordentliche Hochzeit machen. Reichen wir also um eine Bewilligung ein.“

Das ganze Ghetto lobte diesen Entschluß. Wieder wurde das dicke Bündel mit Zeugnissen, Gutachten und Bestätigungen gesammelt, wie wir sie schon früher in den Leiden und Drangsalen Jaikew's erwähnt haben. Denn die Gnade des Kaisers hatte ihm wohl die „Familie,“ aber noch nicht die Bewilligung verschafft. Die mußte natürlich ihren gewöhnlichen Gang gehen. Lustig war es, daß das alte Ehepaar sich auch aus dem „Bne Zion“ mußte prüfen lassen und noch lustiger, was dabei vorfiel.

„Sag Sie mir,“ fragte der Kreiskommissär, der sie prüfte, „welche Pflichten hat eine Mutter gegen ihre Kinder?“

Resel besann sich etwas lange, dann sagte sie mit strahlendem Gesichte:

„Sie gern haben, Herr Kreiskommissär.“

Der Kreiskommissär sah den Rabbiner, der wieder ihn an. Sie lächelten beide über die — Einfalt des Weibes.

„Und Er,“ fragte man den Jaikew, „sag' Er mir, wie heißt das zehnte Gebot?“

Dem Jaikew wollte das im Augenblicke gerade nicht einfallen; der Kreisrabbiner fing also das Gebot selbst an, um ihm auf die Bahn zu helfen.

„Du ſollſt nicht begehren nach deines Nächſten Weib —“

„Schöne Frag' das, Herr Rabbiner,“ lächelte Jaikew; „hätte ich denn ſo lang auf meine Reſel gewartet, wenn ich hätt' begehren wollen nach eines Andern Weib? Das Gebot hat Gott nicht gegeben für mich!“

Lachend entließ der Kreiskommiſſär das alte Brautpaar, und ſtellte ihnen das Zeugniß aus, daß ſie aus dem „Bne Zion“ ſehr wohl beſtanden ſeien, woran im Grunde Niemand zweifeln wird, denn die „Moral“ haben Reſel und Jaikew doch verſtanden. —

Die Bewilligung ließ diesmal ſtatt der vierzehn Jahre noch einmal ſo viele Wochen auf ſich warten — immerhin ein bedeutender Unterſchied.

Der Hochzeitstag ward nun feſtgeſetzt.

Die Trauung unter der Chuppe (Brauthimmel) verrichtete nun nicht mehr ein armer Rabbi auf dem Dorfe, ſondern der Kreisrabbiner ſelbſt vollzog ſie, wie es die Sitte erheiſcht, unter freiem Himmel. Reſel trug ein ſeidenes Kleid und unter der goldenen Haube rannen diesmal nichts als Freudenthränen hervor. Sie gefiel auch dem Jaikew ſo wohl, daß er ſelbſt geſtand: „Du ſiehſt heut' wie ein zwanzigjährig Mädel aus.“ —

Am Hochzeitstiſche herrſchte die lauteſte Luſtigkeit! Das ganze Ghetto hatte Geſchenke geſchickt, die nun unter Paukenklang vom Schuldiener ausgerufen wurden. Der reiche Schmul Brandeis hatte ſich ſogar herbeigelaſſen, vier ſilberne Leuchter dem Brautpaar zu verehren.

Gegen Abend, als die Freude ſchon aufs Höchſte geſtiegen war, ſprang Salme Floh, der auch eingeladen war, plötzlich auf den Tiſch und gebot Stillſchweigen.

„Männer und Weiber,“ rief er, „ich will euch ein Räthſel

aufgeben: Wer ist heute zur Hochzeit am zeitlichsten gekommen?"

„Jaikew und Resel," hieß es von allen Seiten.

„Gefoppt, gefoppt," schrie der Räthselsteller; „Jaikew's kleiner Benjamin war's, der ist um acht Jahr' zu zeitlich gekommen." — —

Alles lachte und lärmte durcheinander, sogar Resel, die sonst in diesem Punkt keinen Spaß verstand. —

Dann sprang auch der „Advokat" Lippmann Goldberger auf den Tisch:

„Und wem, meint's ihr," schrie er, „wem verdankt's Jaikew's Benjamin, daß er da sitzt bei dem Hochzeitsmahl seiner Eltern und ein Stück Torte aufißt?"

„Resele, Resele," rief man ihm entgegen, „die ist ja beim Kaiser gewesen."

„Gefoppt, gefoppt," schrie er nun seinerseits; „mir hat er's zu verdanken, denn ich hab' die Bittschrift an den Kaiser gemacht."

Allgemeines Staunen folgte diesen Worten, dann Erklärung Lippmann's, wie er, statt zum Kanzellisten zu gehen, die Bittschrift selbst aufgesetzt habe, damit der Kaiser seine eigene Schrift lese, dann stürmischer Dank des Brautpaares und Jubel und Freude von allen Seiten . . .

Aber, Herr Advokat! haben wir denn das Alles nicht schon in Wien gewußt??

Märchen aus dem Ghetto.

Der Aufgerufene.

Nachts stehen die Todten auf und begeben sich in die Synagoge, um da zu beten. Sie nehmen die Thora aus der Lade heraus, rollen sie auf und beginnen daraus den Wochenabschnitt zu „leinen" (lesen). Es ist eine stumme, betende Gemeinde, man hört keinen Laut, und wenn sich einer, der zur Thora hinaufgerufen wird, durch die dicht Gedrängten bewegt, ist kein Schritt vernehmbar. Die ewige Lampe, die vor der „heiligen Lade" brennt, leuchtet dazu. Nur wenn Einer im Ghetto sterben soll, wird sein Name drin laut aufgerufen, damit er sich zur Thora hinaufstelle. Früh Morgens muß deswegen der „Schulklopfer," der die Synagoge öffnet, dreimal mit dem Schlüssel an die Thüre pochen, damit die todte Gemeinde es wisse, daß die lebende zum Gebet einziehen wolle. Rabbi Moscheh Hahn (dessen Andenken gelobt sei!) hatte sich einst bis tief in die Nacht bei seinem Freunde dem Rabbi verspätet, da beide mit einer wichtigen talmudischen Frage nicht fertig werden konnten. Als er an der Synagoge vorbeikam, hört' er sich d'rin bei seinem Namen

zur Thora hinaufgerufen. Er erſchrickt Anfangs, dann ſagt er leiſe: Schon?? und geht ſtill nach Hauſe und ſagt da zu ſeinem Weibe: Selde, ſchick mir um die Kabbronim;*) ich werd' ſterben. Die lacht ungläubig. Du biſt ja friſch und geſund, ſagt ſie. „Schick' nur," bat er wehmüthig. Sie aber beharrte in ihrem Unglauben. Tags d'rauf konnte er nicht mehr aufſtehen, da mußte ſie freilich um die Todtengräber ſchicken. Am dritten Tage begruben ſie ihn auf dem „guten Ort."

Das ungeſegnete Kind.

War ein Kind, das ſich, wenn der Vater Freitags Abends oder am Sabbat aus der Synagoge heimkam, nie wollte von ihm „benſchen" (ſegnen) laſſen. Wenn er nach den zwei andern Kindern rief, und ſie herbei liefen, um ihre Köpfe unter die ſegnenden Hände des Vaters zu legen, hatte es immer etwas Anderes zu thun, oder verſteckte ſich gar. Kurze Zeit darauf ſtarb es. Am erſten Freitagabende nach ſeinem Tode, als der Vater aus der Synagoge heimkam und nach den Knaben und Mädchen rief, um ſie zu benſchen, kommt es ihm vor, als lägen drei Köpfe unter ſeinen Händen. Er zieht ſie erſchrocken zurück und will nun jedes Kind einzeln ſegnen. Da iſt es ihm wieder, als ſtreckte ſich noch ein Kopf daneben. Am Sabbat fiel das Nämliche vor, und das ging ſo durch die dreißig Tage, in denen der Vater ſein Barthaar wachſen ließ aus Trauer um ſein verlorenes Kind. Geht der Vater darauf zum Rabbi und macht deswegen eine Frage. „Wenn Euch das noch einmal zukommt," ſagt der Rabbi, „ſo haltet die Hände nur

*) Die Geſellſchaft der Todtengräber. Sie beſorgen das Ankleiden, Waſchen und Begraben der Todten.

auf dem unsichtbaren Kopf und benscht ihn, es wird das Euer Kind sein.“ Am Abend des nächsten Freitags spricht denn auch der Vater einen Segen, wie ihn Jakob den Söhnen seines Joseph's gesprochen, und hält seine Hände in der Luft über den Kopf, den er wohl fühlt aber nicht sieht. Seit jener Zeit hatte das ungesegnete Kind in seinem Grabe Ruhe.

Die beweglichen Bücher.

Eben jener Moscheh Hahn, dessen sonderbaren Tod wir erzählten, war es, dem einst noch etwas Anderes zukam. Er hatte nämlich die Gewohnheit, wenn er den Talmud oder andere tiefsinnige Bücher „ausgelernt“ hatte, daß er sie aufs Gerathewohl wieder in den Kasten zurückgab. Da beging er aber ein bedeutendes Unrecht, denn dadurch konnte es geschehen, daß der heilige Name Gottes nach unten gekehrt stand. In der Nacht erweckt ihn einmal das Geräusch eines von dem Schranke heruntergefallenen Buches, er steht also auf und stellt es wieder an seinen Platz zurück. Kurz darauf erwacht er von Neuem, das Buch ist wieder herabgestürzt. Nachdem er aufgestanden und kopfschüttelnd das frühere Geschäft wiederholt hat, legt er sich zu Bett. Aber er muß sich zum drittenmal erheben, denn das Buch liegt wieder am Boden. Da wird er aufmerksam, beschaut es genau und stellt es nun gerade, wie es sein muß, in den Kasten zurück. Er hatte weiter nicht nöthig aufzustehen.

Amen sagen.

Ein alt' Babele (Großmütterchen) lag im Sterben. Fremde Gesichter standen um ihr Bett herum, denn ihr waren alle Kinder und Kindeskinder in die jenseitige Welt vorausgegangen.

Als das Babele schon den Todesengel sah, wie der sein Schwert zu seinen Häupten wälzte und schliff, sagte es tief bekümmert zu den fremden Gesichtern: Ich thu' gern sterben, denn ich bin alt und hab' keine Freund' auf der ganzen Erd'; wüßt ich nur, wer nach meinem Tode wird Kadisch*) und Amen mir nachsagen. In fernen Landen lebt aber ein Urenkel von Babele, wild und zerstreut und seiner Heimath vergessen. Der wird in derselben Nacht durch eine Stimme geweckt, die er rufen hört: Jossef Leben! geh' Morgen früh in „Schul" und sag' deinem alten Babele Kadisch nach, Gott wird dir dessen eingedenk sein. Der wilde Urenkel überhört aber oder verschläft diese Mahnung, er geht nicht in „Schul" und so muß alt Babele noch in den zwei folgenden Nächten sich aus seinem Grabe herauf bemühen, um ihn um das „Amen" zu bitten. In der dritten Nacht weint es sogar und fährt ihm mit der Hand über das Antlitz und spricht: „Du bist mein einzig Urinigl (Urenkel), sonst hab' ich ja kein' Freunde auf der Welt; also geh' in Schul' und sag' mir Kadisch nach." Da ermannt sich der Urenkel und wie der Morgen graut, zieht er die Tefillin (Gebetriemen) an und geht in die Synagoge, wo er ein gar seltener Gast war. Da stellt er sich dann, wie das Morgengebet zu Ende war, zum Vorbeter hin und sagt für sein alt' Babele den erbetenen Kadisch nach. So thut er das ganze Jahr früh Morgens und Abends. Da bekommt er eines Tages einen Brief vom „Magistrat": Sein Babele ist gestorben und hat ihm etliche hundert Gulden hinterlassen.

*) Das Schlußgebet in der Synagoge. Die Trauernden sprechen es für die Gestorbenen durch ein ganzes Jahr. Reiche, kinderlose Leute hinterlassen oft bedeutende Vermächtnisse, damit ein Schuldiener oder ein Rabbi ihnen „Kadisch" nachsage.

Die Badende.

Rabbi Eleasar-Glogau, der zu seiner Zeit ein sehr berühmter Rabbi war, und auch Kabbala verstand, saß einst in später Nacht über dem Talmud und lernte gar fleißig. Da ertönte mit einem Male vom Hofe herauf ein langgezogenes Wimmern; er macht das Fenster auf, um nachzusehen; da erblickt er unten eine weiße Gestalt, angstvoll die Hände zu ihm heraufhebend. „Was willst du?" fragt er sie. „Ich bin," gab die Gestalt zur Antwort, „Fischel-Glaser's Weib, und man hat mich gestern begraben. Weil ich aber vergessen hab', in die Tuck*) zu gehen, muß ich zurück. Rabbi thut mir den Gefallen und gebt mir die Schlüssel." Der besinnt sich nicht lange, und wirft ihr den schweren Schlüsselbund zur Tuck hinab. Bald darauf hört er, wie das Wasser im Bade rauscht, der leiseste Wellenschlag tönt zu seinen Ohren, und genau weiß er es zu entscheiden, wann die Badende sich erhebt und niederläßt und wann sie die Tropfen des feuchten Elementes sich aus den Haaren schüttelt. Dann wird es still; der Rabbi schlief auf seinem Buche ein. Früh Morgens hingen die Schlüssel zur Tuck, wie immer an der Thüre.

Das Kind, das den Messias sieht.

„Ich will mich auch zum Szeder**) setzen," bat das kleine Schimmele, als es die freudigstrahlenden Lichter und den herrlichen Tisch sah, worauf der Auszug aus Mizraim sinnbildlich in mehreren Gegenständen lag, als da sind das gekochte Fleisch,

*) So heißt das öffentliche Bad der Frauen. Tuck, oder eigentlich Duke, weil das Gesetz ein dreimaliges Ducken oder Untertauchen vorschreibt.

**) Die Feierlichkeit, womit man im Ghetto den Auszug aus Egypten begeht.

das Ei und das Salzwasser, und das gelbe Gemische von Aepfeln und Wein, vorstellend den ägyptischen Lehm, den die Kinder Israels zum Baue der Festungen stampfen mußten. Aber das Kind war todtkrank, und so sagte die Mutter zu ihm: „Bleib' du lieber in deinem Bettele, ich bring' dir den ganzen Szeder dorthin." Ob das kleine Schimmele wohl ahnte, daß es der letzte Szeder sein werde, den es auf Erden mitfeierte, weil es so heftig auf seinen Willen bestand? Die Mutter that ihn ihm endlich und so saß das kleine Schimmele vor dem glänzenden Tische, gebettet auf weichen Polstern, die man ihm unterlegt hatte. Man gab ihm auch ein Becherchen Wein, wie jedem Andern, und so oft der Vater trank, nippte es auch und tauchte, als man zu den zehn Landplagen kam, zehnmal seine Finger in den Wein und war fröhlich und selig. „Für wen ist denn das Glas," fragte es, „was da Keiner trinkt?" „Das ist für den Messias" — sagt der Vater. „Wann kommt er denn?" „Nach Tisch wird er kommen." Wie man abgespeist und gebenscht (das Gebet gesprochen) hat, wird wieder die Hagadah*) hergenommen und gesungen. Dann öffnet man spannweit die Thüre, damit der Messias hineintrete. Klein Schimmele sieht mit unverwandten Blicken hin, da wird es bleich und immer bleicher, aber die Augen glänzen und leuchten noch höher, wie die Lichter auf dem Tische; endlich streckt es sogar seine Hände gegen die Thüre aus. „Was ist dem Kind?" fragt lächelnd der Vater, und befiehlt, die Thüre zu schließen. Da fährt klein Schimmele auf und sagt: „Ich hab' den Messias gesehen, er hat mir zugewinkt mit der Hand. Er hat einen Schofer**)

*) Das Buch, worin die Gebete und Gesänge der beiden Nächte enthalten sind.

**) Das große Horn, das am Neujahrstage geblasen wird.

in der Hand und ist jung." Der Vater schüttelt den Kopf und singt weiter: „Im kommenden Jahr in Jeruschalaim." Die Andern stimmten mit ein. Tags darauf war klein Schimmele zwar nicht in Jeruschalaim, aber an einem andern kühlen Ort. Es war gestorben, aber den Messias hat es doch gesehen.

Der Alephbet-Engel.

Das Kind kam traurig und schweigsam aus der Schule heim. Es war kein Wunder: der Lehrer war im Besitze einer dreifach geschlungenen Peitsche und das Alephbet ist in der That nicht so leicht, wie sich das die gelehrten Leute gewöhnlich vorstellen. „Dir seh' ich's an," sagte die Mutter, „der Mallech (Engel) hat dir noch nichts geworfen." „Wie weißt du das?" „Ich hab' ein klein Vögele, das sieht immer zur Schule hinein und hernach fliegt es zu mir herüber und erzählt mir Alles von dir." — Andern Tags, wer kommt selig, lachend, herzfreudig nach Hause gelaufen? „Ist das Vögele da gewesen heut Vormittag?" „Zu jeder Minut' im Tag kommt's zu mir." „Und was hat es erzählt?" „Es hat nicht hoch (laut) genug geredet; war auch gerade ein Kunde im Gewölbe. Sag' du mirs." Das Kind greift in die Tasche und bringt süße Mandeln und noch süßere Rosinen hervor. „Ich bin, soll ich leben, bös auf das Vögele! Warum hat's mir nicht erzählt, daß dir der Mallech das geworfen hat? — aber verdirb dir nur nicht den Magen!"

Des Großvaters Ermahnungen.

„Fischel Leben," sagte einst der blinde, fünfundachtzigjährige Großvater zu seinem Enkel, „gib gut Acht, was ich dir jetzt vorreden werde: Thu mir um Gotteswillen bei Nacht nicht

pfeifen. Du kannſt ein krumm' Maul bekommen und das hat dann der Satan gemacht. Geh' auch nicht in bloßen Strümpfen herum, weil du noch Vater und Mutter haſt; es könnt' Eines davon, Gott ſei dafür, ſterben, und das ſag' ich dir vor Allem: Leg' den Laib Brod immer auf die rechte Seit', — damit du's all' dein Leben zu eſſen haſt . . . Daß man keine Schwalbe beleidigen darf, weißt du ſchon lang; die Schwalben haben Waſſer gebracht, wie der Tempel in Jeruſchalaim iſt zerſtört worden; aber eine Spinne darfſt du am heiligen Schabbes zertreten, die Spinnen, die haben feurige Kohlen aufs Dach getragen . . . Noch etwas darf ich nicht vergeſſen. Wenn du dir die Nägel abſchneidſt, thu's nicht der Reihe nach, übergeh' immer einen Finger, und wenn du ſie dann verbrennſt, leg' zwei Stücklein Holz dazu. Du wirſt fragen warum? Die zwei Stücklein Holz ſollen einmal Zeugen ſein, daß du die Nägel verbrannt haſt. Und warum verbrennen? Was iſt denn an dieſen Nägeln? Hör' mich an! Sind die Nägel nicht an deiner Hand geweſen? Und haſt du mit derſelben Hand dir nicht die Tefillin (Gebetriemen) umgeſchnallt? Und haſt du damit nicht Almoſen gegeben? Warum ſoll etwas vom Leib verworfen werden, was Gott gedient hat? . . ."

Es iſt der Segen hineingekommen.

Braut und Bräutigam ſtanden ſchön geſchmückt da, um unter die Chuppe (Trauungshimmel) zu gehen. Draußen ſchallte fröhliche hochzeitliche Muſik und an der Ecke der Gaſſe richtete der Schameß (Schuldiener) die vier ſchweren Stangen auf, worüber eine ſchwere goldgeſtickte Decke als eigentlicher Brauthimmel geſpannt wurde. Was ſchrieen und ſprangen da die Knaben des Ghetto's, wer die Stützpfeiler tragen ſollte! Aber

gemach, gemach! Wie sich der Zug in Bewegung setzen wollte, schrie der Braut Schwiegervater: „Was eilt Ihr, Leut'? Zuvor muß ich den Nedan (Mitgift) für meinen Sohn auf dem Tisch aufgezählt sehen, früher kein Schritt." „Das Geld ist Euch so sicher," sagt drauf der Vater, „als wenn es schon in Eurem Kasten wäre! — Laßt das bis nach der Chuppe, Mendel!" „Ich soll sterben," schwört hingegen der Schwiegervater, „wenn ich einen Schritt weiter gehe! Erst muß die Mitgift auf dem Tisch liegen." Da wird seufzend der Geldsack aufgethan; Thaler für Thaler, Gulden für Gulden kommt hervor; die Häufchen reihen sich aneinander, und das dauert wohl eine lange halbe Stunde, bis die Summe rund ist. „Das sind erst vierhundert Gulden," sagt Mendel, „da fehlen noch zweihundert dazu." „Mehr geb' ich nicht," meint der Vater ruhig. Noch ruhiger sagt darauf Mendel: „Gut, aber die Hochzeit hat n' End." Alsbald nun brechen die Geister der Zwietracht stürmisch in die Verwandten ein, Braut und Bräutigam werden von einander getrennt; zwischen sie ist der Tisch gedrängt, darauf flimmert das Geld. „Und wegen dem, wegen dem!" ruft die Braut mit entsetzlichem Jammer. Die Bänder der goldenen Haube, die mit den Fransen ihr tief über die Augen herabhing, lösten sich, sie fiel nach rückwärts und ein bleiches, erschrockenes Antlitz ward sichtbar. Da ward mit einem Male der Schwiegervater, Mendel, schwach bis zum Umsinken. „Leut', Leut'," ruft er, „seht her, da ist ein Wunder vom Himmel geschehen, auf dem Tisch liegen die sechshundert Gulden." Hundert Hände wühlen, zählen zu gleicher Zeit in dem Gelde; die sechshundert sind vollzählig. „Da ist der Segen hineinkommen," denken, sagen die Leute, stiller Schauer fliegt über die Herzen. Man geht zur Hochzeit. —

Noch etwas vom Segen.

Wenn man den „Segen" in seinem Hause bemerkt, so spreche man lieber nichts davon! Hinter jedem Segen lauert ein böser Sched (Geist), der im Augenblicke des Aussprechens seinen giftigen Hauch darüber bläst. — Das hat sich Josel Kozanda, der ein Dorfgeher war, sehr wohl gemerkt. Denn als er eines Freitags von der Wochenwanderung durch die Dörfer zurückkehrte, war seine Seele traurig und gramvoll, weil er nicht einmal so viel „gelöst" hatte, um sich damit den Sabbat zu machen. Wenn er zum Wirthshause in der großen Allee kam, wußte er, stand sein gutes Weib Perl, und begehrte Geld von ihm auf eben diesen Sabbat. Und mit Verzweiflung dachte er daran, wie er den letzten silbernen Löffel, den er noch von seinen Hochzeitsgeschenken her hatte, werde nehmen und zu Kalme dem Goldschmied werde hintragen müssen.

„Was soll man thun," meinte er still in sich, „der Schabbes muß gehalten werden." Fast in dem nämlichen Augenblicke stand ein Bauer vor ihm, der zu kaufen begehrte. Josel öffnete den Pack, der Bauer „handelte" nicht, und belud sich mit der Waare, worauf er ihm das baare Geld in die Hand zählte. Damit ging Josel Kazanda fröhlich und gottpreisend weiter; nur wunderte er sich, daß, als er sich nach dem Bauer umblickte, nichts von ihm zu sehen war. Die Straße machte doch keine Krümmung.

Bei dem Wirthshause fand er sein Weib; er gab ihr Geld auf „Schabbes."

Nun traf es sich, daß am nächsten Freitag sein Weib seiner nicht wartete, nämlich dort beim Wirthshaus; ja, als er in seine Stube trat, dünkte es ihn noch sonderbarer. Denn da leuchtete und duftete der Sabbat durch alle Räume. Auf dem

Tische lagen schon die herrlich gebräunten weißen Brode und Perl schuppte soeben einen großen Fisch ab.

„Warst du vielleicht bei Kalme Goldschmied?“ fragt er sie verwundert.

„Wo fallst du aus?“ entgegnet sie. „Und wie hast du Schabbes gemacht?“ „Ich hab' noch Geld von vergangener Woch'.“ Sie sahen sich darauf einander an; es war Ein Gedanke in ihrer Seele, aber sie sprachen ihn nicht aus. Am folgenden Freitag wartete Perl wieder nicht und Josel fand wieder Schabbes gemacht, leuchtender und duftender als je zuvor. Das ging so durch viele lange Jahre; nicht nur für den Sabbat, für die ganze Woche war immer Geld da. Es blühte und grünte in dem Hause des Dorfgehers, sichtbar rauschten die Fittige des Segens darüber. Er, der arme verachtete Mann, der nicht einmal das Wochengeld für den Rabbi aufbringen konnte, schickte ihm nun zu jedem Feiertag mehr als jeder andere, und Perl, die in einem versteckten Winkel der „Weiberschul“ gestanden, wo sie von dem, was in der Männerschul vorging, nichts erfuhr, hatte ihren „Ständer“ jetzt oben, den dritten von der Vorsteherin.

Am Todtenbette Josel Kozandas stand die ganze Gesellschaft der Kabbronim (Bruderschaft der Todtengräber) und sagte mit ihm die letzten Gebete. Er aber hieß sie sämmtlich hinausgehen, bis auf sein treues Weib Perl, die ihm näher treten mußte. „Ich geh' jetzt aus der Welt,“ sagte er, „soll ich nichts reden?“ „Schweig lieber“, entgegnete sie, „bis du drüben bei Gott bist, da kannst du dich bedanken.“

Also schwieg er; aber ein Lächeln konnte er sich nicht versagen, und sie lächelte auch. Konnte es sich da glänzender offenbaren, daß der Segen über sie gekommen war?

Der Begleiter.

Eine Mutter gab ihrem Kinde, das in die weite Welt zog, das letzte Geleite bis zur Straße, die es nun ziehen sollte. Wie sie es nun geherzt und geküßt und gesegnet hatte, sprach sie tiefbekümmert: „Jede Mamm' (Mutter), die ihr Kind von sich läßt, bekommt von Gott einen Mallech (Engel), der geht mit dem Kind fort und gibt Acht auf ihn. Nur um das Eine bitt' ich dich: leg' alle Tage Tefillin — und wenn du's nicht thu'st, wird mir's schon der Mallech erzählen." Nun aber sage ich Euch: an den Wimpern der Mutter hing noch das Thränennaß, als das Kind schon ihren Engel vergessen hatte. Eine wilde Zerstreuung bemächtigte sich seiner Sinne, und die Tefillin schliefen einen unheimlichen Schlaf. „Wo bleibt der Engel meiner Mutter'?" fragte sich oft das Kind, so lang es in Freuden schwamm, und dieselbe Frage that es, als es krank, hungrig und abgezehrt — fern von seiner Mutter war. Da fiel ihm das Beten wieder ein; es nahm die Tefillin hervor und umschnallte damit die linke Hand und den Kopf. Wie er sie nach dem Gebete wieder in das Sammetbeutelchen zurücklegte, das er in seinem dreizehnten Jahre von seiner Schwester erhalten, fiel da nicht etwas Hellleuchtendes, Freudigfunkelndes heraus? Waren das nicht zwei große Goldstücke?? Nächster Tage brachte die Post einen Brief, darin stand: „Gute Mutter! deinen Mallech hab' ich erst jetzt gesehen, und grad zur rechten Zeit ist er gekommen. Jetzt will ich alle Tag Tefillin legen und hab' mir von dem Geld auch zwei Paar Stiefel und einen guten Winterrock angeschafft."

Nicht sterben können.

In stiller Nacht war es einmal dem Schulklopfer, als hörte er den Hammer, womit er früh Morgens und Abends

die Leute zur Synagoge rief, in leisen Schwingungen auf und nieder gleiten. „Der Hammer läßt mich nicht schlafen," sagte er zu seiner Tochter, die ebenfalls wach den unheimlich leisen Schlägen lauschte. „Einer wird sterben wollen in der Gasse," sagte sie schaudernd, aber gleich darauf schrie sie in ungeheurer Angst: „Lebendiger Gott! der Rabbi wird's sein." In demselben Augenblicke hörten die Schwingungen des Hammers auf; draußen aber pochte Jemand ans Fenster und eine hastige Stimme rief: „Steht auf und geht in Schul klopfen, die Leut' sollen Thillim (Psalmen) sagen, denn der Rabbi liegt im Sterben." In stiller Nacht ertönten nun die drei bekannten Zeichen des Hammers an jeder Thüre. Aufschauernd in den innersten Fasern ihrer Seele hörte die Tochter, wie ihr Vater von Haus zu Haus schritt, und als nun der letzte Schlag an der letzten Thüre der Gasse verschollen war, meinte sie, jetzt müsse der Rabbi seinen letzten Athemzug gethan haben. Da mußte sie bitter weinen. Aber das Thillimsagen der Leute hielt seine scheidende Seele noch zurück, noch wichen die Schatten des Todes nicht vom Rabbi. Früh Morgens war er ein Sterbender, und seine Bochrim (Schüler) wehklagten lauter. Man nahm nun Wachs und Docht, man maß die ganze Körperlänge des kranken Rabbi, und formte darnach ein riesiges Licht. Dem zog man einen Sterbekittel an, und trug es dann hinaus auf den „guten Ort" (Friedhof), wo man es zu den Todten begrub. Dennoch mußte man bald darauf denken, die Körperlänge des Rabbi — für die sechs Bretter seines Sarges zu brauchen. „Gott, starker Gott!" schrien die Bochrim, „wie sollen wir es denn anfangen, daß der Rabbi leben bleibt?" — „Kommt Jahre für ihn sammeln," sprach darauf Einer, „vielleicht hört uns Gott." Ein Bocher ging nun von Haus zu Haus, ein Papier in der Hand, dahin ein Jeder schrieb, wie viel Jahre,

Wochen oder Tage seines eigenen Lebens er für den sterbenden Rabbi gab. Des Schulklopfers Tochter stand vor der Hausthüre, als der Bocher mit dem Papiere gerade vorbeiging. „Und du giebst nichts für den Rabbi her?“ rief er ihr zu. — „Mein Leben, mein ganzes Leben geb' ich für ihn hin,“ sprach sie schluchzend. „Soll ich das einschreiben?“ — „Schreibt, schreibt!“ So zeichnete der Bocher das Leben Hannele's ein. Zur selben Stunde genas der Rabbi; — am andern Tage begrub man eine junge Leiche auf dem „guten Ort“ — nun, es war des Schulklopfers Tochter. Aber so hastig das Mädchen unter die Todten gegangen war, so schwer fiel es nun dem Rabbi, seinen Namen aus dem Buche der Lebenden auszulöschen. Es war merkwürdig: in der ersten Zeit nach seiner Genesung war der Rabbi fröhlich und guter Dinge; er blühte in wunderbarer Kraft wieder auf. Dann aber ward er schwermüthig und bleich; die Leute wußten nicht, woher das kam. Die Leute wußten nicht, daß, wenn der Rabbi in später Nacht über dem Talmud saß und lernte, unten im Hofe ein leiser Gesang ertönte, und daß, wenn er das Fenster öffnete, ein schönes Mädchen unten stand, dessen Todeslächeln er durch den Schleier der Finsterniß hinaufleuchten sah. „Sie könnte jetzt singen, und frei sein, wie der Vogel in der Luft,“ dachte dann der Rabbi, und in stiller Nacht weinte er über den dumpfen Blättern seiner Bücher. Einmal um Mitternacht erschollen bange Wehklagen um das Haus, sonderbare Töne, wie sie der Schmerz erpreßt. Gleich darauf hörte er die Stimme eines neugebornen Kindes. „Weh' geschrien!“ rief der Rabbi, „um das hab' ich sie gebracht.“ In jeder Nacht vernahm er nun dies Kinderwimmern, dazwischen aber auch so himmlische Wiegenlieder, daß er aus tiefstem Herzensgrunde weinen mußte. Sechsmal im Laufe der Jahre wiederholten sich

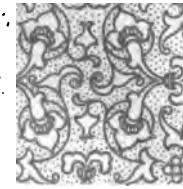
die Schmerzensklagen jener Nacht, dann kam das Neugeborene, dann die wunderbaren Wiegenlieder. Dann ward es eine lange Zeit still . . . einmal jedoch erscholl wieder schöner, jubelnder Gesang, und der Rabbi wußte: „Jetzt macht ihr erstes Kind Bar-Mitzweh (das ist die Feierlichkeit des dreizehnten Lebensjahres bei den Knaben), ich hab' sie darum gebracht." Wieder ward es still, bis nach Jahren einmal neuer, schöner Gesang ertönte, und der Rabbi wußte: „Jetzt führt sie ihre Tochter unter die Chuppe (Trauungshimmel), ach und weh, ich hab' ihr das genommen." Nie kam nun die Stimme klagend oder weinend; immer war es herrlicher, unaussprechlich süßer Gesang und der Rabbi ward inne: „Eine glückliche Mutter wär' sie geworden, ich hab' ihr das vernichtet." So lebte der Rabbi das ganze Dasein des Mädchens durch, ja schon gelüstete es ihm einmal, die schönen Melodien verstummen und Wehklagen dafür zu hören, damit er doch wüßte, sie hätte auf Erden auch gelitten. Aber das kam nicht, und der Rabbi weinte über den Talmud: „So glücklich wäre sie geworden!" Nun wollte er sterben, vergehen; der Gesang ermüdete sein Leben; dennoch konnte er nicht sterben. So war er alt und greisenschwach geworden; die Leute in der Gemeinde sanken vor ihm ins Grab, ja selbst die Kinder, die er einmal gebenscht (gesegnet), schlichen nun als finstere hinfällige Alte herum. Sie starben; er aber konnte es nicht. „Wann ist's an der Zeit, du Mädchen!" fragte er oft, „wie lange willst du denn leben?" Da ertönte einmal um Mitternacht ein banger Wehruf, wie der eines Sterbenden vom Hofe herauf. „Jetzt ist sie todt," sagte der Rabbi, „Gott sei ewig Dank!" Früh Morgens fanden ihn die Bochrim entseelt vor seinen Büchern liegen.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Inhalt.

	Seite
Judith die Zweite	1
Alt Babele	28
Schlemiel	50
Die Kinder des Randars	82
Ohne Bewilligung	238
Märchen aus dem Ghetto	284

op. 6



Stanford University Libraries
3 6105 015 303 477

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

PT
2381
K3
188-
V.1